Holtei

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Neuester Roman Karl von Holtei's.

Hans Treustein.

Roman in drei Bänden

von

Karl von Holtei.

8. 69 Bogen. Eleg. brosch. Preis 5 Thlr.

„Dieser Roman gehört nicht nur zu den gediegendsten und gehaltvollsten Dichtungen Holtei's, sondern auch zu den bedeutendsten literarischen Erscheinungen der Gegenwart. Alle Vorzüge der Holtei'schen Muse: der frische gemüthreiche Humor, der prickelnde Geist, die vorzügliche frappante Charakterschilderung, welche jede seiner Romanfiguren mit ergreifender Lebenswahrheit vorführt, die fließende Darstellung, der rasche Verlauf der Handlung, die Meisterschaft in der Erfindung von Situationen und Begebenheiten, die spannenden Episoden, die Ergiebigkeit und Vielseitigkeit der Gestaltungsgabe, die treffenden sentenziösen und geistvollen Bemerkungen über Welt und Zeit, über alle möglichen Zustände und Fragen des inneren und äußeren Lebens, — kurzum das Einzelne wie das Ensemble verrathen die Hand des Meisters und halten den Leser von Anfang bis Ende sowohl in jener angenehmen erwartungsvollen Spannung der Neugierde wie in jener Befriedigung des Verstandes und der Urtheilskraft, die wir von einem vollendeten poetischen Kunstwerke verlangen. Da ist nichts Störendes, nichts Gedehntes, nichts Halbes, da ist keine Stelle, worin Nebensächliches über Wesentliches hervorragte — da ist überall klassische Ruhe und Schönheit, weises Maßhalten, Klarheit und Frische. Wir können den Lesern dieses Romans einen seltenen Genuß von demselben versprechen und wollen dem rüstigen Greise Holtei nur von Herzen wünschen, daß es ihm vergönnt sei, uns noch mit mancher ähnlichen gereiften Schöpfung seiner Muße und Muse zu beschenken." (Erheiterungen 1866, 9. Hft.)

Theater

von

Karl von Holtei.

Groß-Lexikon 8. 33½ Bogen. Preis 4 Thlr.

Diese umfangreiche Sammlung giebt ein beredtes Zeugniß für die dramatischen Leistungen Holtei's.

Charpie.

Eine Sammlung vermischter Aufsätze

von

Karl von Holtei.

Erster Band.

Charpie.

Eine Sammlung vermischter Aufsätze

von

Karl von Holtei.

Erster Band.

Zum Besten des Schlesischen Central-Frauen-Vereines
für verwundete Krieger.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1866.

Seiner Majestät

meinem allergnädigsten Könige und Herrn

in

ehrfurchtsvoller Liebe und Treue!

H.

Vorwort.

Der „Gesammtausgabe" meiner „erzählenden Schriften" noch eine Sammlung hier und da zerstreuter, kleinerer Aufsätze anzuhängen, bin ich längst Willens gewesen; hab' es jedoch aufgeschoben, weil immer neue Arbeit dazwischen kam.

Jetzt gerade wollt' ich Ernst machen. Geht es doch mit raschen Schritten dem Grabe zu; ist es doch hohe Zeit vorher vollends aufzuräumen; und ließ doch die liebe Eitelkeit hoffen, jener Gesammtausgabe gütige Besitzer würden nicht abgeneigt sein, durch des alten Plauderers Nachlaß dieselbe zu vervollständigen! —

Und da ich nun rings umher mit vollen Händen für den edelsten aller Zwecke spenden sah, meine eigenen Hände aber leer waren . . . was natürlicher, als der Wunsch: wenigstens etwas darbieten zu können? Sei's mit leeren Händen, doch aus vollem Herzen?

So entstanden aus „Vermischten Aufsätzen" zwei Bändchen Charpie.

Dieser Titel scheint mir passend gewählt.

Denn woraus wird, was man Charpie nennt?

Sie soll von schon getragenem Leinenzeug gezupft, selbiges soll aber zuvor möglichst sauber gewaschen und gereiniget sein.

Nachstehende Aufsätze sind zum größeren Theile auch bereits „getragen"; das heißt, sie erschienen gedruckt in verschiedentlichen Zeitblättern, Wochenschriften, Monatsheften, Almanachen und Sammelwerken. Auch sie wurden neuerdings, bevor ich sie zur „Charpie" verwendete, gereiniget, — überarbeitet — erweitert — verkürzt. Mehrere davon sind durch öffentliche Vorträge lebendig geworden, haben Anklang gefunden, und hoffen, als alte Bekannte, auf herzliche Begrüßung.

Sie stellen sich durchaus nicht in chronologischer Reihefolge ihres Entstehens ein. Es ist nicht zierlich gepflückte „Sieb-Charpie"; keine sorgsamlich mit geglätteten Fäden in Bündel geflochtene!

Nein, um beim Gleichniß zu bleiben: ganz gewöhnliche, ungebundene, durcheinander-geworfene; wie der Wundarzt sie rasch herausgreift, nach Bedürfniß des Momentes.

Leere Stunden können auch Wunden schlagen. Wolle der Leser auf manche solche leere Stunde eine Hand voll meiner Charpie legen!

Und gebe Gott, daß dieses Buches Ertrag, nach Abzug der Papier- und Druckkosten, hinreiche, wenigstens Einigen unserer verstümmelten Helden Freude und Unterstützung zu bringen.

H.

Subscribenten-Verzeichniß.

	Expl.
G. P. Aderholz' Buchhandlung in Breslau für	
Aug. Klapper in Neurode	1
Nessel, Kreis-Richter in Frankenstein	1
Peschke, Gutsbesitzer in Neualtmannsdorf bei Münsterberg	1
Thiel, Dom-Capitular in Breslau	1
Aug. Akermann, Kaufmann in Jauer	1
Gebr. Alberti in Waldenburg i./Schl.	2
Appun's Buchhandlung in Bunzlau für	
Applicant Jung in Goldberg	1
Frau Lieutenant Plumé in Thiergarten	1
Arnoldische Buchhandlung in Dresden	1
J. Böhmig in Pulsnitz	1
v. Aulock, Kgl. Kammerherr und Landesältester in Costau b. Pitschen	1
Aumann, Herzogl. Revierförster von Süßwinkel pr. Oels	1
Bach'sche Buchhandlung in Dresden für	
Herrn Bieberstedt in Niederlößnitz	1
Frau Generalin Friederike v. Bila, geb. Freiin v. Kahlden in Dresden	1
Ingenieur Fischer in Dresden	1
Fr. verw. Forstinspector J. Theresia Gottschall in Dresden	1
v. Graeve, Kgl. Preuß. Rittmeister a. D. in Dresden	1
Frl. Güntz in Dresden	1
Ad. Haupt in Dresden	1
Fr. v. Heyden, Kgl. Preuß. Prem.-Lieut. a. D. in Dresden	10

	Expl.
C. A. Hippe, Advocat und Notar in Dresden	1
Fr. Hottenroth, geb. Willert, in Dresden	1
F. W. Hübel in Dresden	1
Fr. Oberstin v. Ivernois, geb. Freiin v. Loën in Dresden	1
Frl. Hel. Klemm in Dresden	1
Dr. Knorr, Stabsarzt in Dresden	1
Rathsregistrator Herm. Krebs in Leisnig	1
Frl. Adele Leßmann in Dresden	1
Frl. Mechau in Dresden	1
Fr. verw. Marie Müller in Dresden	1
Neumann & Päßler, Buchdruckereibesitzer in Dresden	1
Frl. A. Otto in Dresden	1
Mor. Roßner, Kaufm. in Dresden	1
Frl. A. v. Schätzell in Dresden	1
Fr. Justizräthin Dr. Schmidt in Dresden	1
Schöpffer in Dresden	1
v. Schreibershofen, Gener.-Lieut. Excell. in Dresden	1
Frl. Am. Streubel in Dresden	1
Der Turn-Verein zu Neu-Antonstadt in Dresden	1
Fr. Secretair Vogel in Dresden	1
L. B. in Dresden	1
N. N. in Dresden	1
Adolf Baedeker, Buchhändler in Rotterdam	1
Ad. Bänder, Buchhändler in Brieg, für	
H. Kohrig, Tuchfabrikant in Brieg	1
Pohl, Organist in Briesen bei Brieg	1
Em. Bänsch, Hofbuchhandlung in Magdeburg, für	
Em. Bänsch, Königl. Hofbuchhändler in Magdeburg	1
G. Barnewitz, Hofbuchhandlung in Neu-Strehlitz	2
Rud. Bauer, Buchhandlung in Leobschütz, für	
R. Bauer, Buchhändler in Leobschütz	1
Leop. Goldberger, Kaufmann in Leobschütz	1
Das Königl. Kath. Gymnasium in Leobschütz	1
Wendelin Jüttner, Pfarrer in Schönau	1
J. Menzel, Apotheker in Leobschütz	1
Pfahl, Reg.-Rath in Leobschütz	1
Osw. Scholz, Apotheker in Leobschütz	1

Expl.

Baum, Fürstl. Dom.-Pächter in Fürstl. Neudorf bei Bralin . . . 1
M. Baumeister, Buchhändler in Lauban 1
Baumeister, Major in Warmbrunn 1
Baumgarten, Pastor in Gr.-Mellen b. Beyersdorf in Pommern 1
Bayer I., Prem.-Lieut. und Comp.-Führer im 4. Oberschl. Infant.-Regt. Nr. 63 in Neisse 1
Amanda Becker, Gutspächterin in Liebenzig b. Kontopp . . . 1
Jos. Becker, Kgl. Förster in Schmograu b. Bernstadt i./Schl. . . 1
Alb. Becker in Warstein (Westphalen) 1
Frl. Ulrice v. Beerfelde, in Liebenow b. Dühringshof, Reg.-Bez. Frankfurt a./O. 1
B. Behr's Buchhandlung in Berlin 1
E. Berger, Buchhändler in Guben, für
Ed. Berger, Buchhändler in Guben 1
Besser'sche Buchhandlung in Berlin 1
Bial & Freund, Buchhändler in Breslau 1
M. Bielschowsky, Apotheker in Punitz 1
Prinzeß Biron v. Curland in Poln. Wartenberg 5
v. Bodelschwingh, Landrath in Hamm, Stdt. 1
Bojanowski, Kgl. Kreis Steuer-Einnehmer in Neumarkt i./Schl. 1
Carl Bolik in Cosel O./S. 1
Osk. Bonde, Hofbuchhandlung in Altenburg, für
J. Hoh., Fr. Agnes, Herzogin zu Sachsen-Altenburg in Altenburg 3
Boyes & Geisler, Buchhandlung in Hamburg 2
A. E. Brachvogel, Schriftsteller in Berlin 1
v. Brandenstein, Lieutenant im 1. Schles. Jäger-Bat. Nr. 5, 9. Div., 5. Armee-Corps 1
Breithaupt, Ober-Controleur in Ratibor 1
Siegmund Bremer, Buchhändler in Stralsund 1
Alfr. Bruhn's Buchhandlung in Braunschweig für
E. Bötticher, Kaufm. in Helmstedt 1
Harald Bruhn, Buchhändler in Braunschweig 1
Fr. v. Cramm-Rhode in Braunschweig 1
A. Cruse, Kreis-Direktor in Helmstedt 1
Dr. phil. Dauber in Helmstedt 1
Fr. M. Degener in Braunschweig 1
Degener, Kreisrichter in Helmstedt 1

Expl.

Dony, Amtsrichter in Helmstedt 1
F. Eysholdt, Stadtkämmerer in Gandersheim 1
H. C. Gerbracht in Braunschweig 1
Häberlin, Landes-Oekonomie-Conducteur in Helmstedt . . 1
Wilh. Hampe, Kaufm. in Helmstedt 1
Hassel, Kreisrichter in Helmstedt 1
v. Heinemann, Oberlehrer in Helmstedt 1
Dr. Heß, Professor in Helmstedt 1
Carl Höpner, Fabrikant in Helmstedt 1
Ed. Kirchhoff, Kfm. in Helmstedt 1
Fr. Kramer, Amtmann in Helmstedt 1
Wilh. Kunze, Gymnasiast in Helmstedt 1
C. Langerfeldt, Auditor in Holzminden 1
Lichtenstein, Apotheker in Helmstedt 1
Gebrüder Lindenberg, Kaufleute in Helmstedt 1
H. Müller, Kaufm. in Helmstedt 1
v. Praun, Revierförster in Helmstedt 1
A. Prötzel, Gymnasiast in Helmstedt 1
Sallentin, Kreisrichter in Helmstedt. 1
Carl Salomon, Fabrikant in Helmstedt 1
L. Sander, Amtsrath in Helmstedt 1
B. Scheffler, verw. Fr. Pastor in Helmstedt 1
Dr. med. Scholz, Kreisphysikus in Helmstedt 1
Schottelius, Advocat-Anwalt in Helmstedt 1
R. Schrader in Braunschweig 1
C. Steinhoff, Gymnasiallehrer in Helmstedt 1
Wilh. Suder, Kaufmann in Helmstedt 1
Caroline Volckmar in Braunschweig 1
Wachowski, Consul in Braunschweig 1
C. Brünslow, Buchhändler in Neubrandenburg 1
Buddenbrock, Baronin v. Kl. Tschirnau bei Brieg 1
Fr. Oberst v. Bültzingslöwen in Wesel 1
Benny Burchardt, Stadtrath in Landsberg a./W. 1
Carl Burow, Buchhändler in Querfurt 1
Fr. Baumeister Anna Büttner in Falkenberg O./S. 1
Fr. H. Carstädt in Mittelwalde 1
Casper, Kgl. Kreis-Secretair in Trebnitz 1

Expl.

v. Chappuis, Rechtsanwalt und Notar in Waldenburg i.|Schl. . 1
E. Charlier, Wagemeister in Antonienhütte O.|S. 1
W. Clar's Buchhandlung in Oppeln 1
Clar's Buchhandlung in Gr.-Strehlitz für
Frl. Breitkopf in Gr. Strehlitz 1
Frl. Emma Jaschkowitz in Rosmirka 1
Justus, Oberamtmann in Warmuntowitz 1
Clausnitzer, Bauführer in Kattowitz 1
M. Cohn, Buchhändler in Liegnitz, für
Beyer, Buchdruckereibes. in Steinau a.|O. 1
Fr. Brüstlein, Rittergutsbes. in Lampersdorf b. Steinau a.|O. 1
M. Cohn, Buchhändler in Liegnitz 1
Jänsch, Mühlenbaumeister in Liegnitz 1
v. Knobelsdorf, Kammerherr in Liegnitz 1
Köhler, Silberwaaren-Fabrikant in Liegnitz 1
Quoos, Rittergutsbes. in Brockendorf 1
Frl. Paul. Rosemann in Liegnitz 1
Frl. v. Seelstrang in Liegnitz 1
Fr. Rittergutsbes. Lieutn. Zahn in Jeschkendorf 1
Conrad, Calculator in Strehlen 1
v. Cramon, Rittergutsbesitzer auf Schloß Schurgast b. Schurgast 1
Craz & Gerlach, Buchhandlung in Freiberg 1
Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg für
Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg 1
Dr. Silberschlag, Gerichtsrath in Magdeburg 1
Dannenberg & Dühr, Buchhandlung in Stargard i. Pommern. 1
E. Deichsel, Pharmaceut in Barmen (Wupperfeld) 1
Frl. Amalie Derzewska in Christburg, Westpr. 1
Deuerlich'sche Buchhandlung in Göttingen 1
Auguste Dewald in Ruda 1
Fr. A. Dittrich in Czienskowitz bei Poln. Neukirch 1
Dülfer, E., Buchhändler in Breslau 1
Dümmler's Sortiments-Buchhandlung in Berlin für
Frau Caspar in Berlin 1
Dziuba, Kreis-Gerichts-Rath in Rosenberg O.|S. 1
Fr. Ebbecke, Buchhändler in Lissa, für
Werner, Apotheker in Rawicz 1

	Expl.
Graf v. Egloffstein in Arklitten bei Gerdauen	1
Engelken, Oberförster in Kgl. Dombrowka bei Carlsruhe O./S.	1
G. Engelmann, Buchhändler in Riga	1
Ad. Enslin, Buchhändler in Berlin	1
Fr. Friedrich Ertel in Hamburg	3
M. Färber, Buchhandlung in Gleiwitz, für	
Fr. v. Paczénska, geb. Freiin v. Welczek in Knurrow	3
Rybka in Gleiwitz	1
Warmbrunn, Glasfabrikant in Wessola	1
Frl. Pauline Feldner, in Rödinghausen b. Bünde i./Westph.	1
Felsmann, med. chirurg. in Dittmannsdorf b. Waldenburg i./S.	1
A. Fiedler's Buchhandlung in Breslau	1
Bruno Finger in Neumühle bei Liegnitz	1
Fischer, Kgl. Polizei-Districts-Commissar und Polizei-Anwalt in Dusznik	1
E. Fleck, Dr. med., Director der Privat-Irren-Anstalt in Schmiedeberg i./Schl.	1
Auguste Fleischer, Mühlenbesitzerin in Deutsch-Lissa	1
H. Fleischer, Apotheker in Rauden O./S.	1
Jules Fonrobert, Fabrikbesitzer in Berlin	1
W. Förster, Buchhändler in Beuthen, für	
Burchhardi, Forstinspector in Neudeck	1
Linke, Baumeister in Beuthen O./S.	1
Franck, Commerzien-Rath in Breslau	3
Frau Generalin v. Fransecky, geb. Freiin v. Preuschen-Liebenstein in Magdeburg	1
Dr. R. Friedenthal, Landrath a. D., in Giesmannsdorf b. Neisse	5
Aug. Friedrich in Giesmannsdorf bei Neisse	1
Fuhrmann, Hüttenmeister in Paprozan bei Tichau	1
P. Fürstenthal, Buchhandlung in Sagan, für	
Dr. Beerel in Sagan	1
Paul Fürstenthal, Buchhändler in Sagan	2
Frl. Hedwig Gäde in Ohlau	1
C. Gaßmann, Buchhändler in Hamburg	3
G. Gastrow, evang. luth. Pastor in Strehlen	1
Frl. Maria Gebhard in Riemberg bei Kroitsch	1
F. Gebhardi, Buchhandlung in Brieg	2

Expl.

Dr. George in Zoppot 1
A. Gerlach & Comp. in Reichenbach i.|Schl. 1
Gerstenberg'sche Buchhandlung in Hildesheim 1
H. Giersberg in Liatkawe b. Sulmierzyce 1
Glatzel, Reg.-Assessor u. Special-Commiss. in Creutzburg O.|S. . 1
Dr. Glatzel, Knappschaftsarzt in Malapane 1
Glogner, Rentmeister in Ruppersdorf b. Strehlen 1
Ferd. Goliberfuch in Gleiwitz 1
F. Goretzki's Buchhandlung in Beuthen für
  F. Goretzki, Buchhändler in Beuthen O.|S. 1
  Ob.-Insp. Sack in Hubertushütte 1
Apotheker Görlich in Rayersdorf b. Landeck i.|Schl. 1
Gosohorsky's Buchhandlung in Breslau für
  Dickhuth, Stadtrath in Breslau 1
  Frau Gräfin v. Frankenberg in Zinowitz 1
  Frl. Alexandrine Friesner in Breslau 1
  Frosch, Oberamtmann in Prausnitz 1
  Frl. Amalie Gombert in Breslau 1
  v. Goertz, Geh. Reg. Rath in Breslau 1
  A. Gosohorsky's Buchhandlung (L. F. Maske) in Breslau 2
  Madame Gosohorsky in Breslau 1
  Gottschling, Oberamtm. in Glischwitz b. Trachenberg . . 1
  Grempler, Dr. med. in Breslau 1
  Frl. Hausser in Breslau 1
  Frau Geh. Commerzr. v. Löbbecke in Breslau 1
  L. Maske, Buchhändler in Breslau 1
  Ottow, Kreis-Gerichts-Direktor in Landeshut 1
  Frl. Post in Breslau 1
  v. Pritzelwitz in Bad Königsdorf b. Jastrzemb 1
  Rupprecht, Fr. Landräthin in Breslau 1
  Schwarz, Appell.-Ger.-Rath in Breslau 1
  Frau Gräfin Charlotte v. Seherr-Thoß in Breslau . . . 1
  Frau v. Steun in Breslau 1
  Frl. Taetzel in Breslau 1
Bankier Alfr. Gradenwitz in Berlin 1
Frl. M. v. Grape in Berlin 1
Frdr. Grauer, Rechtsanwalt in Kempen 1

Expl.

Jos. Graveur's Buchhandlung in Neisse für
Fr. v. Humboldt sen. in Ottmachau 1
Kahn, Gutspächter in Carlowitz 1
Dr. Zastra, Director in Neisse 1
H. Gregor in Freiburg i.|Schl. 1
W. Greven's Buchhandlung in Cöln 1
Fr. Asla Groß, geb. Müllner in Rybna bei Friedrichshütte . . 1
F. Grosse, Försteri. Mellendorf pr. Langseifersdorf (Kr. Reichenbach) 1
G. Grote'sche Sortiments-Buchhandlung in Hamm 1
Grüneberger & Comp., Buchhandlung in Oels, für
v. d. Berswordt, Landrath in Schwierse 1
Grüneberger, Buchhändler in Oels 1
C. Hahn, Gutsbesitzer in Schmarse b. Oels 1
Hohenthal, Hofprediger in Oels 1
Prätorius in Breslau 1
Frl. v. Rosenberg-Lipinsky in Gutwohne 1
Frl. v. Scheliha in Oels 1
Fr. Schmiedel, Justizräthin in Oels 1
Stephan, Inspector in Gutwohne 1
Taesler, Pastor in Schmollen bei Oels 1
Gsellius'sche Buchhandlung in Berlin 2
A. Günther, Kaufmann in Hirschberg i.|Schl. 1
H. Güntzel-Becker, Apotheker in Wohlau 1
A. Haase, Kaufmann in Breslau 1
Frz. Hagen, Pharmaceut in Waldenburg i.|Schl. 1
Jul. Hainauer, Buchhandlung in Breslau, für
Jos. A. Cohn in Breslau 1
Julius Hainauer, Buchhändler in Breslau 2
Fr. v. Krigar in Breslau 1
v. Mutius, Exc., General in Breslau 2
Th. Poser in Breslau 1
Ed. Hampe, Buchhandlung in Bremen, für
Ed. Hampe, Buchhändler in Bremen 1
M. W. Schlenker in Bremen 1
H. Handel, Buchhandlung in Ober-Glogau, für
Bruck, Destillateur in Ober-Glogau 1
Cassirer, Brauereibesitzer in Ober-Glogau 1

Expl.

Heinr. Handel, Buchhändler in Ober-Glogau 1
Perseke, Rentmeister in Ober-Glogau 1
Händler, Decon.-Rath in Lissa i./Schl. 1
Alex. Harmuth, Kfm. in Freywaldau, Reg.-Bez. Liegnitz . . . 1
Th. Harraß in Potsdam 1
Hasser, Hauptrendant der Ostpreuß. Südbahn in Königsberg i./Pr. 1
Se. Durchl. Fürst Hatzfeldt in Trachenberg 5
v. Hauteville, Kgl. Justizrath in Trebnitz 1
Hecker, Kgl. Dom-Amts-Polizei-Verwalter in Neusalz a./O.. . . . 1
Ludw. Heege, Buchhandlung in Schweidnitz für
Fr. Geh.-Rath Kulmiz in Ida-Marienhütte 1
Frl. Marie v. Lieres in Wilkau 1
Seyler, Oberförster in Ober-Weistritz 1
Dr. Heiberg's Buchhandlung in Schleswig 2
C. D. Hein's Erben in Fraustadt 1
Heinrichshofen'sche Buchhandlung in Magdeburg 1
Heintze, Ober-Amtmann in Maczeykowitz bei Königshütte . . . 1
Dr. Wilh. Hemsen in Cöln 2
Th. Hennings' Buchhandlung in Neisse für
Theodor Hennings, Buchhändler in Neisse 2
Dr. Kasper, Sanitätsrath und Kreisphys. in Neisse 1
Herold'sche Buchhandlung in Hamburg 1
R. Herrosé, Buchhändler in Wittenberg 1
J. H. Heuser's Buchhandlung in Neuwied für
Ludw. Heuser, Buchhändler in Neuwied 1
v. Heydebrand u. d. Lasa, Rittmeister in Nassadel b. Namslau 1
H. Hiersemenzel's Buchhandlung in Jauer für
Justizrath v. Mützschefahl in Jauer 1
Fr. B. Hildebrand, geb. Strach, Rittergutsbes. in Freiburg i./Schl. 1
Aug. Hildebrand's Buchhandlung in Schwerin für
E. v. Kamptz in Schwerin 1
Fr. Lodoiska Schlöpke in Schwerin 1
Frhr. Hiller v. Gärtringen in Neppersdorf b. Jauer 1
Fr. v. Hindenburg, geb. v. Polentz in Freystadt i./Westpr. 1
Rob. Hinze's Buchhandlung in Neisse für
Frl. Louise Fränkel in Neisse 1
Fr. Baumeister Hartmann in Neisse 1

Expl.

Pohl, Senator in Neisse 1
Willimek, Rechtsanwalt und Notar in Neisse 1
Hirschwald'sche Buchhandlung in Berlin für
Fr. Aber in Berlin 1
Hirt'sche Sortim.-Buchhandlung in Breslau für
Fr. Fürstin v. Carolath-Beuthen, geb. Grfn. Hatzfeld in Carolath 1
Fr. General-Superintendent Erdmann in Breslau 1
Frau Geh. Räthin Häser in Breslau 1
Köppel, Ober-Amtm. in Benice b. Krotoschin 1
v. Maassen, Geh. Ob.-Fin.-Rath und Provinzial-Steuer-Dir. in Breslau 1
M. Mälzer, Buchhändler in Breslau 1
Fr. Grf. Praschma, geb. Grf. Schaffgotsch auf Schloß Falkenberg 1
Graf zu Stolberg in Gnadenfrei 1
Fr. Bar. v. Willamowitz-Möllendorff, geb. v. Geinen auf Schloß Meesendorf 1
Hoffmann, Rittergutsbesitzer in Sasterhausen b. Saarau . . . 1
Hoffmann-Scholtz, Landrath in Liegnitz 1
Louis Höhne in Giesmannsdorf b. Neisse 1
v. Holwede, Lieutn. im 1. Schles. Jäger-Bat. Nr. 5, 9. Div., 5. Armee-Corps 1
C. Hopf, Buchhändler in Insterburg 1
Frau Kaufmann H. Höptner in Breslau 1
Horn, Gutspächter in Radenz b. Kozmin 1
Graf v. Hoverden in Hühnern b. Ohlau 2
Huber & Comp., Buchhandlung in Bern, für
Fr. Buchhändler Körber in Bern 1
Fr. Oberlehrer Türkheim in Bern 1
O. F. Hünigen, Buchhändler in Hohenstein-Ernstthal 1
H. Jacob, Kunstgärtner in Jannowitz b. Kupferberg i.|Schl. . . 1
Fr. Jacob, Buchhandlung in Torgau für
Frl. Clara Eppner in Torgau 1
Lehrer Süptitz in Torgau 1
H. Jacobi Buchhandlung in Wollstein für
Fr. Hauptm. Busse in Hammer 1
Frl. Julie Janke in Breslau 1

	Expl.
John, Rittergutspächter in Welkersdorf b. Langenöls	1
Frl. Marie Jokisch in Dzieschowitz	1
W. Jowien's Buchhandlung in Hamburg für	
Wilh. Jowien, Buchhändler in Hamburg	1
J. Issakoff, Buchhändler in St. Petersburg	2
v. Itzenplitz in Gr.-Steinersdorf bei Noldau	2
Wilh. Itzinger in Berlin	1
Frl. Adelh. Kahlert in Breslau	1
v. Kalben in Vienau bei Calbe a./M.	1
Dr. Kalkstein, Sanitätsrath in Breslau	2
Kandrey, Gutsbesitzer in Meleschwitz bei Laskowitz	1
Th. Karfunkel, Buchhandlung in Gleiwitz für	
B. Fränkel, Kaufm. und Kgl. Lotterie-Einnehmer in Gleiwitz	1
Kammel, Lehrer in Bielschowitz	1
Karrasch, Postsecretair in Breslau	1
J. Katscher, Lehrer in Tscherbenei bei Glatz	1
Th. Kaul in Großburg bei Strehlen	1
F. Th. Kaulfuß, Buchhandlung in Liegnitz für	
Th. Kaulfuß, Buchhändler in Liegnitz	2
Fr. Mohrenberg in Liegnitz	1
G. Kayser in Ober-Kaiserswaldau	1
Kegel in Neudeck bei Tarnowitz	1
Keil, Wirthschafts-Inspector in Parchau bei Kotzenau	1
Keller, Prorector am Kgl. Gymnasium in Ratibor	1
v. Keltsch, Herzogl. Kammer-Präsident in Oels	1
J. U. Kern, Buchhandlung in Breslau für	
Rob. Barchewitz, Gutsbesitzer in Breslau	1
A. Bial in Ohlau	1
Frl. Charl. v. Diemar in Breslau	1
J. U. Kern, Buchhändler in Breslau	2
Keyser'sche Buchhandlung in Erfurt	1
Fr. Kienitz, Buchhandlung in Pr. Stargardt für	
F. Kienitz, Buchhändler in Pr. Stargardt	1
Frhr. v. Kittlitz, Dr. phil., in Liegnitz	1
J. Klamt in Saarau bei Königszelt	1
A. Klausa, Kgl. Commissionsrath in Tarnowitz	2
Dr. Klein, Pfarrer in Arnoldsdorf bei Ziegenhals	1

Expl.

Kleiner, Post-Expedient in Skalmierzyce 1
Fr. Lieutn. Kleinmichel, geb. Vorwerg, in Frauenhein bei Ohlau . 1
O. Klinkmüller, Buchhandlung in Sorau, für
Klinkmüller, Buchhändler in Sorau 1
Schirmer, Kreis-Gerichts-Secretair in Sorau 1
Wirth, Fabrikbesitzer in Frauenmühle bei Sorau 1
A. Knoblich, Dombeneficiat in Breslau 1
Koblitz'sche Buchhandlung in Görlitz für
P. O. Dilberian, Kaufmann in Görlitz 1
Hirche, Kantor in Kieslingswalde 1
Fr. Gen. v. Kurowski, geb. v. Berge-Herrndorf in Görlitz . . 1
Fr. Gräfin Loeben in Nieder-Rudelsdorf 1
Frl. J. v. Scheliha, Stiftsdame in Joachimstein 1
Wilh. Koch, Buchhandlung in Königsberg i./Pr. 1
Fr. v. Köckritz, Ehrenstiftsdame z. heil. Grabe in Wohlau . . . 3
Kogler's Buchhandlung in Siegen 1
G. Köhler's Buchhandlung in Lauban für
Köhler's Buchhandlung in Lauban 1
Diaconus Spillmann in Lauban 1
Major Wille I. in Lauban 1
Kohn & Hancke, Buchhandlung in Breslau, für
Heimann, Stadtrath a. D. in Breslau 1
v. Stegmann, Fr. Oberstlieut. in Breslau 1
Komitsch, Pastor in Deutsch-Wartenberg 1
B. König, Rittergutsbes. in Simsdorf pr. Gr. Tinz 1
W. G. Korn, Buchhandlung in Breslau, für
Graf Harrach in Gr. Sägewitz 1
Fr. Helene Korn, geb. Eichborn, in Breslau 1
Koschatzky, Amtmann in Ludgierzowitz b. Hultschin 1
Freiin v. Kospoth in Leubus 1
Fr. Bar. v. Kottwitz, geb. v. Eicke, in Wohlau 2
Alex. Kracker v. Schwarzenfeld in Otto-Grube b. Stroppen 1
Louise Kranz in Weiderwitz pr. Falkenberg O./S. 1
Krause, Lehrer in Fröhlichsdorf b. Freiburg i./Schl. 1
Kretschmer, Kr. Ger. Direktor in Waldenburg 1
G. Kreuschmer, Buchhandlung in Bunzlau, für
Prediger Bauer in Gnadenberg 1

Exvl.

Curtius, Bäckermeister in Ob. Gr. Hartmannsdorf 1
George, Bauergutsbes. in Nieder Gr. Hartmannsdorf . . . 1
Christian Gierschner, Bauergutsbesitzer in Ob. Gr. Hartmannsdorf 1
Görlitz, Rittergutsbes. in Nieder Gr. Hartmannsdorf . . . 1
Greckſch, Pfarrer in Ober Gr. Hartmannsdorf 1
Heidrich, Inspektor in Rothlach b. Bunzlau 1
Frau verw. Mühlenbes. Herrmann in Ob. Gr. Hartmannsdorf 1
Herz, Cantor in Ob. Gr. Hartmannsdorf. 1
Hilgenfeld, Waisenhauslehrer in Bunzlau 1
Hohlfeld, Apotheker in Bunzlau 1
Huß, Lehngutsbesitzer in Nieder Gr. Hartmannsdorf 1
Jäsch, Kalkofenbes. in Nieder Gr. Hartmannsdorf 1
Klemens Waisenhaus-Oberlehrer in Bunzlau 1
Klingauf, Gerichtsscholz in Ob. Gr. Hartmannsdorf . . . 1
Kloster, Kalkofenbes. in Nieder Gr. Hartmannsdorf 1
Wilh. Kunke Bauergutsbes. in Nieder Gr. Hartmannsdorf . 1
Christian Kunke, Bauergutsbes. in Ob. Gr. Hartmannsdorf 1
Fr. Oberlehrer Kunth in Bunzlau 1
G. Pietsch, Kaufmann in Bunzlau 1
Rost, Inspector in Liebichau 1
Heinrich Röthig, Bauergutsbes. in Ob. Gr. Hartmannsdorf 1
Wilh. Scholz, Gymnasiast aus Ob. Gr. Hartmannsdorf bei Bunzlau 1

Krisch, Kgl. Forst-Kassen-Rendant in Chrzelitz 1
Kropf, Landrichter a. D. in Tonnin b. Codram (Wollin) 1
H. Kuh, Buchhandlung in Reichenbach, für
Fr. Kaufmann Illgner in Reichenbach 1
Köpke, Oberamtmann in Peilau. 1
H. Kuh, Buchhändler in Reichenbach i./Schl. 1
Reinhard, Partikulier in Reichenbach 1
Fr. Kfm. Roth, geb. Strauß, in Langenbielau 1
Dr. Sabarth in Reichenbach 1

Frl. Anna Kühnel in Falkenberg O./S. 1
Dr. Kursava, Kreisphysikus in Trachenberg 1
C. F. Kutzscher, Buchhandlung in Luckau, für
C. F. Kutzscher, Buchhändler in Luckau 1

	Expl.
Dr. Lipsius, Gymnasiallehrer in Luckau	1
Thiel, Gymnasial-Director in Luckau	1
N. Kymmel, Buchhandlung in Kiew, für	
Kaulfuß, Musiklehrer in Kiew	1
J. B. Lange, Buchhandlung in Gnesen, für	
M. Russak in Gnesen	1
Laube, Ober-Staatsanwalt in Bromberg	1
Lebius, verw. Postdirector in Rawicz	1
F. Lehmann, Apotheker in Reichenbach i./Schl.	1
B. v. Leibitz-Piwnicki in Zawada bei Peiskretscham	1
Aug. Leisner, Photograph in Waldenburg i./Schl.	1
Lemon, Pastor in Nicolai O./S.	1
Otto Lentsch in Leipzig	1
G. B. Leopold's Universitäts-Buchhandlung in Rostock	1
F. E. C. Leuckart, Buchhandlung in Breslau, für	
Fr. Clar in Trebnitz	1
Fr. Kfm. Henel in Breslau	1
Fr. Kfm. Laugner in Breslau	1
F. E. C. Leuckart, Buchhandlung in Breslau (alleiniger Besitzer Constantin Sander)	1
F. E. C. Leuckart, Buchhandlung in Glatz, für	
Fr. v. Löbbecke in Eisersdorf bei Glatz	1
F. E. C. Leuckart, Buchhandlung in Gleiwitz	2
W. Levysohn, Buchhandlung in Grünberg, für	
Stockmer in Grünberg	1
Eduard Liegel, Buchhändler in Klagenfurt	1
Liehr, Kreis-Gerichts-Rath in Trebnitz	1
Linke, Bürgermeister in Lüben i./Schl.	1
Lippert'sche Buchhandlung in Halle	1
W. Logier's Buchhandlung in Berlin	2
Loewe, Schulen-Inspector und Pfarrer in Rohnstock	1
Fr. Lucas, Buchhandlung in Mitau, für	
Baron Nettelhorst, Majoratsherr in Schlagunen b. Doblen	5
C. Lüdecke, Kreisbaumeister in Breslau	2
Machmor, Pfarrer in Herrnstadt	1
Majunke, Erzpriester und Pfarrer in Lissa i./Schl.	1
Freiin v. Maltitz in Alt-Rosenberg bei Creutzburg O./S.	1

Expl.

D. Martens, Kaufmann in Marienburg W.|Pr. 1
Maruschke & Berendt, Buchhandlung in Breslau für
Oscar Koch, Kaufmann in Breslau 1
Kromayer, Lehrer und Organist in Breslau 1
W. Mauke Söhne, Buchhandlung in Hamburg 6
Jos. Max & Comp., Buchhandlung in Breslau, für
Oberst v. Gontard in Breslau 1
Dr. Göppert, Geh. Med. Rath und Prof. in Breslau . . . 1
Graf v. Hoverden-Plencken, Kgl. Kammerherr in Breslau 1
Fr. Amtsrath v. Pannwitz, geb. Grfn. Monts in Burgsdorf 1
Frl. Olga v. Pullett in Breslau 1
Rönkendorf, Prem.-Lieutn. in Süßwinkel b. Oels 1
O. May's Leihbibliothek in Chemnitz 1
E. Mecklenburg, Buchhändler in Berlin 1
O. Meissner & Behre, Buchhandlung in Hamburg 1
E. Melzer's Buchhandlung in Waldenburg für
Fr. Agnes Alberti, geb. Tieck in Waldenburg 1
Dr. Brade, Bergmeister in Neu-Weißstein. 1
E. Melzer's Buchhandlung in Waldenburg i.|Schl. 1
Werner, Kaufmann in Alt-Friedland 2
Menzel, Pastor in Paschkerwitz pr. Trebnitz 1
G. O. Methner, Kaufmann in Breslau 1
Methner, Wirthsch.-Insp. in Gr.-Ellguth pr. Heidersdorf . . . 1
H. Metzke, Kreis-Gerichts-Rath in Sagan 1
G. C. E. Meyer sen., Buchhandlung in Braunschweig, für
Hollandt, Obergerichtsadvocat und Notar in Braunschweig . 1
Ed. Meyer, Buchhandlung in Cottbus, für
Ed. Meyer, Buchhändler in Cottbus 1
Säbisch in Spremberg 1
Br. Meyer & Co., Buchhandlung in Königsberg, für
Kähler in Kudwinnen 2
Kawalleck in Königsberg i.|Pr. 1
Bruno Meyer, Buchhändler in Königsberg i.|Pr. 2
Frl. v. Negelein in Königsberg i.|Pr. 1
Frl. M. v. St. Paul in Jäcknitz 1
Fr. v. Schmalensee, geb. v. Studnitz in Wilknitt. 1
Frl. M. Stallbaum in Königsberg i.|Pr. 1

	Expl.
Fr. Bar. E. v. Stutterheim, geb. Maul, in Dothen	1
Fr. Julie v. Weiß in Plauen	1
Wirths in Sorquitten	2
Frl. Witzeck in Königsberg i./Pr.	1
Meyer & Zeller's Sortiments-Buchhandlung in Zürich	1
Frau M. Meyerbeer in Berlin	1
Mittler's Sortim.-Buchhandlung in Berlin	2
Möbius, Kgl. Vermessungs-Revisor und Artillerie-Offizer a. D. in Creutzburg O./Schl.	1
Dr. Moll, Sanitätsrath in Nicolai O./S.	1
E. Morgenstern, Buchhandlung in Breslau, für	
Buchwald III., Stadt-Haupt-Kassen-Rendant in Breslau	1
Grünig, Pharmaceut in Breslau	1
Frl. Friederike Kempner, Schriftstellerin in Droschkau	1
E. Morgenstern, Buchhändler in Breslau	1
Pauser, Kaufmann in Breslau	1
Fr. Majorin v. Raven, geb. v. Rosenberg-Lipinski, in Postelwitz	1
Moritz Eichborn, Rittergutsbesitzer in Hundsfeld	1
Moschner, Rittergutsbes. in Tuntschendorf	1
Mücke, Pfarrer in Klutschau b. Ujest	1
Rich. Mühlmann, Buchhandlung in Halle, für	
Fr. Oberstallmeister v. Glasey in Halle	1
C. E. Müller's Buchhandlung in Bremen	1
H. Müller, Gutspächter in Zolędnica pr. Sarne	1
Mund, Fr. Majorin in Bärwalde b. Münsterberg	1
C. Münster, Oeconomie-Director in Semmelwitz b. Jauer	1
R. Musenberg, Apotheker in Habelschwerdt	1
H. Müssigbrodt, Kaufm. in Greiffenberg i./Schl.	4
C. Mützel, Rittergutspächter in Hennersdorf b. Falkenau	1
H. Nahlick, Buchhandlung in Striegau, für	
Fischer, Pfarrer in Kuhnern	2
Mantell, Kr.-Ger.-Direktor in Striegau	1
Otto Nendel, Buchhalter in Gutsdorf b. Striegau	1
Fr. Caroline Wagenknecht, geb. Glauer in Rohnstock	1
Nawatzki, Pfarrer in Bralin	1
Neisser, Dr. med., in Charlottenbrunn	1
Frl. Agnes Neumann in Breslau	1

	Expl.
E. Nickelmann, Inspector auf Dom. Persel bei Kotzenau	1
Fr. Chr. Niebel, Gestüts-Thierarzt in Mirkau bei Hundsfeld	1
Marie Niedlich in Rottstock bei Brück	1
G. W. Niemeyer, Buchhandlung in Hamburg, für	
G. W. Niemeyer, Buchhändler in Hamburg	1
Kgl. Geh. Ob. Hofbuchdruckerei in Berlin für	
Th. Baumann in Berlin	1
Fr. Baronin v. Obernitz in Burgwitz bei Trebnitz	1
Odelga in Neudeck	1
Fr. v. Ohlen in Ossig bei Böhmischdorf	1
Oehmigke's Buchhandlung in Berlin für	
Fr. Bankier W. Brose in Berlin	1
Kunze, Kaufm. in Berlin	1
Orell, Füßli & Comp., Buchhandlung in Zürich, für	
Rob. Kempin, Buchhändler in Zürich	1
Otto, Inspector in Floriansdorf bei Mettkau	1
C. Paetzold, Hütten-Inspector in Ob.-Leschen bei Nied.-Leschen	1
v. Pelchrzim, Fortschreibungsbeamter in Lublinitz	1
Frl. Róza Peltasohn in Ostrowo	1
Fr. Gräfin Pfeil in Pleischwitz bei Breslau	1
E. Philipp, Buchhandlung in Frankenstein	2
Oscar, Graf v. Pilati in Schlegel	1
Plahn'sche Buchhandlung in Berlin für	
J. D. Charton in Berlin	1
Fr. Selke in Berlin	1
C. Plahn'sche Buchhandlung in Jauer für	
Frhr. v. Stangen, Direktor der Kgl. Straf-Anstalt in Jauer	1
A. Tietze, Oec.-Beamter in Pohlwitz	1
Gust. Plettner, Buchhändler in Berlin	1
Oskar Pollack, Kaufmann in Striegau	1
Polle, Rittergutspächter in Lazisk b. Gr.-Gorzytz O.|S.	1
Frl. Sophie v. Poser in Falkenberg O.|S.	1
A. Postel in Schmiedeberg i.|Schl.	1
Fr. Auguste Prägel in Breslau	1
Gust. Prange, Buchhändler in Weißenfels	1
J. Priebatsch, Buchhandlung in Ostrowo, für	
R. Pusch in Ostrowo	1

Expl.

Frl. Auguste v. Prittwitz in Oels i./Schl. 1
Räde, Pastor in Muskau 1
Radeck, fürstl. Revierförster in Dorfbach b. Wüstewaltersdorf . . 1
Otto Radke, Buchhändler in Essen 1
v. Rappard in Landsberg O./S. 1
Dr. Ratzeburg, Geh. Reg.-Rath u. Prof. a. d. Kgl. Forst-Akademie in Neustadt-Eberswalde 1
E. Rehfeld, Buchhandlung in Posen, für
Gertrude Hensel in Posen 1
Ernst Rehfeld in Posen 2
Baron Ernst v. Reibnitz in Gr. Grauden b. Gnadenfeld . . . 1
Wilh. Reipert, Post-Expediteur in Nekla 1
Alb. Reisewitz, Buchhandlung in Oppeln, für
Fr. Raabe in Oppeln 1
Schindler, Rittergutsbes. in Czieschowa 1
Reisner'sche Buchhandlung in Glogau für
Reisner, Buchhändler in Glogau 1
Frhr. v. Tschammer in Quaritz 1
Reisner'sche Buchhandlung in Liegnitz 1
Frhr. v. Reiswitz in Wendrin b. Rosenberg O./S. 1
E. Remer, Buchhandlung in Görlitz, für
Geisler, Pastor in Arnsdorf 1
Remer, Buchhändler in Görlitz 1
Fr. v. Uechtritz, Geh. Justizrath in Görlitz 1
Fr. Jenny Renner in Hamburg 1
S. Reweck, Kaufmann in Breslau 1
Reymann, Landesältester in Stiebendorf bei Krappitz 1
Fr. v. Ribbeck in Bagow bei Brandenburg a./H. 1
Karl Riebe, Bankier in Berlin 1
Th. A. Richter, Buchhändler in Friedland 1
Adolf Rölle, Buchhändler in Leobschütz 3
Aug. Rosemann, Handlungs-Commis in Peterswaldau i./Schl. . 2
H. Rosenberg, Buchhandlung in Berlin, für
H. Rosenberg, Buchhändler in Berlin 1
Fr. Stadt-Gerichts-Rath Rosenberg in Breslau 1
Rosenthal'sche Buchhandlung in Hirschberg für
Werner, Rathsherr in Hirschberg 1

	Expl.
Wiester, Rechtsanwalt in Hirschberg	1
E. Rudolph, Buchhändler in Landeshut	2
Rudolph, Pastor in Mondschütz bei Wohlau	1
M. Rudolphi, Buchhändler in Hamburg	1
Jul. v. Ruffer, Rittergutsbesitzer in Petersdorf bei Haynau	1
v. Salisch, Landrath in Jeschütz bei Trebnitz	1
v. Sanden in Raudonatschen bei Kraupischken	2
Sattig, Second.-Lieut. im 1. Niederschl. Landw.-Rgt. Nr. 6 in Annaberg i./Schl.	1
Léon Saunier, Buchhändler in Stettin	2
Schäfer, Kreis-Gerichts-Rath in Loslau	1
L. Schäfer's Buchhandlung in Magdeburg für	
Josti, Kaufmann in Magdeburg	2
Zinner, General-Director in Magdeburg	1
B. Schaffer in Cosel	1
Fr. Dr. Schaffranek in Lipine bei Morgenroth	1
Reinh. Scharff, Buchhändler in Greifswald	2
G. v. Schaubert, Landrath und Justizrath a. D. in Obernigk	1
Scheumann & Spiegel, Buchhandlung in Eydtkuhnen für	
Feodor Gäde in Eydtkuhnen	1
Benedict Rosa in Königsberg	1
Em. Rosa, Canonicus in Eydtkuhnen	1
Friedericus v. Schlüter, emer. Bischof in Kibarty	1
Schiwon, Techniker in Rybnik	1
Schletter'sche Buchhandlung in Breslau für	
Fr. Dora Guttentag in Breslau	1
Heinrich & Otto in Breslau	1
v. Hülsen, Fr. Obristlieutenant, in Breslau	1
A. Schloßmann, Kaufmann in Breslau	1
F. v. Schmiedeberg, Landesältester in Schwanowitz bei Brieg	3
W. Schneider in Neisse	1
Schneider & Otto, Antiquariat und Leihbibliothek in Göttingen	1
Fr. Kfm. P. Scholtz, geb. Kupke, in Neisse	1
R. Schönborn, Buchhandlung in Sagan, für	
Faustmann, Kaufmann in Sagan	1
G. A. Schonlau, Buchhandlung in Hamburg, für	
H. H. Boie in Altona	1

Expl.

A. B. Laeiß, Buchhändler in Hamburg 1
G. A. Schonlau, Buchhändler in Hamburg 1
Marie Freiin v. Schorlemer-Hallinghausen in Lippstadt . 1
Carl Schröder & Comp., Buchhandlung in Kiel 1
Schröter, Kr.-Ger.-Rath in Münsterberg 1
Fr. Schulze's Buchhandlung in Berlin für
Frl. Alberti in Berlin 1
Keiser, General in Berlin 1
Pauly, Intendanturrath in Berlin 1
Wilh. Schumann, Disponent d. Zuckerfabr. Roswadze O./S. bei Dzieschowitz 1
B. Schurich, Rittergutsbes. in Ober-Pfaffendorf b. Görlitz . . . 1
F. Schütz, Bergbeamter in Petrzkowitz b. Hultschin 1
Schütze, Rittergutsbesitzer auf Dom. Wiesa b. Greiffenberg i./Schl. 1
L. Schwann, Buchhändler in Neuß 1
E. Schwarz, Bahnhofsrestaurateur in Liegnitz 1
Grf. Schweinitz in Berghof b. Mettkau 1
Schwers'sche Buchhandlung in Kiel für
Prof. Dr. Dove in Kiel 1
Prof. Dr. Frhr. v. Gutschmid in Kiel 1
Frl. L. Hegewisch in Kiel 1
Hundertmark, Organist in Kiel 1
Fr. Prof. M. Junghans in Kiel 1
Dr. Th. Möbius, Prof. in Kiel 1
Fr. Professor Ribbeck in Kiel 1
C. Scheibel, Consul in Kiel 1
Schwers'sche Buchhandlung (C. Friedrich's) in Kiel . . . 2
Dr. Weinhold, Prof. in Kiel 1
Dr. Weiß, Prof. in Kiel 1
Sczyrba, Oberamtmann in Schlawentzitz 1
Seiffert, Wirthsch.-Insp. in Gohlau b. Lissa i./Schl. 1
Aug. Seller, Bureau-Vorsteher in Ostrowo 1
G. Sennewald, Buchhandlung in Warschau 1
Fr. Lina Seyffert in Lieberose 1
Fr. Rosalie Siefert aus Breslau in Fürstenwalde 1
Simon, Kgl. Eisenbahn-Director in Münster i./Westph. 1
Fr. Anna Solger in Beuthen O./S. 1

Exvl.

Fr. Professor Solger in Dresden 1
Otto, Graf zu Solms-Tecklenburg in Polgsen 1
B. Sowade, Buchhandlung in Pleß, für
Augustini, Baumeister in Pleß 1
Burgund, Ober-Amtmann in Garkow 1
Hontschick, Forstinspector in Miserau 1
Frl. Lindner in Pleß 1
J. M. Späth, Buchhandlung in Berlin, für
Holtze, Oberlehrer in Berlin 1
Stabik, Pfarrer in Michalkowitz bei Siemianowitz 1
Franz Stein, Buchhändler in Saarlouis 1
Adolf Stempel in Giesmannsdorf bei Neisse 1
Fr. Steudel, Buchhandlung in Stade für,
Fr. Amalie Schulz in Stade 1
Fr. Henr. Stiller in Ohlau 1
Edm. Stoll, Buchhändler in Leipzig 1
Stolze, Hütten-Inspector in Wilhelminenhütte bei Rosdzin . . . 1
Ad. Strauß, Fabrikant in Ober-Langenbielau 1
Streckenbach, Kr.-Ger.-Rath a. D. in Greiffenberg i./Schl. . . . 1
Fr. v. Studnitz in Görlitz 1
Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin für
Maximilian Gerstmann, Buchhändler in Berlin 1
E. Rothe, Leihbibliothekar in Berlin 1
Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin 1
v. Stutterheim, Generalmajor in Braunschweig 1
Fr. Antonie Szelińska in Neuhof bei Christburg i./Westpr. . . 1
v. Taubadel in Roschkowitz bei Pitschen 1
W. F. Tauerschmidt, Buchhandlung in Naumburg, für
Pinder, Apell.-Ger.-Rath in Naumburg a./S. 1
F. Tänzer, Kr.-Ger.-Räthin in Naumburg a./S. 1
W. Tauerschmidt, Buchhändler in Naumburg a./S. 1
Tausch, Buchhandlung in Halle, für
Herm. Tausch, Buchhändler in Halle a./S. 1
Tautz, Kgl. Kanzlei-Director in Habelschwerdt 1
Th. Theile's Buchhandlung in Königsberg für
Spiller, Pfarrer in Rydszewen 1
Th. Theile's Buchhandlung in Königsberg i./Pr. 2

A. Theuer, Rentmstr. in Pischkowitz b. Möhlten 1
L. v. Thielau in Ogrosen b. Calau N.|L. 1
Thiele, Inspektor in Nieder-Rathen 1
Fr. Thiele, Buchhandlung in Ratibor, für
Fr. Bardtke, Kanzleirath in Ratibor 1
Kurt v. Damnitz in Ratibor 1
Fr. Kaufm. Doms in Ratibor 1
Gerlich, Buchhalter in Ratibor 1
Frau Forstmeister v. Hänlein in Ratiborhammer 1
Fr. Kaufmann Kern in Ratibor 1
Fr. Müller, Apell.-Ger.-Räthin in Ratibor 1
Alb. Plischke, Buchhalter in Ratibor 1
Fr. Appell.-Ger.-Rath Rosentreter, in Ratibor 1
Fr. Kreisrichter Roth in Ratibor 1
Fr. Kammerherr v. Selchow in Rudnik 1
Thamm, Apotheker in Ratibor 1
v. Wrochem, Major in Ratibor 2
Thieme, Gutsbes. in Reinsheim b. Langhermsdorf 1
Thimm, Lieut. u. Kreis-Kassen-Rendant a. D. in Warmbrunn . . 1
H. Tiebel, Rittergutspächter in Parchwitz 1
Tiede, Kr.-Ger.-Rath in Trebnitz 1
v. Tieschowitz, Rittergutsbes. in Brune b. Constadt 1
Tilgner, Erzpriester in Lähn 1
Trautmann, Ass.-Arzt a. D., prakt. Arzt ꝛc. in Haspersdorf . . 1
Treutler, Kreisrichter und Rittergutsbes. in Waldenburg i.|Schl. 1
Trewendt & Granier, Buchhandlung in Breslau, für
H. W. Alberti, Kgl. Commerzienrath in Waldenburg . . 2
Frau Ida Bamberger in Breslau 1
Dr. H. Barkow, Prof. und Geh. Medizinalrath in Breslau . 3
Bar. Herm. v. Beaufort-Belforte in Gabitz b. Breslau 1
Rob. Berthold in Breslau 1
Frl. B. Beuthien in Breslau 1
Dr. Bieling in Sienaclz b. Kalisch in Polen 1
Blasch, Pfarrer in Friedersdorf b. Ob. Glogau 1
C. F. Bock in Breslau 1
Frl. Brettschneider in Breslau 1
Fr. verw. Medizinalrath Busse in Breslau 1

	Expl.
Frau Hermine Caro in Breslau	1
Clara v. Clausewitz in Breslau	1
Ad. Cohn, Buchhalter in Breslau	1
Math. Destnes, Putzgeschäft in Breslau	1
v. Donat, Major a. D., in Breslau	1
L. W. Egers, Fabrikant in Breslau	1
Frl. Marie Eichborn in Breslau	1
Frhr. v. Ende, Polizei-Präsident in Breslau	2
Frl. Engelhardt in Breslau	1
Herr Erdmann in Breslau	1
Dorothea Erstling in Breslau	1
Förster, Stadt-Zoll-Inspector in Breslau	1
Fr. Bankdirector Franz in Breslau	1
Gustav Friedländer, Banquier in Breslau	1
Frau G. in Breslau	1
Frau A. G. in Breslau	1
Frau Gäbel in Breslau	1
Frhr. v. Gaffron, Schloßhauptmann in Breslau	1
Clara Gerlach in Breslau	1
Görtz, Apotheker in Breslau	1
Simon Grätzer, Kaufmann in Gr. Strehlitz	1
Fr. Kfm. Grosser in Breslau	1
Heinr. Gumpert, Juwelier in Breslau	1
Fr. Geh. Kriegsrath Ottilie Günther in Breslau	1
Guttentag, Banquier in Breslau	1
Frl. H. in Breslau	1
Hahn, Domvicar in Breslau	1
Louis Hainsch, Organist in Breslau	1
Gräfin Helene Hardenberg in Breslau	1
Graf v. Haßlingen in Queitsch bei Mörschelwitz	1
W. Hedemann in Breslau	1
Freih. v. Hertzberg, Ger.-Rath in Breslau	1
Sophie Heyne in Breslau	1
Hilbig, Universitäts-Kanzlist in Breslau	1
A. Hoffmann, Buchdruckereibesitzer in Breslau	2
Frl. Constance v. Holtei in Oels	1
Jäger, Lieutenant in Breslau	1

	Expl.
Paul Jander in Breslau	1
Herr Janisch in Breslau	1
Frl. Ch. Jauch in Breslau	1
Frl. Minna John in Breslau	1
Frl. Clara Jungnickel in Trebnitz	1
Kalinke in Breslau	1
Kämp, Realschul-Direktor in Breslau	1
Robert Kästner in Breslau	1
Siegfried Kayser in Breslau	1
Kiehlmann, Kaufmann in Breslau	3
Richard Kiesling in Breslau	1
Klettke, Gerichts-Assessor in Breslau	1
Knietsch, Kaufmann in Breslau	1
Fr. Stadträthin Korn in Breslau	1
A. Kothe, Seminar- und Musiklehrer in Breslau	1
C. Krappe, Partikulier in Breslau	1
Kubiasky, Vermessungs-Revisor in Breslau	1
Frau Kutschera in Breslau	1
Frau Gräfin Lazareff in Dyhernfurth b. Nimkau	1
Adolf Lindner, Wirthsch.-Inspector in Gnichwitz b. Kant	1
Dr. Lobethal in Breslau	1
Amal. v. Lojewsky, geb. Weiß in Breslau	1
Laura Lüpke. geb. Cretius in Breslau	1
Martin, Apotheker in Neumarkt	1
Martins, Bankdirektor in Breslau	1
Ernst Mayer, Kaufmann in Breslau	1
J. Meixner, Kaufmann in Breslau	1
Menzel, Lieutenant in Breslau	1
Robert Mildner in Breslau	1
Frau Caroline Molinari in Breslau	1
August Mücke in Breslau	1
G. Müller, Kaufmann in Breslau	2
Nessel, Staatsanwalt in Breslau	1
Frau Geh. Räthin Noeldechen in Breslau	1
Pappenheim, Kaufmann in Breslau	1
Poser, Stadt-Ger.-Secretair in Breslau	1
Md. R. in Breslau	1

	Expl.
Rache, Büchsenmacher in Breslau	1
Frau Holzhändler Richter in Breslau	2
M. Ritter in Klettendorf b. Breslau	1
v. Rosenberg, Staatsanwalt in Breslau	1
Rosenow, Bauinspector in Breslau	1
Madame Roth in Breslau	1
J. Rothenburg, Kaufmann in Breslau	1
Emilie v. Rother in Breslau	5
Frl. v. Rottenberg in Breslau	1
Emma v. Ruffer in Breslau	5
K. v. S. in Breslau	1
Sabitzki in Gräbschen	1
Sack, Appell.-Ger.-Rath in Breslau	1
Schaubert, Kreis-Gerichts-Rath in Breslau	1
Dr. Schedler, Oberlehrer am kath. Gymnasium in Breslau	1
Fr. v. Scheibner in Breslau	1
Agnes Scherbening in Breslau	1
Schlesinger, Inspector in Breslau	1
Schlögl, Buchhalter in Breslau	1
Fr. chirurg. Instrumentenmacher Schmidt in Breslau	1
Friedr. Scholtz, Kgl. Polizei-Secretair a. D. in Breslau	1
Schönborn, Gymnasial-Director in Breslau	1
Geschwister Schreiber in Breslau	1
Friedr. v. Schröder in Breslau	1
Schultze, Appell.-Ger.-Referend. in Breslau	1
Schwartz, Procurist in Breslau	5
Frl. Senglier in Breslau	1
A. Stappenbeck, Restaurateur in Breslau	1
Frl. Ottilie Stenger in Breslau	1
Stenzler, Professor in Breslau	1
G. v. Struensee in Breslau	1
Fr. Landschafts-Director v. Studnitz in Schönwald	1
Fr. Marie v. Studnitz, geb. v. Jordan in Schönwald	1
Gottliebe v. Taubadel in Oels	1
Julius Thal in Breslau	1
v. Thielau, Rittergutsbes. auf Lampersdorf b. Frankenstein	1
Frau v. Töpper in Ratibor	1

Expl.

Agnes Tschampel in Gnadenfrei 1
Carl Tümmler in Breslau 1
v. Tümpling, Regier.-Rath in Breslau 1
v. Uechtritz, Staatsanwalt in Breslau 2
Frau Kreis-Ger.-Rath van der Velde in Breslau 1
Dr. Viol, Sanitätsrath in Breslau 1
Robert Walter, Kaufmann in Breslau 1
Gräfin Wartensleben geb. Meckel v. Hemsbach in Schloß Minkowsky b. Mangschütz 1
Weber, Kaufmann in Neumarkt 1
Robert Weigelt, Hof-Photograph in Breslau 1
Frl. Therese Wendt in Breslau 1
Frau Louise v. Werner, geb. v. Liebermann in Oels . . . 1
Wilhelm Wiese, Gelbgießermeister in Breslau 2
Wittwer, Director in Prauß b. Nimptsch 1
O. Wolff, Superintendent a. D. in Breslau 1
Ulricke v. Wolframsdorff in Breslau 1
Frau Crona v. Wulff in Stralsund 1
Fr. Dr. Wunderlich in Breslau 1
Zieger, Gärtner in Lissa b. Breslau 1
Baron v. Tschammer und Quaritz in Quaritz bei Glogau . . . 1
Fr. Prof. Thekla Tschackert, geb. Wolff, in Ostrowo 1
Frau Tscheuschner in Breslau 1
Wol. Türk, Buchhandlung in Dresden, für Fr. Fabrikbesitzerin Tiedemann in Dresden 1
Tusche, Regier.-Secretair in Oppeln 1
Fr. v. Uechtritz in Heidersdorf bei Nicolausdorf 1
Ernst v. Uechtritz, Rittergutsbesitzer in Hirschberg i./Schl. . . 1
Ullrich, Kreis-Gerichts-Actuar in Strehlen 1
Gust. Uber in Giesmannsdorf bei Neisse 1
Velhagen & Klasing, Buchhandlung in Bielefeld 1
Frl. Charl. Veltheim in Dresden 1
Carl Villaret, Buchhandlung in Erfurt 2
Frhr. v. Vincke in Olbendorf 1
Rob. Vogt, Brauermstr. in Lauban 1
Vossische Buchhandlung in Berlin für G. Riefstal, Buchhändler in Berlin 1

	Expl.
Vossische Buchhandlung in Berlin	1
Fr. Wallner, Königl. Commiss.-Rath u. Theater-Director i. Berlin	1
Herm. Wandelt in Sendzin b. Buk	1
Wanjura, Schulen-Insp. in Rauden O./S.	1
Gräfin Wartersleben in Krippitz b. Strehlen	1
C. W. Wassermann in Müncheberg, Reg.-Bez. Frankfurt a./O.	1
Carl Weber in Landeshut i./Schl.	1
W. Weber & Comp., Buchhandlung in Berlin	1
Fr. Marie Websky, geb. v. Rymultowski in Schwengfeld bei Schweidnitz	1
Frhr. v. Wechmar in Zedlitz b. Lüben	1
v. Wedell in Kl.-Voldekow pr. Gr.-Tychow	1
Ludmilla Wehowski in Graase b. Löwen	1
J. B. Wehse, Fleischermstr. in Landeck i./Schl	1
C. F. Weigmann, Buchhandlung in Schweidnitz, für	
Barndt, Präcentor in Schweidnitz	1
Fr. v. Frankenberg in Schloß Ober-Gräditz	1
Frl. Pedell in Gräditz	1
Rösinger, Conrector in Schweidnitz	1
Fr. A. Weilshäuser in Oppeln	1
Fr. Weiß, Buchhandlung in Grünberg, für	
Frl. Marie Kranz in Grünberg	1
A. Steinbart, Rittergutsbesitzer in Krauschow b. Züllichau	1
Weiß, Hüttenmeister in Kadlub b. Gr.-Strehlitz	1
A. Weller, Buchhandlung in Bautzen	1
E. Wende & Comp., Buchhandlung in Warschau	8
H. Wenzel, Wirthsch.-Insp. in Hohenliebenthal b. Schönau	1
v. Werner, Rittmstr. im 1. Schles. Hus.-Rgt. Nr. 4 in Ohlau	1
B. Westermann & Comp., Buchhändler in New-York	1
Wiesiolek, Hütten-Insp. in Godullahütte b. Morgenroth	1
Jul. Wilhelm, Hauptagent in Berlin	1
Winckler, Wirthschafts-Inspector in Rogau bei Zobten	1
L. Wolf's Buchhandlung in Dresden	2
Dr. Wolff, Knappschaftsarzt in Antonienhütte	3
R. Fr. Wolff in Berlin	1
Frl. Cäcilie Wolff in Strehlen	1
F. Worm, Pfarrer in Frömsdorf bei Münsterberg	1

Expl.

Zacharias, Pastor in Reinersdorf bei Constadt 1
Fr. General v. Zastrow, Exc. in Breslau 1
Baron v. Zedlitz in Neukirch, Reg.-Bez. Liegnitz 1
E. Zimmermann, Buchhandlung in Glogau 4
v. Zunge, Stiftsdame in Mariensließ bei Meyenburg, Reg.-Bez. Potsdam 1

Er ist in seine Büchse gefallen.

In Berlin giebt es sehr lange Gassen. Die längste dürfte die große Friedrichsstraße sein, welche sich vom Halle'schen bis zum Oranienburger Thore schnurgerade hinzieht, und der an einem kleinen Postmeilchen nicht gar so viel fehlen wird. Als ich zum ersten Male nach Berlin kam und daselbst „Landjunker in der Residenz" spielte, geschah es mir, daß ich nothwendig zu machende Besuche mit geographischer Genauigkeit vorher anordnete und eintheilte, wobei ich deren zwei, beide in derselben Gasse gelegen und den Nummern nach sich ganz nahe, für den Schluß meines Irrlaufs versparte, aber zu spät entdeckte, wie jene „nachbarlich hausenden Familien" die eine an diesem, die andere an jenem Ende wohnten, wodurch meine jungen Beine — die rettende Droschke war noch nicht erfunden! — unglaublich litten; denn auch das Trottoir steckte noch im Ei, und der sogenannte Bürgersteig bot mit seinen kleinen, scharfspitzigen Pflastersteinen mehr Dornen als Rosen dar. Späterhin, wie ich ein Berliner geworden, häufig contemplativen Wan-

derungen obliegend, die große Stadt nach allen Richtungen hin durchzog, halb Spaziergänger, halb Entdeckungsreisender, machte es mir viel Vergnügen, bei kühlem Wetter diese Riesengasse langsam auszumessen und ihre wechselnden Physiognomieen zu studiren. Nicht weit vom Halle'schen Thore wohnte mein Gönner, unser allverehrter Eduard Hitzig, „Vater Ede" von seinen nächsten Freunden genannt. Einige derselben, Wilhelm Neumann und Adalbert von Chamisso, hatten ihr Lager in derselben Gegend aufgeschlagen. Wilibald Alexis theilte auch noch die fast ländliche Ruhe und Abgeschiedenheit jener Gefilde, in denen Gras vor den Hausthoren wuchs. War man bei der Kochstraße (die ihn barg) vorüber, dann nahm das Leben schon zu, man begegnete zwei bis drei Menschen auf einmal; und gelangte man erst in die Gegend der sich rascher folgenden Querstraßen, da ließ sich die Nähe der Linden schon spüren. Ueber diese hinaus hörte das Treiben nicht mehr auf: die Spree von Torfkähnen bedeckt, die Ufer von Arbeitern und Handlangern eingenommen; dann große Kasernen, ein Laufen, Drängen von Soldaten, Spaziergängern bis an's Thor; und zu diesem hinaus gewöhnlich mehr oder minder große Leichenzüge. Denn dort führt der Weg dahin, wo wir Alle folgen müssen, wir mögen wollen oder nicht.

Ich suche gern Begräbnißplätze heim; auch solche, wo Todte liegen, die mir fremd gewesen; lese gern die Inschriften auf Denkmälern, Grabsteinen und hölzernen Kreuzen; sehe gern die frischen Kränze, die dankbare

Liebe, treue Erinnerung ihren Verstorbenen bringen, sobald die ersten Blumen wieder blühen. Ich bin oft jenen Weg gewandelt. In einem der letzten Häuser kurz vor dem Thore fiel mir ein alter Mann auf, welchen ich jedesmal, zu jedweder Stunde des Tages, wo ich vorüberging, am Fenster einer ziemlich erhöhten Parterre-Wohnung sitzen sah, und der auf seinem Antlitz den unverkennbaren Ausdruck einer mit Geduld und Standhaftigkeit genossenen Langweile trug. Ich sage absichtlich: „genossenen", denn diese Züge kündeten deutlich, daß er nicht dabei litt, daß er den Mangel an Beschäftigung oder Vergnügen durchaus nicht empfand; daß er, im bequemen Sessel sitzend, die heiteren, hellen Augen auf die Straße gerichtet, in seinem Gotte vergnügt und keineswegs lüstern war, sich als Fahrender, Reitender, Gehender in die Schaaren zu mischen, die an ihm vorüber wandelten; daß er dieselben vielmehr wie um seinetwillen auf den Beinen, und sich hoch über sie erhaben betrachtete. Ja noch mehr: mich wollte bedünken, der freundliche, alte Herr sitze gar nicht so müssig da, wie es schien; im Gegentheil: er habe einen bestimmten Zweck vor sich, den pünktlich und eifrig zu erfüllen die Hauptaufgabe seines Daseins bilde. Nur wer einen Beruf hat und diesem ganz lebt, kann so mit sich abgeschlossen, so innig froh in die Welt blicken! — Aber worin bestand des Mannes Beruf? Was galt ihm für die schöne Aufgabe seines behaglichen Daseins? Wer mir das sagen, wer mir dies Räthsel lösen hätte können, der wäre mir ein Magnus Apollo gewesen! Vor ihm,

auf einem kleinen Tischchen — das war leicht zu entdecken, denn er weilte im Sommer am offnen Fenster, — stand eine große Blechbüchse, der Form nach eine Sparbüchse, wie Kinder haben, nur für solche viel zu groß. Höchstens Rothschild'sche Sprößlinge bedürften so gewaltiger Maschinen für ihre Goldpfennige. Ein Tabaksbehälter war es auch nicht; dem widersprach die oben auf dem Deckel angebrachte Oeffnung, die aber nicht jene bei Sparbüchsen übliche Spalte, sondern mehr eine trichterförmige Rundung zeigte.

Meine Neugier stieg auf's Höchste. Hausmeister und dergleichen Auskunft gebende Vermittler besitzt selten ein Berliner Haus. An wen sollt' ich mich halten? Ich konnte doch nicht in der ersten Etage anklopfen und die Frage stellen: Was ist's mit dem alten Herrn, der unter Ihnen wohnt? — Ich nahm den Wohnungsanzeiger, jenes erst kürzlich durch eine glückliche Speculation des Buchhändlers Boike in's Leben getretene Institut, zur Hand, suchte mir die Hausnummer und fand unter den Miethern genannt „Herrn v. P., Hauptmann a. D." Das war Er! Nun hatte ich einen Anhaltspunkt; ich begann zu forschen. Wilhelm Neumann als Militair-Intendantur-Rath kannte viele ältere Offiziere, zum Theil aus früheren Zeiten, die bereits den Abschied genommen. Diesem armen Freunde wurde keine Ruhe gelassen; auch Chamisso, durch mich angeregt, drängte ihn; er mußte fragen, sich erkundigen, hinhorchen nach allen Seiten; lange vergeblich. Niemand kannte Hauptmann v. P. als nur dem Namen nach; keine Seele

verkehrte mit ihm. Er hatte keinen Umgang, er frequentirte kein Gasthaus, keinen Kaffeegarten, keine Conditorei. Er lebte nur sich und seinem geheimnißvollen Berufe.

Endlich einmal — o ich sehe noch Chamisso, wie er, seine grauen Locken schüttelnd, mir entgegen rief: „Heureka!“ Ein Zufall hatte sich in's Mittel geschlagen. Derselbe Bursch, der mehrere Jahre hindurch beim mysteriösen Hauptmann gedient, hatte sich bei einem Collegen Neumann's als Kutscher offerirt, seine Zeugnisse vorgewiesen, war über das Thun seines vorigen Herrn befragt worden — und der Schleier schwand.

Hauptmann von P. nahm regelmäßig bei Tagesanbruch seinen Platz am Fenster ein, verließ ihn nur bei unabweislichen Nothwendigkeiten auf kürzeste Frist, wo dann der Diener ihn vertreten — streng genommen versitzen mußte. Neben der Büchse, die ich so oft mit Staunen betrachtet, stand ein Teller, den ich natürlich nie entdeckt, weil er nicht wie jene emporragte. Dieser Teller war — (versteht sich: ein sogenannter tiefer, ein Suppenteller!) — mit einer Unzahl kleiner, bunter Kugeln angefüllt, welche der Berliner Gassen- auch resp. Schul-Junge „Murmeln“ zu nennen beliebt, und welche Murmeln er (der Gassenjunge) zu einem allgemein beliebten; auf allen öffentlichen Plätzen und in allen heimlichen Winkeln getriebenen, bisher noch nicht untersagten Spiele benützt und kühn dabei hazardirt.

Um aber mit Murmeln zu spielen, besaß unser Hauptmann sie nicht; wenigstens wenn es ein Spiel

heißen soll, war es ein gewaltig ernstes, und er durfte mit Thekla's Geisterstimme ausrufen: „Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel!“ Er saß und harrte bis — sich ein Leichenzug die Gasse entlang bewegte, und jedesmal, sobald der Sarg vor seinem Fenster sichtbar wurde, warf er eine kleine Kugel in die große Blechbüchse! Gleichviel ob es der mit silbernen Beschlägen prunkende Sarg eines Reichen, ob es die von Kienruß geschwärzte Bretterhülle eines Armen, ob es das unter'm Arme des Todtengräbers kaum wahrnehmbare Grabschächtelchen eines neugeborenen Kindes war, — ihm schienen alle Leichen gleich wichtig, er widmete jedweder s e i n e M u r m e l. Am Abende des Letzten im Monate öffnete er das Schloß vor der großen Büchse, überzählte die Kugeln, trug die Summe in den Kalender ein; und am Sylvesterabende summirte er sämmtliche Summen, schloß sein Leichenjahr richtig ab wie ein pünktlicher Geschäftsmann, rieb sich die Hände und sagte kreuzfidel: „Jetzt bin ich begierig auf den nächsten Jahrgang!“

Das war sein großer Lebenszweck! Das hielt ihn rüstig, frisch, guter Laune, gab ihm vollauf zu denken, zu thun, befriedigte ihn vollkommen.

Man muß aber auch gesehen haben, welche Wichtigkeit der brave Begräbniß-Controleur auf sein Ehrenamt legte; wie feierlich er die Kugel zwischen die Fingerspitzen faßte; wie andächtig er sie dem dunklen Munde überlieferte; wie tief er Athem holte, wenn es vollbracht war.

Im Jahre acht- oder neunundzwanzig kam ich einmal mit Eichendorff und Streckfuß, der da herum

wohnte, des Weges, und wir begegneten Hitzig, Fouqué, Chamisso und Neumann, welche ein wenig lustwandelten. Wir schlossen uns ihnen an. Ich unterließ nicht, das Gespräch auf meinen Hauptmann zu lenken, und machte die Herren schon aufmerksam auf den Anblick, der uns jetzt gleich erwarte, wo wir dem bewußten Hause uns näherten. — „Augen rechts!" ward kommandirt. Welch ein Schreck! Kein Hauptmann zu sehen! Das Fenster war leer.

Wir warteten ein Weilchen. Nichts da! Zuletzt erschien gar ein Frauenzimmerkopf hinter dem langen Vorhange; ebenfalls etwas Fremdartiges an diesem Fenster.

Um Gotteswillen, fragte ich, was ist aus meinem Hauptmann geworden?

„Er wird in seine Büchse gefallen sein!" antwortete Chamisso mit dem wehmüthigen Lächeln, welches seinen Scherzen so wohl stand.

Und so war es. Der alte Begräbnißzähler war selbst begraben, und diesmal hatte er keine Kugel in den dunklen Mund gesenkt; oder vielmehr, er war seine eigene Kugel gewesen.

„Er ist in seine Büchse gefallen!" sagten wir lange nachher, wenn ein Bekannter starb.

Chamisso, Neumann, Hitzig, Fouqué, Streckfuß, Eichendorff — Alle sind sie in die Büchse gefallen, und der alte Erzähler dieser einfachen Geschichte zählt alljährlich seine Kugeln. — Wie lange noch?

Shakespeare
als Vorbild für moderne Theaterdichter.

Um sich mit ganzer Seele in die Schönheiten der Poesie zu vertiefen, soll der Leser die passende Stimmung mitbringen, heißt es. Darin aber unterscheidet sich Shakespeare von allen mir bekannten, meinem Verständniß zugänglichen Dichtern, daß man, um von ihm ergriffen zu werden, nicht erst nöthig hat, auf eigene Stimmungen und innere Seelenzustände zu warten. Er ist immer gewaltig genug, sich Wirkung zu erzwingen. Ich habe oft darüber nachgegrübelt, worin dies liegen könne? Zuletzt vermeinte ich diese Lösung gefunden zu zu haben: Er bleibt, indem er der objectivste, lebenstreueste aller Poeten ist, wundersamer Weise zugleich der subjectivste, eigenthümlichste, unvergleichbarste. Seine Figuren athmen eine so entschiedene Selbstständigkeit, daß sie uns gleich lebendigen Menschen entgegen treten und uns durch ihre ausgesprochene Persönlichkeit jene Anerkennung abnöthigen, die wir wohl oder übel jedwedem bestimmten Charakter zollen. Auf diese Weise führen sie uns aus dem Gebiete der Phantasie, in welchem der Leser sonst nicht selten dem Dichter fern oder fremd bleibt, in die Realität, der wir uns unterzuordnen gewöhnt sind. Haben sie uns jedoch diesen Respect abgedrungen, halten sie uns einmal fest, dann macht sich der Dichter in und aus ihnen geltend, läßt uns nicht mehr los, und wir müssen ihm folgen, den wir bereits

ganz vergessen hatten über seinen Schöpfungen. Aus dieser seiner höchsten, so zu sagen welthistorischen Vollkommenheit als schaffender Poet im Allgemeinen entspringt häufig seine dramatische Unvollkommenheit im Besonderen. Denn weil er eben nur Menschen giebt, mögen sie nun im zerrissenen Kittel, mögen sie im golddurchwirkten Purpur einherwandeln; und weil Menschen sammt ihren Thaten und Schicksalen, je wahrer sie geschildert werden, darum nicht unbedingt dramatisch sein müssen; und weil ihm, der, die Bühne der Welt im Sinne, keinen Unterschied machen will zwischen Poesie und Geschichte, die Bühne der Bretter mit ihren Rücksichten und Bedingungen bisweilen Nebensache wird; darum ist Shakespeare nicht selten zwar ein Welt-, aber kein Theater-Dichter. Diese meine Ansicht, mit der ich wahrscheinlich isolirt dastehe, hab' ich mir gewonnen und ausgebildet im mehr als dreißigjährigen Kriege mit dem sogenannten „Publikum," vor welchem ich sein Evangelium predigte; und finde mich angeregt, einige kühn hingeworfene Aussprüche zu thun, die freilich von Allem, was gelehrte Forscher, Entwickeler, Erläuterer und Bewunderer interpretirend drucken ließen und lassen, weit abweichen. Warum soll ich auf meine alten Tage nicht reden, wie mir um's Herz ist? Zu verlieren hab ich Nichts dabei; ich kann nur gewinnen, sei's Nichts als das stille Lächeln eines Unbefangenen, welcher vor sich hin murmelt: „Der spricht aus, was ich längst gedacht hatte!"

Wahrheit an und für sich, positive Wahrheit darf

kein Sterblicher versprechen, eben weil er ein Sterblicher ist. Wahrheit in Beziehung auf seine Erkenntniß und Meinung, ehrliche, furchtlose Darlegung dessen, was er denkt und fühlt, kann Jeder geben und soll sie geben, sonst ist er ein Heuchler. Ach, und um Shakespeare's Willen, wie viele Heuchler! Wie viele, die von der tödtlichsten Langweil bei seiner Lectüre, seinem Vortrage, seiner Darstellung gequält; von den verworrensten Ansichten über seine Bedeutung bestürmt; von den innersten Schaudern über seine „Monstruosität" durchrieselt, all' Dies in sich verschlucken zu müssen wähnen, weil sie sich schämen, ihres Herzens Zustand zu enthüllen! Sie haben gehört: Shakespeare ist der größeste Theaterdichter! Sie haben es gelesen, dargethan durch gelehrte Dramaturgen! sie nehmen es für abgemacht an. Und folglich wagen sie nicht, so gern sie's möchten, sich dagegen aufzulehnen. Sie haben gehört und gelesen, daß in seinen Dramen Alles planmäßig erdacht, meisterhaft geformt, weise gelenkt, besonnen durchgeführt ist; daß in der gänzlichen Nichtachtung von Einheit des Ortes und der Zeit die eigentliche, lebenswahre Frische dramatischer Handlung bestehe; daß auch Manches, was ihnen (im Vertrauen gesagt) wie nüchterner, oft plumper Spaß erschienen war, unbedingt zur vollendeten Größe des Werkes gehöre; daß nicht ein Wort weggelassen werden dürfe, ohne den erhabenen Bau in seinen Grundfesten zu erschüttern! . . . und nun drücken sie die Augen zu, als ob es gelte, eine bittere, heilsame Arzenei zu nehmen; schlingen — schütteln sich und stöhnen: „Das war schön,

dienlich, gut; nun gehören auch wir zu den Shakespeare-Kennern!" Im Innersten jedoch sehnt sich ihre Zunge nach dem Honig eines Schiller; nach den süßen, sanftgleitenden Versen einer Thekla, Beatrice, Valois; nach den tugendreichen Idealen, die zur irdischen Gemeinheit niemals sich herablassend, in wohltönenden, philosophirenden Sentenzen um so lockender sprechen, je leichter es ist, bei solcher Musik von Poesie zu träumen.

Und woher entspringt diese Heuchelei? Aus der Furcht sich zu „blamiren." Aus der Furcht, seinen ästhetischen Geschmack bezweifelt zu sehen, wenn man so frech sein wollte, Shakespeare nicht als Muster, als Vorbild anzuerkennen. Aber, daß er als solches aufgestellt wurde, daraus ist viel Unheil entstanden.

Muster kann im Gebiete dramatischer Poesie nur dasjenige sein, was ruhig, verständig gemacht worden ist; was, indem es ehrenvolles Zeugniß ablegt von der geistigen Kraft seines Erzeugers, doch auch dem forschenden Blicke des Lernbegierigen Einsicht gestattet, wie es gemacht worden; wie Talent, Beruf, Geschick, Fleiß und Ausdauer im Vereine zur Ehre menschlicher Fähigkeit sich vereiniget, gewirkt. So mag Lessing ein Muster sein und bleiben. Doch der Dichter, der vom Genius beseelt, ohne Regeln, — weil er keine weder vorfand noch kannte — über allen Regeln, — weil er ihrer gespottet hätte — als Mensch, im höchsten Sinne; der schaffenden Gottheit so nahe stand, daß er Vermittler zwischen ihr und der Erde wurde; ..... der Dichter, der, ohne Gelehrter zu sein, die Geschichte in ihren tiefsten

Beziehungen zur Natur begriff, und dem deshalb Natur und Geschichte für Eines galten; ..... Dieser Dichter konnte sich nicht in die Schranken irgend einer dramatischen oder gar theatralischen Form fügen. Hätt' er eine solche, von seinen Zeitgenossen allgemein anerkannt, vorgefunden...vielleicht wär' er gar nicht dahin gelangt, die Bretter seiner Zeit zu beherrschen? Die ewige Macht wußte wohl, weshalb sie einen Shakespeare geboren werden ließ in einem Jahrhundert, in einem Lande, für eine Bühne, die weder künstlerische Meister der Decorations-Malerei, noch strahlende „Beleuchtungs-Requisiten," weder Coulissenwechsel noch Scenenpracht, weder Garderobe-Inspectoren noch Kostüm-Treue, weder Zeitungs-Feuilletons noch kritische Journale kannten; in einer Epoche, als Alles, was wir jetzt Theaterwesen nennen, in der Wiege ungeberdiger Kindheit lag. Für eine theatralische Form, sei es jene der antiken Tragöden, sei es jene französischer Convenienz, ja sei es unsere heutige, mag letztere sich's auch noch so bequem machen ... für jede war Shakespeare zu groß, zu breit, zu reich, zu voll. In seiner Anschauungsweise blieb das Epos zu mächtig. Er konnte sich nicht herablassen, die Wahrheit im weitesten Sinne aufzuopfern für den beengenden Zuschnitt nach scenisch-theatralischer Vorschrift. Herr Heinrich Heine äußert einmal, zwar in der ihm eigenthümlichen hyperbolischen Manier, von der man oftmals nicht recht weiß, ob sie ernstlich gemeint sei, dennoch treffend genug:

„Nicht allein jene Einheit" (des Interesses für Haupt-

personen), „sondern auch die Einheiten von Zeit und Ort mangeln keinesweges unserem großen Dichter. Nur sind bei ihm die Begriffe etwas ausgedehnter als bei uns: der Schauplatz seiner Dramen ist — dieser Erdball, und das ist seine Einheit des Ortes. Die Ewigkeit ist die Periode, in der seine Stücke spielen, und das ist seine Einheit der Zeit. Und beiden gemäß ist der Held seiner Dramen, der dort als Mittelpunkt strahlt und die Einheit des Interesses repräsentirt...... die Menschheit ist jener Held!" —

Wie gesagt, man fühlt sich nicht recht sicher, ob der geistreichste aller Spaßmacher nicht einige Ironie mit untermengen wollte; gleichwohl klingt es toller, als es eigentlich ist, und in moderirtem Sinne trifft es zu.... wie sich von selbst versteht, zunächst auf die historischen Dramen angewendet. Daß in letzteren auch die Posse mitspielt, kann gewiß nur ein ästhetischer Philister mißbilligen, und Sir John Falstaff bleibt der König alles höchsten humoristischen Witzes, ... so lange sich der dicke Mann im unbegrenzten Raume bewegen darf; denn auch für ihn braucht Meister William völlige poetische Freiheit. Sobald der anrüchige Liebling in den engen Rahmen eines Intriguen-Lustspiels gebannt bleiben soll, sind ihm die Flügel beschnitten, die Federn gehen ihm aus, Falstaff und sein Humor befinden sich in der Mauser. Wer mir aufdisputiren will, „die lustigen Weiber von Windsor" trügen Shakespeare's ächtes Malerzeichen „William Rex," den halte ich für unfähig, meinen Falstaff aus Heinrich IV. gebührend zu würdigen.

Genanntes Stück war (irr' ich nicht, im Jahre 1826) auf dem Berliner Hoftheater in einer von Wilibald Alexis eingerichteten Bearbeitung mit jenem Beifall gegeben worden, den theils ein berühmter Schauspieler wie Ludwig Devrient (Falstaff), theils die stillschweigende Uebereinkunft gebildeter Leute laut werden läßt; was der Franzose „succès d'estime" nennt. Mir konnte dieser Erfolg keine andere Ansicht abgewinnen, und ich blieb verstockt. Da geschah es, daß ich auf der Rückreise aus Frankreich (1827) bei Immermann in Düsseldorf einsprach, und daß Dieser einen Ausflug nach Cöln und weiter, mich begleitend, unternahm. Auf der Fähre, welche uns in unserm Wagen bei einer Lustfahrt über den Rhein trug, fragte Immermann, wie mir die Darstellung der „lustigen Weiber" gefallen habe? und ich, ohne daran zu denken, neben was für einem tiefen Kenner und Verehrer Shakespeare'scher Muse ich sitze, machte meinem Herzen Luft über das Lustspiel und gestand unumwunden, daß es mir nach der glücklich gelungenen Aufführung noch gerade so zuwider sei wie vorher. Immermann erhob beide Arme ... ich wähnte, er wolle mich in des Strom' schleudern? ... Doch nein, er umarmte mich und rief laut und fröhlich aus: „Gott sei Dank, daß endlich einmal Einer den Muth hat, aufrichtig zu sein! Es geht mir eben so; mir ist das Stück auch zuwider!"

Doch das war eine Abschweifung; ich fahre fort.

Ein ganzes Leben, ein ganzes Weltgeschick mußte Shakespeare vorüber führen dürfen, beginnend, abschließend, erschöpfend. Ihm konnte nicht genügen die Kata-

strophe, die des Drama's Centrum bildet, und in deren Handlung wir gelegentlich aus der darstellenden Personen Munde vernehmen, was wir von ihrer Vergangenheit erfahren sollen. In diesen vier Pfählen mocht' er nicht heimisch werden. Was unsern größten Dichtern fünf reichliche Akte gab, hätte bei ihm in den fünften und letzten hinein gemußt; vier andere wären vorangegangen. Maria Stuart, von ihm gedichtet, hätte vor unseren Blicken jegliche Schuld auf sich laden müssen, von der das Beil des Henkers sie entsühnte. Ein Shakespeare'scher Egmont würde Heldenthaten, die der wackere Buyk mit schlichten Soldatenworten erzählt, die uns sein Clärchen naiv und lieblich in's Gedächtniß ruft, sichtbarlich vor uns vollführt haben. Iphigenia hätte nicht in Tauris enden können, ohne mindestens in Aulis vor den Opferaltar geschleppt und durch Apollo's Schwester befreit zu werden.

Und wenn nun sein allgewaltig um sich greifendes Wollen; wenn dieses kühne Zusammenfassen weit auseinander liegender Zeiten und Ereignisse; wenn dieses epische Lebendigmachen den edelsten, weitschauendsten Geist; wenn die Ausführung seiner kolossalen Entwürfe den bewunderungswürdigsten Dichter aller Länder und Bildungsepochen in ihm bezeichnet; wenn wir mit einer zur Anbetung sich steigernden Ehrfurcht an ihm hangen! — sollen wir deshalb unseren klaren Blick blenden, unser Urtheil in Fesseln schlagen, unsere Begeisterung durch feige Heuchelei verdächtigen, indem wir vor Andern verheimlichen, was wir uns selbst zugestehen?

Ich mag's nicht; ich will mich lieber den bittersten Vorwürfen Preis geben.

Wohl darf ich ohne Anmaßung behaupten, daß ich diesen Dichter, daß ich seine geistige Gewalt in ihrer Wirkung nach außen ein Wenig kenne. Lange hab' ich ihn und Alle, die über ihn sprachen, studirt. Dreißig Jahre hindurch hab' ich ihn mit entschiedenem Erfolge vor gebildeten Hörerkreisen in's Leben gerufen. Ja, ich bin Veranlassung gewesen, daß verschiedene seiner in Deutschland noch nie gegebenen Werke auf großen Bühnen versucht — gewissermaßen gewagt wurden, nachdem ich ihnen durch wiederholten Vortrag im Saale ein größeres Publikum geworben, ihrer Fremdartigkeit Bahn gebrochen hatte. Ich verdanke diesen Bestrebungen die größte Wonne, die es für empfängliche Gemüther überhaupt geben kann: sich an einem großen Dichter zu entzücken, während man andern Menschen das Verständniß seiner Tiefe reproducirend erschließt. Doch je länger ich an ihm lernte; je tiefer ich mich in mehrere seiner grandiosesten Werke hineingelebt; je feuriger und ausdauernder ich mich bemüht habe, mein Amt würdig zu verwalten; desto klarer lernt' ich auch einsehen, daß er als dramatischer Dichter niemals zum Vorbilde werden kann und darf.

Ohne durch so weltlichen Vergleich fromme Seelen beleidigen, und wahrlich weit entfernt, unziemliche Nichtachtung dessen an den Tag legen zu wollen, was Gläubigen heilig ist, fühl' ich mich versucht, hier auf ein millionenfach verbreitetes Buch hinzudeuten, welches von

der Nachfolge eines göttlichen Vorbildes handelt. Dieser Titel hat mich stets befremdet. Wie soll und kann der Mensch sich einen Gott zum Vorbilde nehmen wollen? Er vermag ja nicht mehr zu sein, als er ist: — Mensch! Wie soll und kann der moderne Theaterdichter Shakespeare, den vor allen Anderen Gottbegabten Dichter zum Vorbilde nehmen wollen? Er müßte Shakespeare sein, um es zu dürfen.

Deshalb ist zu beklagen, daß Gustav Freytag in seinem Buche: „Technik des Drama's" sich bei Wahl der von ihm angezogenen Muster und Beispiele auf die Alten, — auf Shakespeare, — auf Göthe, Schiller, Lessing beschränkt, sonst alle Uebrigen, sogar die Spanier, ausgeschlossen hat. Nicht allein von Calderon und Lope (die denn doch wahrhaftig große Poeten bleiben), auch von den Franzosen — älteren wie neueren — wäre, was dramatisch-begrenzte Form betrifft, durch anatomische Zergliederung für den fleißigen Anfänger ungleich mehr zu erlernen gewesen, als von obigen größeren und größten Dichtern. Sogar geringere deutsche Bühnenschriftsteller, welche ohne Anspruch auf Nachruhm nur das „tägliche Brod" liefern wollen, und welche wir gewöhnt sind, von exclusiver Kritik vornehm kurz abgefertiget zu sehen, hätten erwünschte Gelegenheit dargeboten, Jüngeren zu zeigen, worin die reale „Aufführbarkeit," die „facture" eines Drama's besteht. Und der Dichter so geistreicher, wirksamer Stücke wie „Waldemar," „Valentine," „Journalisten" war vorzugsweise berufen, lehrreich auseinanderzusetzen, was er durch die That bewiesen:

daß Bühnengeschick auch mit wirklich poetischem Talent vereinigt wirken kann, ohne letzterem Eintrag zu thun.

Bei Shakespeare steht es nicht so. Wo der Stoff ihn festhielt, wo von diesem geleitet er die erzählte Begebenheit schier theatralisch zugeschnitten überkam (z. B. in „Romeo und Julia,“ „Othello,“ „Lear,“ „Macbeth“ 2c.), da befriediget uns eine gewisse dramatische Concentration, sobald wir abrechnen, was seinen Bühnenzuständen eigen ist. Wo jedoch, was ihm Chronik, Novelle, älteres Drama oder gar Historie zuführten, solche bereits vorliegende Haltung und Einheit entbehrte; wo er ungebunden und rücksichtslos der Geschichte oder Sage nachging; wo das Epos vorherrschend bleibt, da erkennen wir deutlich, daß er, die Charaktere vor Augen, gar nicht Zeit hatte daran zu denken, ob sie sich in dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte eines dramatischen Planes finden und binden würden. Erkennen, daß er, voll von den Geistern der Wahrheit, Weisheit, Schönheit und Heiterkeit, diese überströmen ließ in ewigen Rhythmen, unbesorgt um die Oeconomie der Scene, um das Maß der Zeit, um den ihm angewiesenen Raum, um die Fähigkeit der Hörer, welche Neugier, oft Müssigang versammelt hatten. Von seinen umfassendsten Werken, den historischen, gilt das besonders; von manchen der übrigen aber auch; und von mehreren in so weiter Ausdehnung, daß sie bisweilen eine Reihe willkürlich aneinander-, dennoch kaum zusammen-hängender Gespräche scheinen, die man stellenweise vor- und zurückschieben könnte, ohne der Handlung wehe zu thun. Und von dieser Erlaubniß

Gebrauch zu machen, ist die Regie nirgend blöde. Man betrachte den auf dem ersten deutschen, dem Wiener Burg-Theater in jüngster Zeit oft mit großem Glück aufgeführten „Heinrich IV.," wo zehn Akte zu fünfen eingeschmolzen sind, und kein Mensch, weder Oben noch Unten, nach chronologischer Ordnung fragt. Freund Falstaff sucht die Friedensrichter heim, bevor noch Prinz Heinz seine Lüge, Percy's Besiegung betreffend, mit „schönen Worten vergoldete" und ihm dadurch Beförderung verschaffte. Wer merkt's? Kein Enthusiast für Shakespeare's Größe; nicht einmal die hochweise Zeitungskritik.

Manche der historischen Dramen, während einzelne Auftritte durch ihren Zauber hinreißen, durch ihre Pracht begeistern, bleiben im Total-Eindruck so fern von dramatischer Wirkung, daß man sich bisweilen staunend fragt: will das etwas Anderes sein, als dialogisirte Historie? Macht es wirklich Ansprüche auf dramatische Form? —

Es war in Paris (1827), wo Alexander v. Humboldt, nach einer Vorlesung bei Benjamin Constant mir die Ehre seines auf diesen Gegenstand eingehenden Gespräches gönnend, u. a. äußerte: „ob denn der Theaterdichter, der ja doch die Aufgabe hätte, seine Personen in den Konflikt ihrer Individualität und ihrer Thaten mit Welt und Schicksal zu führen und sie demgemäß untergehen oder siegen zu lassen? ob dieser Dichter denn das Leben und Ende einer geschichtlichen Person deshalb für ein dramatisches halten dürfe, blos eben weil es ge-

schichtlich? ob dieser Dichter den Ausgang einer welthistorischen Bewegung deshalb für die Bühne zu benützen berechtiget sei, weil dieser Hügel, jener Fluß, dem Schicksal auf dem Schlachtfelde diese oder jene Wendung gegeben habe?" In wie fern diese Aeußerung speciell auf Shakespeare Bezug haben sollte, das mag Baron Humboldt verantworten; jedenfalls bleibt sie zupassend für viele unserer modernen Erzeugnisse dieser Gattung, von denen die meisten verfaßt scheinen, um ihrer Autoren historische Studien zu documentiren. Daß aber auch in unserem Weltdichter des Stoffes Widerspenstigkeit nicht selten jede dramatische Entfaltung im Keime erstickt, wer um Gotteswillen, der mit dem Theater einigermaßen vertraut ward, kann das wegleugnen?

Und was ist's denn weiter? Was giebt es denn für ein Unglück? Sind wir Menschen denn um der Bühne Willen auf Erden? Würde Shakespeare nicht Shakespeare sein, wenn er, ohne mit dem realen Theater in so unmittelbare Berührung zu gerathen, seine Schöpferkraft entschieden dem Epos zugewendet hätte? Kann er, wie er jetzt ist, nicht der größte Dichter bleiben, obschon unter seinen Dramen sich viele befinden, die zwar scenenweise gewaltig drastisch, die in ihrem ganzen Bau aber nicht dramatisch sind? Warum denn nicht? Wenn ich nun diese dialogisirten Historien, diese epischen Vorgänge, diese erhabensten aller Lehrgedichte auf meinem Zimmer lesen und mich daran erheben will, wie am Homer, am Ariost, am Cervantes? Wird mich der theatralische Zuschnitt im Genusse stören? Höchstens

dann, wenn ich ein Theaterregisseur bin. Und alle Menschen brauchen ja Gott sei Dank nicht Theaterregisseure, oder s. v. Zuschneider für die Darstellung zu sein! Der dramatisch-theatralischen Form zu genügen, ist ein subordinirtes, beschränkt-verständiges Talent hinreichend, welches oft dem höchsten Genius abgeht oder ihm doch weniger zu Gebote steht, als manchem Dichter zweiten, dritten Ranges. Ein Geschick, welches z. B. Göthe in viel, viel geringerem Grade besaß, als Kotzebue. Was ist denn dabei? Warum sollten wir's uns nicht eingestehen, daß Kleist's Penthesilea, seine Hermannschlacht, ja selbst sein Käthchen (im Originale!) ungleich weniger geeignet sind, den billigen Ansprüchen eines in jeglicher Art gemischten (und andere giebt es nirgend!) Hörerkreises vor den Brettern zu genügen, als etwa (in ihrer Gattung) „Die Jäger" — „Isidor und Olga" — „Ein Glas Wasser" — „Die Marquise von Villette" ꝛc.? Und wäre deshalb Heinrich von Kleist weniger Poet, als Iffland, Raupach, Scribe und Charlotte Birch-Pfeiffer? Ist vielleicht, um ein anderes Beispiel in anderer Sphäre anzuführen, Jean Paul kein Dichter, weil er unfähig gewesen, auch nur den kleinsten Vers zu machen? Weil die tönende Macht des Rhythmus, des Metrums (denn sobald er die leichteste Strophe aus dem Gedächtniß citirt, thut er es fehlerhaft) ihm gänzlich verschlossen blieb? Die natürliche Gabe dafür ging ihm ab. Es ist ein Mangel, doch in diesem war er so reich, daß von seinen Abfällen tausend Verfertiger wohlklingender, zierlich-regelrechter Gedichte sich noch be-

reichern könnten. Ludwig Tieck, der Dichter einer „Genovefa," der das lange Leben an's Studium dramatischer Dichter aller Jahrhunderte und Nationen gesetzt; der die weisesten Lehren über Schauspielkunst gegeben; die Pracht verklungener Darstellungen prachtvoll geschildert; der das dramatische Vorlesen (im ausgebildet-künstlerischen Umfang) erfunden hat; — Ludwig Tieck entbehrte so sehr den Sinn für dramatische Form, daß er nicht zu begreifen schien, weshalb Iffland jenen damals von ihm gedichteten, dem Hoftheater zur Komposition eingereichten Operntext — eine theatralische Unmöglichkeit — unbenützt zurückgelegt? Daß er es recht übel aufnahm, als ich in einem Briefwechsel aus Breslau ihm die Nothwendigkeit andeutete, seinen „Blaubart" für die projektirte Darstellung ändern und kürzen zu müssen. Er schrieb unumwunden: „Ich begreife gar nicht, was da zu ändern wäre?" Er schien überhaupt, wo er für eine Dichtung eingenommen war, nicht zu ahnen, daß es Auftritte geben kann, die trotz ihrer Länge den geistreichen Leser fesseln, durch dieselbe aber, auf der Bühne gesprochen, alle Handlung zerstören und sogar den feingebildeten Zuhörer in Verzweiflung stürzen können; — wobei dann gewöhnlich alle Schuld auf die Darsteller geschoben wird. Ihm fehlte nun einmal der Sinn dafür. Und thut das seiner sonstigen Bedeutung Eintrag? Ich dächte nicht.

Es ist grundfalsch, wenn blindseinwollende Shakespearomanen alle Einwürfe bescheidener Zweifler darauf beschränken möchten, Shakespeare sei nur deshalb

nicht immer theatralisch-dramatisch nach unsern Begriffen, weil seine Bühne unsere Begrenzungen nicht gekannt, weil sie in ihrem willkürlich-regellosen Zustande nicht von ihm begehrt habe, daß er sich dem füge, was man jetzt conventionell „Theater" heiße. Als wenn Er der Mann gewesen wäre, sich zu fügen! Lächerlich!

Was er von ihr verlangte, dem mußte sie sich fügen, diese Bühne, die unter dem Heldentritte des Giganten stöhnte und seufzte, als solle sie aus ihren Fugen weichen. Er aber hatte Recht und wird Recht behalten, „aller Nachwelt unverloren, wo Sprache blüht, und wo sich Menschen freun," wie er selbst in einem Sonette sagt, weil das, was er der Erde zu verkünden hatte, und die Art, wie er es verkündete, den aus und in Gott gebo-renen, den Poeten von Gottes Gnaden bezeichnet, welcher das Siegel der Auserwählten auf seiner Stirn trägt. Ein solcher braucht sich an keine Form zu binden; er steht über ihr, denn er steht über Allem!

Aber welche Frechheit zu vermeinen, Andere dürften dies auf ihre Gefahr hin ihm nachmachen wollen? Um es zu dürfen, müßten sie Shakespeare sein. Sind sie das aber nicht, dann haben sie sich und ihrer Stoffe un-geordnete Ueberfülle einer bindenden Form anzuschmie-gen, die, noch so häufig angefochten, ihr altes Recht stets wieder geltend macht, wo es die Bühne gilt; jener Form, welche durch Gesetzgeber im Gebiete des Schönen, durch die ewig-jugendlichen Alten aufgestellt ward; deshalb so streng aufgestellt, weil ein Volk, welchem das Epos in vollster Glorie vertraut war, auch am schärfsten zu son-

dern verstand, wodurch sich das Drama von jenem unterscheidet. Daraus mußte konsequent die Regel von den drei Einheiten sich bilden, die gewiß, — suche man sie in freieren Regungen romantischer Dichtung äußerlich zu erweitern, — in ihren innersten tiefsten Gesetzen unerläßliche Bedingung des Drama's bleibt, soll dieses nicht aus Rand und Band weichen und in geschmacklose Willkür sich verlieren, die freilich, Gott erbarme sich, bisweilen als Genialität angepriesen wird.

Wer von allen Dichtern unseres Jahrhunderts hätte wohl so verführerische Anregungen gehabt, sich in solch' zügellose dramatische Willkür zu verrennen, als Shakespeare's Landsmann, jener Feuergeist, dessen Erdenbahn auch in poetischer Beziehung eine kometische genannt werden darf; er, den Frömmler und prüde, scheinheilige Engländerinnen perhorresciren mögen, dem wir jedoch gönnen, daß Göthe ihm einen immergrünen Kranz auf's Grab gelegt? Wer hätte leichter die leicht irre zu führende Masse verblenden und mit wilden Sprüngen und kecken Kontrasten bei seinen dramatischen Versuchen weidlich „shakespearisiren" können? Aber was that Byron? Man betrachte seinen „Kain," seinen „Sardanapal," seinen „Marino Falieri!" Er wählte die bindendste Form; er bauete dem edlen Erz, von heißer Phantasie geschmolzen und in glühenden Fluß gebracht, einen festen Damm und goß keine vielgegliederten Zerrbilder, sondern reine Glocken. Auch that er dies keinesweges nur in der Hoffnung oder Absicht, seine Werke bühnengerecht zu machen. Bei der seltsamen Wahl der

Stoffe, bei der philosophisch-rhetorischen Breite ihrer Ausführung scheint er weniger an die Bretter gedacht zu haben. Nein, er that es in höchster Achtung vor dem Wesen des Drama's, wie er dessen Bedeutung und Gesetze erkannt und gewürdiget hatte, und fand sich nicht Genie genug, daran rütteln zu dürfen.

Und woran, um im Kontraste zu fragen, woran ist unser Immermann, dieser vortreffliche, achtungswürdige Dichter, in theatralischer Beziehung gescheitert? Woran lag es, daß er sein klares Auge im Tode schließen sollte, ohne erfüllt gesehn zu haben, wonach er sich mit so innigem Wunsche sehnte, und wozu er die vollen, schönen Mittel besaß: unsere Bühne als poetischer Gebieter zu beherrschen? Doch lediglich daran, daß er jung und beginnend in die blendende Formlosigkeit Shakespeare'scher Freiheiten gerieth und dann später, als er jenen Irrthum einsah und sogar selbst warnende Worte gegen ähnliche Nachfolge erhob, bereits die jugendliche Schmiegsamkeit verloren hatte, die unerläßlich scheint, um zu erlernen, was an der Schauspiel-Kunst und -Form, schaffender oder darstellender, dichtender oder reproducirender, nothwendig erlernt werden muß!

Was ist Grabbe, der gewiß weit mehr sein könnte, hätt' es ihm beliebt weniger zu scheinen, und hätt' er nicht vorgezogen, hinter'm Schenktische den kleinen Shakespeare zu spielen, — was ist der uns geworden? Doch, ehrlich geredet, nichts Anderes, als ein kurioses Exemplar, welches man, wofern es anatomische Präparaten-Sammlungen für poetische Mißgeburten gäbe,

eben so sorgsam in Spiritus konserviren würde, als man eine kolossale Leber konservirt. Dieser selbige Grabbe nennt zwar Shakespeare's Werke „poetisch verzierte Dramen, wo aller Mittelpunkt fehle; wo man nicht wisse, wer Hauptperson, wer Nebenperson, und wo, wenn man auch auf Einheit der Zeit und des Ortes verzichte, doch nicht einmal Einheit des Interesses zu finden sei!" 2c. Ei, ei! Hatte der von seinen damaligen Lobrednern so überschwänglich bewunderte Mann dafür scharfe Blicke, wie konnt' es ihm geschehen, daß er für die total untheatralische, undramatische Conception seiner eigenen ausschweifenden Geistesgeburten blind blieb? Von unzähligen Anderen, worunter hochbegabte Talente, die im „shakespearisiren" verschwommen sind, gern zu schweigen!

Sobald ein William wieder geboren werden wird (wozu ich unserm Jahrhundert die Facultät abspreche), sei es diesem erlaubt zu schreiben, was und wie er will. Alle Uebrigen dürften klüger thun, sich in strenge Formen zu begeben; keinen dramatischen Stoff zu wählen, keine Arbeit zu beginnen, bevor sie Stoff und Plan nicht hinreichend verschmolzen und ihren Weg bis zum Ziele hin so genau berechnet haben, daß sie uns nicht in einem Akte durch drei Provinzen, fünf Gemächer und sieben Schlachtfelder zu zerren brauchen. Alle Uebrigen dürften klüger thun, ein Beispiel zu nehmen an einem gewissen Deutschen, Göthe mit Namen, welcher Deutschlands Stolz bleiben wird, ob auch von jenen Kränzen, so Deutschlands hohes Parlament in Frankfurt zu winden

beliebte (1848), nicht einer auf seine Statue gereicht hat, weil Herr Börne sämmtlichen Blumenflor in Anspruch nahm; Herr Börne, der sich begnügte, aus Paris herüber die Deutschen Schafsköpfe zu nennen, während Göthe zwei Menschenalter daran setzte, die Deutschen zu erheben, zu veredeln, vor den Blicken des gebildeten Europa geistig zu verklären. Dieser unbekränzte Frankfurter hat sich's nicht verdrüßen lassen, nachdem er einen „Götz von Berlichingen" in die Welt gesandt — — (und sollte denn einmal shakespeare'sche Weise, um nicht zu sagen „Manier," auf deutschen Grund und Boden verpflanzt werden, bleibt solcher Anlauf jedenfalls der siegreichste!) — nachdem er Götz mit der eisernen Faust in die Welt gesandt, dem „Clavigo," dem „Tasso," der „Iphigenia," derlei ganz erträglichen Personen, reine weiße Handschuhe anzulegen. Gerade besagter Göthe hat, wie er gewöhnlich das Beste aussprach, auch über Shakespeare zuerst, und ehe noch andere Klugredner ihre Stimmen erhoben, das Belehrendste ausgesprochen. Seine im „Wilhelm Meister" gewissermaßen in die Handlung des Romans übergehende Würdigung des „Hamlet" hat späteren Entwickelungen, Auseinandersetzungen, Erklärungen wahrhaft erst Bahn gebrochen. Wenn ein Mensch, ein Gelehrter, ein Dichter Shakespeare'n ganz und auf seiner höchsten Höhe erkannte, so war es Göthe, der den Wahlspruch: „Shakespeare und kein Ende!" diktirte; der es gerade heraussagt, daß er William für den größten aller Poeten hält, welchen Polyphem sich aufbewahrt, um ihn zuletzt zu verspeisen.

Aber so wie Göthe dies ausspricht, darlegt und beweiset; wie er sich selbst in erhabener Demuth dem ewigen Briten subordinirt, so scheut er sich doch auch nicht zu erklären, daß er ihn für keinen Theaterdichter hält. Bei Gelegenheit einer (zweifelhaften) Jugendarbeit Shakespeare's schreibt er: „Es ist der ganze, reintreue Ernst des Auffassens und Wiedergebens, ohne Spur von Rücksicht auf den Effekt. Vollkommen dramatisch, ganz untheatralisch." Und was meint unser Immermann Anderes, wenn er in seinen Bekenntnissen als Theaterdirektor wehmüthig ausruft: „Sei daher Shakespeare auch fernerhin der Liebling der Besten; aber man gebe endlich den Gedanken auf, ihn im eigentlichsten Sinne des Wortes bei uns auf den Brettern einheimisch zu machen, oder gar eine, der seinigen verwandte Herrlichkeit in unseren Tagen dichtend hervorzurufen!" Das durfte der edle Immermann rücksichtslos drucken lassen, nachdem er solch mißlungenem Bestreben die schönsten Blüthen eigener schaffenden Jugendkraft geopfert.

Gewiß, eben so wenig wie Shakespeare unsern strebenden Theaterdichtern als Vorbild gelten darf, eben so wenig dürfen wir die wahre Lust, die höhere Freude an ihm auf unserer Bühne suchen. Dort werden uns (mit einigen Ausnahmen) seine Werke nicht gelten, was sie werth sind. Auf den Brettern der Jetztzeit am Wenigsten .... es müßte denn auf den modischen Sommertheatern sein, bei bairischen Bierkannen und Käsestollen im Tabaksqualm. Pfui, der Schmach! —

Was verlangt unser tonangebendes Theaterpublikum? Hand in Hand mit den Tagesschriftstellern fragt es nicht mehr nach menschlich-dramatischer Wahrheit, nicht mehr nach redlicher Gesinnung, nicht mehr nach poetischer Charakteristik, ja kaum noch nach oberflächlichster theatralischer Wirkung. Es fragt nur nach Anspielungen auf Ereignisse der Zeit, nach politischen Witzen und Stichen, und beklatscht auch diese nur lebhaft, wenn sie dem nichtigsten haltlosesten Uebermuthe kriechend entgegenkommen. Hab' ich doch am Publikum des Wiener Hof-Burgtheaters, des sonst taktvollsten, theilnehmendsten, sinnigsten in ganz Deutschland, erleben müssen, daß es (wenigstens ein großer Theil desselben) in der Scene des vierten Aktes von Julius Cäsar zwischen Brutus und Cassius einige Stellen als „auf lokale socialistische Verhältnisse bezüglich" mit pöbelhaftem Geschrei begleitete. So weit sind wir gerathen im Fortschritt! — Was bleibt dem Freunde der Poesie übrig, als zu flüchten aus diesem Gewühle kleinlicher selbstischer Anregungen, diesem knatternden Feuerwerk hergebrachter, abgenützter, immer wieder angejauchzter Schlagwörter, . . . zu flüchten in die hohen Hallen des unentweihbaren Tempels, dessen Oberpriester wir in Ihm verehren.

Jene Anderen, weil sie einer ausgesprochenen Kunstform, einer konventionellen Regel, einer nothwendigen Beschränkung unterworfen, mit planmäßiger Besonnenheit sich und ihre Dramen beherrschten; weil sie gewandte Meister ihrer Sprachen und ihrer Zeiten, in künstlerischem Walten, in dramatischer Abrundung und

Einheit über Shakespeare stehen, ... mögen sie nun Racine, Corneille, Calderon, Voltaire, ja mögen sie Lope, Alfieri, sogar Molière heißen! mehr oder weniger rückten sie uns bereits fern und veralten unserer Liebe. Er rückt uns täglich näher, je tiefer wir uns in's Menschliche hineinleben. An seiner Hand treten wir in's Allerheiligste. Diesen Tempel werden die Vorschreier des Marktes nicht unterwühlen, auf seinen Trümmern sollen sie nicht wandeln. Und mögen sie blödsinnig-frech eingestehen, daß ihnen die Poesie eine feile Dirne sei, welche nur politischen Tendenzen dienen müsse ... das darf uns nicht muthlos machen. Ab- und Zuneigungen der Menschen, Ansichten, Geschmack, Mode, sind wandelbar. Meinungen, die gestern für unfehlbar angepriesen wurden, hört man heute wüthend bekämpfen. Männer, die heute in Volksgunst schwelgen, werden morgen mit Koth beworfen. Was herrschte, strahlte, glänzte, sinkt in Schutt und Staub, aus Ruinen erhebt sich neuer Glanz, neues Elend, neue Herrschaft, neue Sklaverei. Hier quälen Tyrannen, dort tyrannisirt die Masse, wir haben Alles gehabt, es wird Alles wiederkehren, Alles wechselt, schwankt, sinkt ... nur Zweierlei bleibt: der blaue Himmel, der sich um uns wölbt, in dessen Aether emporsteigend die Lerche das Lob des Schöpfers kündet; und das Reich der Dichtung, welche Wahrheit ist; das Reich ewiger Wahrheit durch Poesie verherrlicht. Natur und Kunst, ungetrübt von den kleinlichen Plackereien der Menschheit.

Darum bleibt uns auch Shakespeare, der Gesandte

Gottes, der Poet der Wahrheit in Natur und Geschichte.

Deshab aber sollen auch wir wahr und offen sein, wo immer von ihm die Rede ist. Sollen nicht verzagt hinter'm Berge halten, nicht aus falscher Scham verschweigen, was uns vielleicht für Mangel an Einsicht oder an Ehrfurcht ausgelegt werden könnte. Und deshalb sang ich bei Seinem Jubelfeste laut und frei:

Zum 23. April 1864.

Ja, zieht sie auf, die heil'ge Fahne,
Und laßt sie hoch in Lüften wehn,
Daß wir andächtig nach dem Schwane
Vom Avon heut gen Himmel sehn!

Wer reden kann, soll froh verkünden,
Was er von Ihm zu sagen weiß,
Gesang soll sich dem Wort verbünden,
Und wer's vermag, erring' den Preis!

Es dürfen Alle sich versammeln
Um diese Fahne, treu der Pflicht,
Auch wir, die eben schüchtern stammeln;
Auch wir — jedoch die Heuchler nicht.

Die Heuchler, die bis zu den Quellen
Urew'ger Dichtung nie gelangt,
Und die sich blos begeistert stellen,
Weil es die Mode so verlangt.

Niemals ergriff sie holder Zauber,
Der unbewußt uns tief erregt;
Nur was die Wort- und Silben-Klauber
Auslegerisch hinein gelegt,

Das haben sie in ihm gefunden.
Ihr Lob erklingt wie Angstgestöhn;
Sie seufzen, kritisch überwunden:
„Was Shak'spear' schrieb, ist Alles schön!

„Du darfst nicht zweifeln, darfst nicht fragen,
„Anbeten mußt Du, stumm und dumm,
„Und Keiner darf zu mäkeln wagen
„An solchem Evangelium.“

O Heuchelei! Bestochne Richter,
Ihr leugnet frech (obgleich ihr's wißt),
Daß auch der größte aller Dichter
Zuletzt ein Mensch gewesen ist?

Daß dichtend Er ein Mensch geblieben,
Geringes neben Höchstem geht,
Daß menschlich Ihn nur der kann lieben,
Der dies in Demuth eingesteht?

Nein, wer behaupten will: es gleiche
Sich Alles an Vollkommenheit
In jenem großen Wunderreiche
Nie da gewes'ner Herrlichkeit;

Wer mich des Rechtes will berauben,
Zu sondern, was so scharf getrennt,
Dem werd' ich nie und nimmer glauben,
Daß er im Geiste Ihn erkennt.

Wir wollen frei vom Herzen sprechen
Und aus dem Kranze um Sein Haupt
Die wilden Reiser muthig brechen.
Der Kranz ist ja so dicht belaubt

Und blüht so voll seit alten Tagen
Für alle Zeit und Ewigkeit,
Wie Keiner trug und je wird tragen,
Denn Gottes Hauch hat ihn geweiht.

Drum laßt sie wehn, die heil'ge Fahne,
Die drei Jahrhunderte durchflog,
Und schaut andächtig nach dem Schwane,
Der singend auf gen Himmel zog.

Und seid gewiß, daß Ihm, dem Einen,
Wir Ehrliche, die weder blind,
Noch heuchlerisch vor ihm erscheinen,
Willkommenste Verehrer sind.

Herr Victor Hugo,

wie er den Shakespeare ansieht.

Aus dem Französischen so wortgetreu als möglich übertragen.

I.

Shakespeare tiefsinnend, — von Versailles fern,
Dem prächt'gen, mit geschniegeltem Taxus,
Verschnitt'nem Buchs, wo man die weinerliche,
Weitschweifige Tragödie stöhnen hört, —
Betrachtet festen Blicks der Welt Gewühl,
Und vor ihm schaudert bang der weite Wald.
Da schreitet er mit bleichem Angesicht,
In seinem Innern durch sich selbst verblendet,
Dem wilden Thiere gleich; auf seinem Haupte
'nen Streifen Licht wie eine Mähne schüttelnd.
Durchsichtig ist sein Schädel, angefüllt
Mit Seelen — Leibern — Träumen, die heraus
Man leuchten sieht. Es rinnet durch sein Sieb
Die ganze Welt; er hält das ganze Leben
In seiner furchtbar'n Faust. Er preßt dem Menschen
Ein übermenschlich Schluchzen aus. Und unser Geist,
In solch' befremdlichem Genie bisweilen
(Wie auf der See) den Weg verlierend, leidet
Schiffbruch.
Wir fühlen zitternd, wie in seinem düstern
Theater uns der Hauch von seinem Munde
Anweht; wie seine Finger uns die Seite
Aufreißen und durchwühlen. Niemals zagt Er.

Er ist ein Riese und er bändiget
Richard den Dritten, jenen Leoparden,
So wie das plumpe Urthier Caliban.
Das Ideal nur ist der Wein, den dieser
Bachus kredenzt. Die ungeheuren Stoffe,
Die er ergriffen und bewältigt hat,
Röcheln um ihn herum, schön oder häßlich.
Er knebelt Lear, Brutus und Hamlet, Wesen
Gewalt'ger Gattung; so die Capulets,
Montague's, Cäsar! oder Hexen hier
In Wäldern, dort Gespenster auf dem Thurm.
Sogar nach Aeschylus vermag Er noch
Melpomenen in Furcht zu setzen, Er,
Der Finst're, seine Hände voll von Fetzen
Menschlicher Seelen, von Othello's Fleisch,
Von Macbeth's Ueberresten. Ruhe findet
In seinem Werk, dem Schauder-Alphabet
Des Drama's, Er. So wie der schwarze Löwe
In einer unermess'nen Höhle einschläft,
Die Krallen blutbefleckt. —

II.

Wie der deutsche Uebersetzer Herrn Victor Hugo ansieht.

Ein wahrer Dichter wurdest Du geboren,
Und Deine Jugendsänge drangen weit;
Nur allzu früh hast Du Dich selbst verloren
In Deiner unbegrenzten Eitelkeit.
Sie riß Dich fort zu toll-blind-wüth'gem Walten,
Du wolltest Kunst wie Leben umgestalten,

Ganz ohne Maß, Besonnenheit und Plan,
Verliefst Du immer tiefer Dich in Wahn.
Du wähntest, den Franzosen Das zu werden,
Was Gottes Macht nur einem Einz'gen gab;
Für zwei Shakespeare ist nicht Raum auf Erden.

So trat'st Du frevelnd auf sein heilig Grab
Und äfftest nach in traurigem Verkennen,
Was blut'ge Schauder Du an ihm genannt;
Du wagtest wild und grausam ihn zu nennen,
Den Sanftesten, den je die Welt gekannt,
Den mildesten Beherrscher alles Schönen,
Den frömmsten Mann, der göttlich-rein gesinnt,
Des Daseins Zwiespalt wußte zu versöhnen,
Voll Weisheit und — voll Einfalt, wie ein Kind.

Dir ist's ein Raubthier, das die blut'gen Krallen
In Menschenherzen tückisch-grausam schlägt?
Mir ist's ein Cherub, der zum Wohlgefallen
Des Himmels uns empor gen Himmel trägt. —

Man täuscht auf Jahre,—täuscht nicht sein Jahrhundert,
Und als Tragöde hast Du nur gegleißt;
Drum fragten Viele oft und still-verwundert:
Wie kommt's, daß dieser reichbegabte Geist
Vom Shakespeare spricht mit tönender Emphase
Und es am Ende zu nichts Höh'rem bringt,
Als zur Gestaltung einer hohlen Phrase,
Die ohne inn'res Leben schallt und klingt?

Jetzt sehn wir klar. Du sprachest unumwunden
Durch Deine Verse über Dich den Bann.
Nun weiß man doch, was Du in ihm gefunden,
Was man von Dir erwarten darf und kann.

Brot für die Schwalben.

Von einer etwas überschwänglichen und nicht sehr lebhaften Erzählung Lamartine's — „Rafael" denk' ich war sie betitelt — ist mir nicht Viel in der Erinnerung geblieben, außer einem jungen Schwärmer, der auf einsamem Thurme oder dergleichen die Schwalben fütterte. Die Schwalben? Darüber mußte ich lachen und zerbrach mir nicht weiter den Kopf. Konnt' es nicht ein Schreibfehler sein? Der Poet hatte vielleicht moineau hinsetzen wollen? Oder, was dasselbe bedeutet: pierot? (Sperling.) Oder pinson? (Fink.) Und während er schrieb, flog eine Schwalbe an seinem Haupte vorbei; denn er saß dichtend im Grünen, am Ufer eines romantischen See's. Und sie streifte mit sanftem Flügelschlage sein Lockenhaar; und ihm unbewußt floß hirondelle aus des Autors Feder. Das war ja leicht möglich. Bei dieser Erklärung habe ich mich beruhiget und die Schwalbenfütterung vergessen, wie den ganzen Rafael. Später las ich wieder Etwas von Lamartine und fand .... aber ich habe all' seine Werke gelesen und weiß nicht mehr, wo ich fand? Doch ich meine, es war in der Fortsetzung des „Jocelyn;" den Titel dieser Fortsetzung kann ich jetzt

nicht angeben. Gleichviel: das Büchlein ist einer Dienstmagd zugeeignet, und die Widmung sammt Vorrede macht ein wunderlich communistisch-socialistisches und aristokratisch-vornehmes Januskdöpflein; und was an diesem Köpfchen hängt, ist darum nicht minder anmuthig, reizend, poetisch; in jeder Art würdig, obgleich in ungebundener Rede verfaßt, sich jenem berühmten Gedichte (Jocelyn) anzuschließen. Auch will ich es dem geneigten Leser, der es etwa noch nicht kennt, hiermit bestens empfohlen haben! In besagtem Büchlein war es; — und sollt' es dennoch in einem andern gewesen sein, so bitt' ich um Entschuldigung für mein schwaches Orts- und Namens-Gedächtniß; in Lamartine war es nun ganz gewiß, daß ich abermals eine Stelle fand, wo die Schwalben mit Brotkrumen gefüttert werden. Das machte mich stutzig. Das konnte nicht wieder für einen Schreibfehler gelten; für einen Druckfehler noch weniger. Das war wirklich so gemeint: Alphons von Lamartine glaubt alles Ernstes an Schwalben, die Brot fressen.

Die deutsche Sprache hat vielerlei volksthümliche, sprüchwörtliche Ausdrücke. Einer derselben drängt sich mir zwischen diese Zeilen. Wenn sie einen Menschen bezeichnen will, der hervorragende Gaben besitzt, außerordentliche Fähigkeiten irgend einer Gattung, so heißt es von ihm: „Der kann mehr als Brot essen." Ich zweifle durchaus nicht an der Anwendbarkeit dieser Bezeichnung auf unsere Schwalben. Wer ihr Geschick für Baulichkeiten wahrzunehmen sich die Mühe gab, wird mir beistimmen: unbedenklich, eine Schwalbe kann m e h r als

Brot essen. Aber Brot essen kann sie deswegen immer nicht, und ich mache mich anheischig, dem ersten besten Löwen oder Tiger die erste beste Schüssel voll frischer Faschingskrapfen aufzunöthigen, ehe ich mir aufnöthigen lasse, daß der halb und halb mysteriöse Vogel — nenne man ihn unwissenschaftlichem Sprachgebrauch zufolge: Rauch-, Mauer-, Haus-, Ufer- oder Erdschwalbe — ein Krümchen Brot entgegennimmt, auch nur von dem Umfange des winzigsten Stecknadelknopfes.

Wahrlich, die Schwalbe kann mehr, als Brot essen: Sie kann über Weltmeere ziehen, ohne auszuruhen; sie ist in Cairo heimisch, wie auf dem Kohlmarkte und unter den Linden; sie vermag naturforschende Gesellschaften und Gelehrte mit Forstmännern, Landwirthen und Teichfischern zu entzweien, wegen ihres Winterschlafes, von dessen Beschaffenheit in Schornsteinen, Sandhöhlen und Sümpfen wir bis jetzt ebenso wenig Gewisses wissen, als wir über die Beschaffenheit unseres eigenen dereinstigen Sargschlafes im Voraus zu ergrübeln im Stande sind; sie kann, macht sie auch einzeln noch keinen Sommer, doch als willkomm'ner Frühlingsbote die schöne Jahreszeit anmelden; sie kann . . . o sie kann gar Vieles, was wir nicht können; nur Brot essen kann sie doch nicht.

Ich machte mir wegen Lamartine's naturhistorischem Leichtsinn allerhand Gedanken, die sich mehr oder weniger auch auf seine politischen Leicht- und Tiefsinnigkeiten übertrugen, und nahm mir vor, diesen Gedanken gelegentlich einmal Form zu verleihen. Nun ja, was nimmt

sich ein armer Schriftsteller nicht manchmal vor und bringt es dann nicht zu Stande! Wie im Herbste die Schwalben davon zogen, flogen mit ihnen auch meine Gedanken in den Wind. Verflogen, verschwunden; — bis gestern Abend kein Gedanke an jene Gedanken! Gestern Abend wollt' ich eine müssige Abendstunde durch anregende Lecture tödten und griff, vielleicht weil sie mir eben zur Hand lag, nach Victor Hugo's „Nôtre-Dame." Manche schon öfters gelesene Beschreibungen überschlagend blätterte ich in dem geistvollen Buche, naschte so zu sagen an einzelnen wirksamen Stellen. Dabei verging die halbe Nacht, ohne daß ich Schlaf spürte. So gelangte ich unvermerkt in das vierte Kapitel des neunten Buches, wo die arme Esmeralda in ihrem Thurmstübchen, durch Quasimodo's schauerliche Fürsorge ernährt, ihr gefährdetes Dasein fristet. Die Schilderung ist ergreifend. Man lieset sich tief hinein. Man fühlt mit der jungen Zigeunerin. Man leidet mit dem einäugigen Ungethüm, in dessen Mißgestalt denn doch auch ein Menschenherz schlägt. Ich sang in meiner Seele düstre Weisen zu seinen wilden, widerspenstigen Liedern und sagte mir: mit diesem Kapitel mache ich für heute den Schluß, gehe zu Bette; schöner kommt es nicht mehr. Und so las ich: „Sie brachte ihre Tage damit hin, Djali (die Ziege) zu liebkosen, die Thüre des Hauses-Gondelaurier zu beobachten, leise Selbstgespräche über Phoebus zu führen und ihr Brot den Schwalben vorzubröckeln."

Hätte mich ein Skorpion gestochen, wäre mir Quasimodo in Person erschienen, oder, was noch schlimmer,

hätte Claudius Frollo über meine Achsel mir in's Buch gestarrt, ich könnte nicht heftiger aufgefahren sein. Es ist zu arg, rief ich aus, indem ich den dicken Band zuklappte; diese Franzosen sind ja rein des Teufels. Jetzt geräth Herr Victor Hugo auf Lamartine's Sprünge. Unglaublich! Entweder die französische Fauna ist überhaupt anders organisirt als die deutsche, oder . . . Ich hatte gestern Abend schon bedenklich den Kopf schütteln müssen, wo im letzten Kapitel des achten Buches Quasimodo „mitunter pfeift, sobald eine Amsel an ihm vorüberflattert.“ Amseln, die sich wie Dohlen auf Kirchthürmen umhertreiben, sind mir eigentlich auch noch nicht vorgekommen. Indessen ich getröstete mich: wer weiß? Paris unter Ludwig dem Elften war nicht Paris unter Napoleon Bonaparte dem Neffen. Da mögen Moräste und Erlengebüsche so mancher „schwarzen Amsel“ mit und ohne*) Federn zum Aufenthalte gedient, und warum soll nicht bisweilen solch' ein lüsterner Vogel, irgend ein Insekt verfolgend, sich bis zum glockenläutenden Monstrum hinaufgewagt haben? Sei's um die Amseln! Deshalb braucht sich unser alter Bechstein noch nicht im Grabe umzudrehen. Aber nun fressen die Schwalben wieder Brot? Nun dreht sich Bechstein um. Ja, er dreht sich, der brave Mann und weiland Jäger vor dem Herrn, dem wir das beste Buch über die Vögel zu verdanken haben. Es ist kein Erbarmen für ihn, er dreht sich. Und ich mit ihm. Ich wollte nicht Lärm

*) Siehe Heinrich IV. zweiter Theil, Akt III. Scene 2.

schlagen, wenn es etwa Rothkehlchen wären, die Esmeralda mit Ueberbleibseln ihrer Asyl-Rationen bewirthet; Rothkehlchen, Grasmücken, Fliegenschnapper, Steinschmätzer, Rothschwänzlein, Bachstelzen, weiße, graue, gelbe, — meinetwegen. Diese Vögelchen sämmtlich nähren sich zwar auch von lebendigen Geschöpfen, als kleine Raubthiere, die sie sind; picken daneben doch auch nach einer Beere, lesen vielleicht ein Körnlein auf, setzen sich auf Zweige, hüpfen auf dem Boden umher, schlüpfen durch Hecken, gewöhnen sich an menschliche Kost, dauern im Zimmer aus, und vielleicht haben Herr von Lamartine und Herr Hugo, uns andern unberühmten Leuten ähnlich, Kindheitgenossen aus dem genus der Sylvien besessen, haben derlei leichtgezähmte Sänger hier und da nach einem Krümchen haschen sehen? Aber wo haben Sie gesehen, meine Herren Republikaner? Und wo hat irgend ein Mensch, dem nur ein Fünkchen Beobachtungsgabe einwohnt, wähnen dürfen zu sehen, daß auch nur eine einzige der unzähligen, unsern Luftkreis durchschneidenden Schwalben etwas Aehnliches gethan? Wem kann es entgehen (er müßte denn sich absichtlich verblenden), daß die unermüdliche Seglerin keine andere Nahrung verlangt und sucht, als die sie im Fluge zu erbeuten weiß; sei es nun, daß sie hoch emporwirbelnden Fliegen, Mücken, kleinsten Käfern im blauen Aether begegnet; sei es, daß sie bei gedrückter Atmosphäre unten am Boden umherstreift an Ufern, über Wasserflächen und dort ergreift, was sich regt, was lebet, strebet, schwebet, sich erhebet. Nur einer Schwalbe Schnabel, der im Verhältniß zu

ihrem sonstigen Leibesumfang ein breiter Rachen genannt werden darf, braucht man zu sehen, um zu lernen, daß er nicht gebaut sei, aufzuklauben, zu picken, zu zerzupfen, zu zertheilen wie andere Schnäbel; sondern daß er, zwei Klappen öffnend, ungetheilt verschlingen will, was der Hauch des Windes ihm zuführt, was eine gewandte, energische Richtung der Flügel ihm erringt. Wie gesagt, es bedarf nur der Anschauungsfähigkeit und Ueberlegungskraft eines kleinen Knaben, um zu dem logischen Schlusse zu gelangen, daß sich Schwalben weder mit Brot füttern lassen, noch mit irgend welchem Gebäck, von menschlichen Händen bereitet. Es giebt vielleicht kein Thier in der Schöpfung, welches dem Menschen so nahe steht und so fern; Beides zugleich. Einerseits die Anhänglichkeit an einmal erwählte Mauern, Fluren, Ställe, die das muntere Thier, so lange es lebt, mit jedem Sommer durch unermessene Fernen wieder heimsucht; die dreiste Zutraulichkeit, die sich, um bellende Hunde, lärmende Kinder unbekümmert, furchtlos ihr altes Plätzchen erwählt; die da bauet, liebt, zwitschert, brütet, Junge aufzieht, zwischen den Bewohnern des Hauses hin und her schwebend, Fliegen aus der Küche holt, schier von der Nase der Köchin herab, wie ein rechtes Hausthier. — Andrerseits die ungezähmte, naturfreie Selbstständigkeit, die nur im weiten Luftmeere segelnd gedeiht, sich keinem Zwange fügt, in Gefangenschaft lieber hartnäckig verschmachtet, als daß sie, wie doch fast alle übrigen Vögel thun, es versuchen möchte mit ihr dargebotener Nahrung. Dies Alles kann und muß Jeder auf

den ersten Blick sehen, der es sehen will. Ich verlange freilich nicht, daß es Jeder sehen wolle Auch kann es hohe Geister geben, vorzügliche Männer, die sich für Schwalben nicht weiter interessiren und sonst keine Kenntnisse von ihnen haben, als die ihnen etwa aus der Kinderlehre her über des Tobias Augenkrankheit an den Wänden des Gedächtnißkämmerleins hangen geblieben. Das gebe ich zu. Was noch mehr: es kann Einer ein großer Dichter und zugleich ein schwacher Ornithologe sein; wie ja Eckermann ganz ehrlich vom Goethe berichtet, daß dieser bis in's höchste Greisenalter unermüdliche Forscher und Natur-Weise bei einer heiteren Morgenfahrt die Ammern in den Buchengebüschen um Weimar für Lerchen gehalten habe. Ich dächte, Lerchen wären es gewesen, die der Meister in den Buchen suchte? Und ich kann's nicht leugnen: eine Lerche, wohlverstanden eine Feldlerche, alauda arvensis, in den grünen Zweigen zu suchen, das nähert sich schon ein wenig der Schwalben-Brot-Fütterung. Und Goethe bleibt darum doch Goethe; bleibt doch der treue Maler der Natur. Denn es liegt, sollte ich meinen, ein weiter Unterschied zwischen einem Irrthum, den der Dichter plaudernd und gutmüthig lächelnd eingesteht, und zwischen einem Ausspruch, den er wie aus eigenster Anschauung, als schmückendes Beiwerk, als Bestandtheil einer lebenswahren Erzählung in seine Schildereien verwebt. Worüber man unsicher ist, darüber belehrt man sich, bevor es gedruckt wird. Von sich selbst hat Herr Victor Hugo die antiquarischen Kenntnisse, womit sein celebres Buch ausgestattet ist, ebenso

wenig zu eigen gehabt, als er dieselben ohne äußerliche Beihülfe aufsammeln konnte. Er hat Rathgeber nachgesucht. Er hat Chroniken gelesen, Archive durchstöbert, was weiß ich. Nur wo er sich seiner Sache sicher meinte, sprach er aus sich heraus. Aus sich und ihrer Lebensansicht haben er, — Lamartine — (auch Eugen Sue, der, ohne in die Schwalbengeschichte verflochten zu sein, dennoch hierher gehört) — und wie sie sonst Alle heißen, haben sie insgesammt Menschennaturen, die sie uns vorführen, entwickelt. Mit ihren Augen haben sie entdeckt, geprüft, verglichen; mit ihren Ohren gelauscht; mit ihren Sinnen haben sie Bedürfnisse, Ansprüche, Rechte des Volkes in sich aufgenommen; was sie zu sehen, zu hören vermeint, haben sie in sich verarbeitet und uns sodann auf ihre Weise zugerichtet als unumstößliche Wahrheit mit unleugbarem Talente dargelegt. Vom Naturrechte, vom „Rechte, das mit Dir geboren ist," sind sie ausgegangen, ohne recht zu wissen, wie weit sie damit gerathen dürften. Und jetzt begehren sie von uns, wir sollen, ihrem Scharfblick vertrauend, uns auf sie verlassen. Schön, Ihr Herren. Aber seht Ihr denn wirklich so scharf? Hört Ihr denn wirklich so fein? Nehmt Ihr die Welt, wie sie ist? Die Menschen, wie sie sind und sein werden? Dürfen wir Euch trauen? . . ? Ei ja, ich möchte schon; wenn nur die Schwalben nicht wären!

Daß ich's geradehin eingestehe: auf die Gewissenhaftigkeit des Autors, der, sei es auch im Unwichtigsten, das Unmögliche für schlichte, einfache Wahrheit verkauft,

halte ich ebenso wenig, als ich auf die Beobachtungsgabe des Menschen halte, der die Schwalben mit Brot füttern läßt. In solchen Dingen giebt es weder Groß, noch Klein; das Größte kann beziehungsweise zum Kleinsten, das Kleinste zum Größten werden. Ob ich Wald-Ameisen betrachte, die aus muthwillig zerstörtem Hügel heraus ihren unentwickelten Nachwuchs nebst abgestorbenen Tannennadeln planlos hin- und herschleppen? Ob ich den empörten Staat betrachte, in welchem es ebenso zweck- und planlos wimmelt, während brüllende Umsturz-Männer durcheinander toben? Für beiderlei Betrachtungen muß ich klares Auge, festen Blick, unbestochenes Urtheil mitbringen, will ich die Wahrheit finden. Und wer mir, den Ameisenhaufen betreffend, leichtgläubig vorerzählt, wie er mit Rührung wahrgenommen, daß liebende Eltern ihre Eier (so nennt man fälschlich die Larven) sorgsam und aufopfernd auf strategisch-geordnetem Rückzuge in Sicherheit gebracht, ... einem solchen Beschreiber werd' ich auch keinen Glauben mehr gönnen, wenn er den Großthaten der Gassendemokratie Lob singt. Lamartine und Victor Hugo streuen für die Schwalben Brot aus, für den Pöbel hochtrabende Phrasen. Für diesen, wie für jene unverdauliche Speise. Die Schwalben sind die klügeren: sie greifen nicht danach. — Ich habe „Pöbel" gesagt. Man wird mich tadeln. Ich hätte „Volk" schreiben sollen. Doch gerade nach Herrn Hugo's Autorität käme Beides auf Eines heraus. Denn dieser Volksfreund läßt in Nôtre-Dame seinen flamändischen Revolutionsmacher Coppenole dem

Könige gegenüber bedeutungsvoll aussprechen: „Wenn Ihr mit diesem Aufstande fertig werdet, Sire, so ist es nur, weil die Stunde des Volkes noch nicht geschlagen hat!“ Und wer betreibt den Aufstand, von dem hier die Rede war? Bettler, Gaukler, Betrüger, Taschendiebe, Räuber, Mörder! Darf Herr Hugo diese Bande „Volk“ nennen, so bin ich entschuldigt, wenn ich sein Volk „Pöbel“ nannte; was Einem recht, ist dem Andern billig. Ach, und diesem Volke hat auch Alphons von Lamartine Brocken und Brosamen seines sanftsentimentalen, poetisirenden, idealistischen Gebäckes hingestreut, wie den Schwalben Brot. Und weder Schwalben, noch Menschen haben ihm Dank gewußt, dem liebenswürdigen, unpraktischen Dichter, dem unverbesserlichen Historiographen der Gironde. Kennst Du, erhabener Sänger der „Meditationen,“ die Natur jener ewig unzufriedenen Herumtreiber, Schreier, Störenfriede, denen Du so naiv republikanischen Ernst, Entsagung, Aufopferung, Andacht für ein Großes, Ganzes, Allgemeines zumuthest und zuschreibst? Ich fürchte, Du kennst Jene nicht besser, als Du die Natur des ewig ruhelosen Wandervogels erkanntest, da Du ihn durch Deiner Träume Sohn, Rafael, mit Brotkrumen speisen wolltest. Brot für die Schwalben! „Kaviar für's Volk!“ Für jenes Volk, welches heute ruft „Hosianna!“ und morgen „kreuziget ihn!“ — Und nun erst das Volk des Herrn Victor Hugo! Ich bitte!

„Die Masse war von jeher thöricht und schlecht!“ Diesen hartklingenden Ausspruch schleuderte einer der

weichsten, menschenfreundlichsten Menschen, der verstorbene Henrich Steffens, vor mehr als vierzig Jahren zwischen die Breslauer Turnstreitigkeiten und demagogischen Umtriebe mitten hinein. Es erhob sich darüber ein furchtbarer Streit, und unter des Natur-Philosophen heftigsten Gegnern standen sonst ehrenwerthe Männer, die ihn deshalb mit schweren Schmähungen überhäuften. Und von diesen selbigen Männern haben Einige noch in der Paulskirche mitgetagt und sind, weil sie die Worte ihres abgeschiedenen Gegners, wenn auch mit andern Worten, wiederholten, mit eben so schweren Schmähungen, mit giftigerem Hohne überhäuft worden. Sie hatten seitdem ihre Ansichten ändern gelernt. Jung, reich an Idealen, waren sie den Schwalben einst auch mit einer Hand voll Brot entgegengetreten; jetzt wußten sie, woran sich zu halten sei, und sagten freimüthig, dieser Vogel suche anderes Futter. Darum wurden sie verketzert, und den ehrwürdigen Arndt ließ man nicht reden, ohne Spott, — in der nämlichen Stunde, wo Tausende in Deutschland nach der Melodie seines schönen, mißverstandenen Liedes des Deutschen Vaterland suchten. — Wunderlich!

Sind denn Jene des Volkes wahre Freunde, die ihm in kriechender Schmeichelei — kriechender, als je bei Hofe kroch — zurufen: Du sollst herrschen? Oder sind es Jene, welche ihm derb eingestehen: Deine Herrschaft wird unerträglich, und was selbstsüchtige Betrüger Dir Freiheit nennen, ist schauderhafteste Tyrannei? —

O meine Herren, die Ihr den Mund so voll nehmt, — und dieses nicht blos im bildlichen Sinne; denn Ihr versagt Euch Nichts, speiset gut, trinkt noch besser, trotz Eurer Jeremiaden! — die Ihr, schöne Hunde, theure Pferde fütternd, eine Gleichheit prediget, welche in der That Euch sehr beschwerlich werden dürfte; die Ihr über die Hinrichtung eines grausamen Raubmörders Zeter schreit, doch es ganz in der Ordnung findet, wenn hundert getreue Soldaten von Kannibalen zerrissen werden; die Ihr die reinsten Tugenden bei Gesindel sucht, welchem Ihr doch, um Eure modernen Kleider nicht zu beschmutzen, drei Schritte aus dem Wege geht; die Ihr mit Verheißungen einer glückseligen Zukunft um Euch werft, wo es keinen Thron mehr giebt, als das Straßenpflaster, keinen Purpur mehr, als den blutgetränkten Kittel des Lumpensammlers oder des „hochherzigen" Galeerensträflings, . . . ist es Euch denn wirklich Ernst mit all' diesen pomphaften Redensarten? Glaubt Ihr an diese Zukunft? Glaubt Ihr an Euch selbst? Ich glaube nicht. Ich glaube nicht an Euch, nicht an die Herrlichkeiten, die Ihr prophezeit. Nein, nicht eher glaub' ich an eine selbstsuchtlose, ehrfurchtgebietende, freie, sich selbst beherrschende Menge, die da wissen wird, was sie will, . . . nicht eher, als bis ich die Schwalben Euer Brot fressen sehe.

Martin Opitz von Boberfeld.

(Bunzlau, 4. April 1861.)

„Mein Lob und Name wird erklingen weit und breit.“ Dieses stolze Wort durfte der Mann aussprechen, den Bunzlau seinen Sohn nennt. Der Mann, der aus deutschem Herzen die ersten deutschen Lieder sang; der durch philologische, philosophische, grammatikalische, archäologische, didaktische, epische, dramatische Werke, fast noch ein Jüngling, europäischen Ruhm erwarb; der „von den Huldigungen einer über ihn in starres Erstaunen versetzten Gelehrtenwelt, von den Ehrenbezeugungen der Höfe weder übermüthig noch faul gemacht wurde; der seinem Volke zwischen Krieg, Religionskämpfen, Sumpf und rauchenden Trümmern eine neue Bahn gebrochen!“ Der Mann durfte seinem Namen solche Vorhersagung stellen; der verdient ewigen Dank Deutschlands, zumal Schlesiens. Auf ihn darf seine Vaterstadt zurückschauen wie auf einen Stern, der strahlend über ihr leuchten wird, so lange deutsche Sprache blüht und gedeiht. Darüber müssen auch endlich Diejenigen einig werden, die feindselig gegen ihn aufgetreten sind. An solchen fehlt es nicht, hat es nicht gefehlt. Ein berühmter, wohl der berühmteste unserer Germanisten, stößt das herbe Urtheil aus: „Opitz sei allzu befangen in steifer Nachbildung fremder Formen gewesen, und auch ausgesuchtes Einzelne leide an mißfälligen Härten.“ Wie ungerecht! Man vergleiche zum Beispiel nur das

volksthümlich gebliebene „Ich empfinde fast ein Grauen" mit dem französischen Originale Ronsard's, dem es allerdings nachgebildet ist. Dieses letztere erscheint steif, kalt, ja geistlos im Vergleiche zu der lebensfrischen, glühenden, blühenden deutschen Regeneration. Wären solche „Nachbildungen" etwa großen Dichtern unziemlich? — Göthe's „Erlkönig" mag die Antwort übernehmen. —

Hat man vielfältig dargethan, Opitz habe als Gelehrter zu emsig gestrebt und gewirkt, um ein freier, selbstständig-schaffender Dichter, ein deutscher Nationaldichter im ganzen vollsten Sinne des Wortes zu werden, so läßt sich das freilich nicht wegleugnen. Aber das lag nicht an ihm, nicht am Mangel eigenen Talentes; das lag in seiner Zeit, in seinen Umgebungen. Er mußte, nachdem von ehemaliger deutscher Volkspoesie die letzte Spur seit Jahrhunderten versunken war, an's klassische Alterthum, an diejenigen Nationen sich halten, die schon eine schöne Literatur besaßen, um nur erst den Anknüpfungspunkt zu finden für erneuerte edle Bestrebungen. Wo sonst hätte Er den suchen sollen? Ihn dafür anzuklagen, statt ihn zu preisen, ist ebenso unbillig, als ihm in die Schuhe zu schieben, daß seine Schüler, Nachahmer, Nachtreter nicht lauter Paul Flemminge gewesen; daß die Söhne des hohen Vaters deutscher Dichtkunst, daß die Enkel in Verfall geriethen. Leider ja, was Er geschaffen, mußte durch unwürdiges Affenthum französirender Reimschmiede entdeutscht, befleckt, in Erbärmlichkeit ausarten, bis ein neuer Tag neue Männer brachte, — oder die Männer den Tag; die Männer, welche sich

Deutschem wieder zuwandten. Hand auf's Herz, ihr gestrengen Gegner Meister Martin's, war eine so glorreiche Epoche überhaupt möglich ohne ihn? Versucht's doch, wenn ihr könnt: nehmt ihn heraus, löscht hinweg was er gethan ... und ist eure Phantasie im Stande, sich diese Lücke zu denken, dann seht zu, wie ihr sie ausfüllen mögt; sucht einen Ersatz in ganz Deutschland für unsern Opitz! Für unsern, hab' ich gesagt. Der Schlesier spricht aus mir. Schon der ewige Lessing ruft's gerade heraus in der Vorrede zum Logau, die schlesische Mundart sei darum vorzüglicher Beachtung würdig, weil wir aus Schlesien die ersten guten Dichter empfingen. Wir dürfen eine selbstständige Entwickelung schlesischer Poesie, der Mutter aller übrigen Schulen, anerkennen; und deshalb stimmen wir aus voller Seele dem würdigen Caspar Friedrich Manso bei, der „lediglich in Opitzens Kraft und Würde" die Ursache davon sieht. Weshalb dürfte des Schlesiers Brust sich nicht höher heben, läßt sie diesen Namen ertönen? Klar und wahr drückt sich unser Landsmann August Kahlert aus: Wenn Opitz einer nachtheilig gewordenen Ausländerei Thür und Thor geöffnet, so ist der Ehrenmann nicht dafür verantwortlich, der selbst am 28. Dezember 1628 schrieb: „Die deutsche Poeterei, ungeachtet der nunmehr langwierigen Kriege, wiettert und reget sich also, daß es scheint, wir werden auch diesfalls mit der Zeit fremden Völkern das Urtheil ablaufen." Er hat ein deutsches Herz gehabt, Er ist ein deutscher Dichter!

Mehrfach ist angedeutet worden, — und je weiter man sich in sein Leben und Wirken vertieft, desto mehr tritt es hervor, daß eine gewisse Aehnlichkeit zwischen ihm und Göthe waltet. Erstreckt sie sich doch bis auf die Anklagen, die man gegen Beide richtet. Hat man doch, wie Opitzens, auch Göthe's deutsche Gesinnung, hat man doch auch seinen Einfluß als nationalen Dichter, hat man doch auch sein deutsches Herz bezweifeln wollen. Es wäre eines literar-historischen, kritisch-politisirenden Plutarchs würdig, zwischen ihnen, nachdem er ihr Dasein geschildert, eine lehrreiche Parallele zu ziehen. Dazu gehört ein anderer Mann als ich.

Am 23. Dezember 1597 wurde, hierorts wie bekannt, Martin Opitz geboren. Der Vater, Sebastian Opitz, war in der Stadt geachtet und einer ihrer Rathsherrn. Die Mutter, Martha, geborene Rothmannin, auch eines Rathsherrn Tochter, ist gestorben, da er noch ein Säugling gewesen. Der Sohn soll ihr an „Leibesgestalt und Gemüthsgaben" geglichen haben; eine Erscheinung, die häufig beobachtet wurde bei hervorragenden großen Geistern; die unser Opitz ebenfalls mit Göthe theilt. Er zeigte sehr frühzeitig Begabung und Lust zum Lernen, und da sein eigener Oheim, Christian Opitz, damals der Bunzlauer Schule vorstand, so machte sich Alles wie von selbst. Nach des Oheims frühzeitigem Tode trat Valentin Sanftleben, der oft genannte, vielgepriesene Schulmann ein. Wenn es Sokrates, sagt ein späterer Zeitgenosse, für eine große Ehre hielt, daß Plato sein Schüler gewesen, so durfte Sanftleben den Ruhm mit sich in die

Grube nehmen, Opitzen zuerst auf die Bahn der Wissenschaften geleitet zu haben. Sie nannten sich Sohn und Vater. Auf Sanftleben's Tod dichtete Opitz eine Trauerklage, worin die rührenden Zeilen vorkommen:

Daß ich etwas Gutes schreibe, liebster Vater, das
machst Du;
Denn Du führtest mich den Musen schon als einen
Knaben zu.
Und daß mich der Ruf bis itzt einen ächten Dichter
heiße,
Stammt von meinem nicht sowohl, als vielmehr
von Deinem Fleiße.

Während der Jahre 1614 bis 16 studirte er in Breslau weiter, wo er das Gymnasium zu Maria Magdalena besuchte, dessen Rektor Joh. Höckelshofen des Jünglings seltene Vorzüge sogleich erkannte und ihn den bedeutendsten Persönlichkeiten der Stadt vorstellte. Caspar Cunrad, ausgezeichneter Arzt, selbst als Dichter geschätzt, erwählte Opitzen zum Lehrer seiner Söhne. Noch günstiger gestaltete sich des lehrenden Schülers Lage, als er nach Beuthen a./O. (1617) auf das „Schönaichium" gelangte. Dort hatte der hochherzige, fromme, reichbegüterte Georg von Schönaich (des tapferen und biederen Kriegshelden Fabian von Schönaich dankbarer Pflegesohn und Erbe) ein akademisches Gymnasium gegründet. Rühmlich bekannte Docenten hatten die Lehrstühle bereits eingenommen; Schüler aus ganz Deutschland und dem benachbarten Auslande zogen herbei. Unter ihnen der „Urheber der hochdeutschen Dichterei." Dort fand

der junge Dichter liebevolle Gönner. So eingeweiht und vorbereitet begab er sich 1618 an die hohe Schule zu Frankfurt a./O., wo er ein Jahr verweilte, um sie dann mit Heidelberg zu vertauschen. Dahin zog ihn hauptsächlich die unschätzbare Bibliothek, „die Feinheit und Zierde des Hofes," das besondere Ansehn hochgeachteter Staatsmänner. Hier fing er an, wie Caspar Lindner in der Uebersetzung der Lobrede des Colerus sich ausdrückt, die Güte seines Witzes, den Reichthum seines Wissens, die Vollkommenheit, so zu sagen: schon die Herbstreife (und er zählte einundzwanzig Jahre!) seines Verstandes und Urtheils auszubreiten.

Er unternahm verschiedene Reisen: nach Straßburg, Tübingen, gegen Ende des Jahres 1620 nach den Niederlanden, im Jahre 21 nach Holstein und noch vor Ablauf desselben in die schlesische Heimath zurück, wo er in Liegnitz verweilte. Ueberall wurde er von den vornehmsten Geistern, den berühmtesten und gelehrtesten Männern begünstiget, wie ein ihnen Ebenbürtiger, und legte durch persönliche Bekanntschaften den Grund zu unzähligen wissenschaftlichen Verbindungen, die er dann auch schriftlich bis an sein Ende nach allen Seiten hin unterhielt. Der arme Bürgersohn, der reisende Student war schon ein Weltmann, galt schon für eine europäische Celebrität. Als solche berief ihn Fürst Gabriel Bethlem nach Siebenbürgen zum Professor an der hohen Schule in Weißenburg. Da erklärte er seinen Schülern den Seneca und Horaz; da belebte er durch anmuthige Gespräche des Regenten Tafelrunde; da widmete er sich

vielseitigen antiquarischen Forschungen; da sehnte er sich aber auch mit ächt schlesischem Heimweh nach seinem Quickborn und der Boberau; da entstanden, aus dieser poetischen Sehnsucht zum Theil, jene lieblichen Dichtungen „Von der Ruhe des Gemüthes," als z. B.

O solte doch auch ich nach solcher weiten Reise
Und so viel Ungemach, bei euch seyn gleicherweise,
Ihr Thäler, ihr Gebirg', ihr Brunnen, und du Strand
Des Bobers, da man mich zum ersten auf der Hand
Herumb getragen hat; da die begraben lieget,
So mich zur Welt gebracht! —

Im Frühjahr 1623 legte er die Professur nieder und begab sich abermals nach Liegnitz zu seinem theuern Herrn und Fürsten Georg Rudolph, unter dessen Schirm und Schutz er so recht den Musen lebte und im Jahre 1624 fürstlicher Rath wurde. Aber häufig verließ er sein behagliches Nest, um Ausflüge in Nähe und Ferne zu unternehmen. Er kehrte bei Gönnern und Freunden auf ihren Landgütern ein; er ging nach seinem lieben alten Bunzlau; er streifte in's Sächsische hinüber, wo er sich bei der „Elb-Nachtigall," dem damals bewunderten Dichter Buchner aufhielt. Er wurde dem Kurfürstl. Hofe zu Dresden vorgestellt; er wurde zum durchlauchtigen Mäcen aller Künste und Wissenschaften, zum Herzog Ludwig von Anhalt berufen; zu einem Fürsten von wahrhaft hohem Sinne.

Im Herbst 1625 wurde er sodann einer Gesandtschaft beigesellt, die der Herzog von Liegnitz an den kaiser-

lichen Hof nach Wien schickte, und wurde daselbst mit allen Auszeichnungen empfangen. Ein Nostiz war es, der als kaiserl. Geheimerath viel dazu beitrug, ihn den Erzherzögen, später dem Kaiser selbst aufzuführen. Er durfte sein schönes Gedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl von Oesterreich kaiserlicher Majestät selbst überreichen und wurde dafür zum gekrönten Poeten ernannt. Kaiser Ferdinand der Zweite hat mit eigener Hand dem Sohne des kleinen Bunzlauer Rathmannes den Lorbeer auf's Haupt gelegt. Mit unverwelklichem Kranze geschmückt kehrte er nach Schlesien zurück, weilte zwischen Liegnitz und Brieg abwechselnd, bald unter vornehmen, bald unter gelehrten, bald unter ländlichen Freunden, in Schlössern, Bibliotheken, Schulhäusern, so daß er mit Recht von sich sagen konnte: „Ich reise zu Hause in der Fremde herum.“

Im August 1626 ward Opitz Sekretair des Burggrafen von Dohna, eines mächtig-einflußreichen Herrn, der ihn, wie geschrieben steht: „bald als einen Mann kennen lernte, welcher seines aufgeweckten Geistes, seiner Gelehrsamkeit, seiner Verschwiegenheit wegen zu wichtigen Sachen geboren sei, und der nach den Umständen der Zeit wohl zu leben wisse.“ Daher schickte er ihn öfters an die Höfe der Fürsten und anderer Großen des Landes, damit er „mit seiner angenehmen und nachdrücklichen Beredsamkeit“ die Gemüther der Widriggesinnten für seinen Vortheil gewinne. Insonderheit ließ er ihn (den Protestanten!) alle wichtigen Briefe an

den Papst, an den Kaiser, an Könige und Fürsten ausfertigen; welcher Aufträge sich Opitz mit solcher Geschicklichkeit unterzog, daß der Burggraf und er gleiche Ehre davon trugen.

Karl Hannibal von Dohna, Freiherr auf Wartenberg, Landvogt in Oberlausitz und kaiserlicher Kammerpräsident, war ein eben so milder Gönner des gelehrten Dichters, als tapferer Feldherr. Bei ihm wohnte Opitz auch immer, wenn er nicht auf Reisen, sondern in Breslau lebte. Der Dichter dürfte wohl schwerlich solch' diplomatisch-bedenklicher Stellung gewachsen gewesen sein, hätte sich nicht der Staatsmann aus ihm entwickelt. Und deshalb wird ihm nachgerühmt: „Behaupten und nachgeben wußte Opitz überaus wohl zu vereinen. Er war kein knechtischer Ja-Herr; doch wenn er widersprach, that er es mit eben so viel Klugheit als Gelassenheit. Er hielt mit seiner Ansicht durchaus nicht verzagt zurück; er sprach frei heraus, wußte Scherz mit Ernst zu vermischen, redete aber stets in kurzen, scharfsinnigen Sätzen, wobei er lächelnd die strenge Wahrheit zu sagen verstand.“ — Welch' ein Bild des ganzen Mannes. Ist's nicht wirklich, als hätte Goethe geschildert werden sollen?

Im Jahre 1628 ward unser einunddreißigjähriger Poet zu Prag von Kaiser Ferdinand II. in den Adelstand erhoben als Martin Opitz von Boberfeld. Das hatte sein Burggraf dem treuen Geheimschreiber, dem unentbehrlichen Gesellschafter glücklich errungen.

Dieser Burggraf Hannibal muß ein tüchtiger Mensch gewesen sein. Opitz singt ihn an:

˘ — ˘ — ˘ — Du hast der Musen Künste
Aus ihrem Grund erlernt, so gar genau und wohl,
Als Einer, der den Bauch damit ernähren sol,
Und seine Lebenszeit sonst nichts als diese treiben.
Wer ist wie Du beredt? wer kann so zierlich schreiben?
Dein Römisch kommt der Zeit des großen Cäsar zu;
Der mind'ste Theil von uns versteht es so wie Du.

Nun, ich setze keinen Zweifel in des Herrn Kammerpräsidenten Geist und Wissen; glaube auch gern, daß er seinen Opitz recht lieb gehabt und ihm herzlich wohl gewollt; — aber auf seinen Nachruhm war er dabei auch ein Bischen bedacht, will mir scheinen. Er hatte Recht, der Herr. War es ihm darum zu thun, daß mit seinem Namen auch seine persönlichen Verdienste und Eigenschaften auf die Nachwelt gelangen möchten, an wen in ganz Deutschland konnt' er sich besser wenden, als an jenen Mann, der naiv-treuherzig von sich selber sagen darf, Er habe der deutschen Sprache die erste Bahn zur Poesie gezeigt? Dohna hatte für Opitz gesorgt, und Opitz sorgte für Dohna. Ohne Opitzens Verse hätten wir schwerlich heute und hier vom guten Burggrafen geredet. Die großen Herren sollten und könnten sich mitunter ein Beispiel daran nehmen und bedenken, daß der Kiel eines berufenen Dichters längeres Leben verleiht, als die Schärfe manches Schwertes.

Weil wir eben vom Schwerte reden, an Krieg und

Schlacht denken .... so schwer es mir fällt, ich muß Etwas eingestehen, darf's nicht unterschlagen. Herr Martin Opitz von Boberfeld, nachdem er seinem Herrn unterschiedliche gute Rathschläge in Betreff taktischer Unternehmungen ertheilt, wurde aufgefordert, unter einem Kriegsobersten „Pechmann" mit in's Feld ziehen. Sei es nun, daß der Name Pechmann für ihn ominös gewesen; sei es, daß er dem großen Dichter Horatius nachahmen wollte; genug, er zeigte nicht den Mann; er riß aus — was man in Berlin „Pech geben" nennt.

Der Bericht lautet kürzlich: „Als diese Pechmannischen Völker einen Ausfall thaten und vom Feinde stark zurück getrieben wurden, so war unser Opitz der Allerletzte beim Kämpfen, der Erste und Fürnehmste aber in der Flucht." Er gesteht es ehrlich ein:

Daß aber etwan ich den sichern Weg genommen,
Und aus dem letzten Mars der erste worden bin,
Mein Roß dazu gezählt — so wisse, daß mein Sinn
Gar nie gewesen sei dem Feinde Stand zu halten.
Wer jung erschossen wird, der pfleget nicht zu alten
Und stirbt zu Tode hin. Es ward mir auch gesagt:
Der Fürwitz sei ein Ding, das Einem, der sich wagt,
Nicht allzuwohl bekömmt und wird ihm gar zu theuer.
Poetenvolk ist heiß, ist leichte wie ein Feuer &c.

So legte er denn das Kriegsschwert hin und stritt desto tapferer mit der Feder. Sobald der Burggraf zu Felde zog, wendete sich der Secretair den älteren Freunden, den Büchern, voll erneuerten Eifers zu. Seine Correspondenz mit allen Notabilitäten der Wissenschaft

in vielen Ländern und Sprachen war unübersehbar. Derlei briefliche Anregungen mögen es gewesen sein, die ihn abermals zu größeren Reisen treiben. Sein Burggraf füllte ihm die Börse, und er ging (1630) über Dresden, Leipzig, Gotha, Hanau, Frankfurt, Straßburg nach Paris. Dort lernte er den weltberühmten Hugo Grotius, mit dem er längst in Briefwechsel gestanden, von Angesicht zu Angesicht kennen und brachte außerdem die gewaltigsten Eindrücke nach Breslau heim, wo man ihn wie einen zweiten Ulysses anstaunte. — Die Eisenbahnen waren eben noch nicht im Gange.

1633 ging Dohna zum letzten Male in den Krieg. Er verschied zu Prag an einem hitzigen Fieber. Da kehrte Opitz gern nach seinem lieben Liegnitz zurück und wurde mit offenen Armen empfangen.

Eine Abhandlung über verschiedene Punkte des polnischen Staatsrechtes, die er einst im Namen des Verstorbenen abgefaßt, ward Veranlassung, daß er bei Gelegenheit einer Vergnügungsreise nach Danzig, durch Vermittelung des Grafen Dönhof, zum königlich polnischen Historiographen und Secretarius ernannt wurde, wozu sein Herzog ihm die Beistimmung ertheilte. Betrachten wir seine früheren Anstellungen in Liegnitz, Weissenburg, Breslau und endlich diese letztere in Danzig, welche ihm die für jene Zeit bedeutende Summe von 1000 Thalern als Jahrgehalt eintrug, so finden wir uns berechtiget, die hier und da ausgesprochenen Stoßseufzer: „daß ein solcher Mann dürftig gelebt und Mangel erlitten habe!" als unbegründet oder doch höchstens auf seine

Universitätsjahre anwendbar abzuweisen. Der treue Diener der Herzöge von Liegnitz und Brieg, des Burggrafen Dohna, ihr Freund Martin Opitz von Boberfeld brauchte nicht Hunger zu leiden. Er klagt allerdings hin und wieder über sein widriges Geschick und dergleichen! Wann hätten Dichter in momentanen Verstimmungen dies nicht gethan? Thun es nicht andere Leute gleichfalls oft ohne Noth? Nur mit dem Unterschiede, daß Jene niederschrieben, was Diese blos mündlich klagten, daß es dann gedruckt und von Vielen gelesen wird . . . das heißt: wofern die Dichter gelesen werden. Denn bekanntlich giebt es auch Dichter, die Niemand liest, und das sind vielleicht nicht immer die schlechtesten. Uebrig wird aber Opitz, gerade weil er ein Dichter war, Nichts gehabt haben, trotz seiner Einnahmen, und obgleich ihm auch unverhoffte, reiche Geschenke zuflossen. Wie er denn z. B. für das wunderbar herrliche Lied: „Auf auf mein Herz, und du mein ganzer Sinn" von „Einem Schlesischen von Adel" hundert Goldgulden empfing. Nein, übrig wird er Nichts gehabt haben! Dafür sorgten seine vielen Reisen, seine Bücherliebhaberei, seine Freigebigkeit und auch gewiß die kriegerischen Zeitläufte. Sein hoher Sinn erstrebte keinen Reichthum, vielmehr schreibt er: „Ich halte Nichts auf Geld, auf Ehre, die vergeht, auf Gaukelei der Welt." (Das Gold nennt er „den schönen Koth.") Und an einer anderen Stelle:

Ein Andrer habe Gold, ich habe freien Sinn,
Der Keinem dienen kan, der Keinem nach kan laufen,

Und wüßt' ich für ein Wort die ganze Welt zu kaufen.
Das Geld und Gut so ich für mich begehr' ist klein,
Und habe mehr als die so arm bei Gütern seyn.

In einem lateinischen Briefe sagt er: „Ueber die Zukunft habe ich mich niemals bekümmert; es werden sich immer welche finden, die mich ernähren!"

Rührendes Zeugniß für jene jetzt so verschrieene Epoche! Welcher in unserer Zeit des Fortschritts lebende Dichter dürfte so Etwas mit ähnlicher Zuversicht aussprechen? — Er starb unvermählt. Vielleicht auch eine Folge des unstäten Lebens? Der Kriegsläufte? Etwas Positives wüßt' ich von seinen erotischen Empfindungen nicht zu berichten, außer worauf manche lyrische Gedichte hindeuten. Daß diese nicht immer mit günstigen Augen angesehen wurden, auch von Verehrern und Freunden nicht — (von Gegnern und Neidern zu schweigen; denn wen versuchten Dummheit, Bosheit und Verleumdung nicht mit Schmutz zu bewerfen?) — das bestätiget eine Stelle in der Lobrede des Colerus: „Jedoch gleichwie große Geister ebenfalls auch fehltreten, und wie selten Jemand auf den Helikon steigt, ohne daß er sich verirre und ausschweife; also hat auch unser Opitz hierbei Fehltritte gethan, maßen er sich manchmal das schöne Geschlecht zu sehr einnehmen lassen, und von den lieblichen Gesängen der Sirenen verführen. Es ist dieses zwar ein Uebel, welches viele andere große Männer, und besonders die Dichter betroffen hat, die gemeinlich rechte Meister in der Liebe sind. Allein deswegen verlange ich nicht, es unstrafbar zu nennen."

An Gegnern verschiedenster Gattung hat es ihm nicht gefehlt, und auch bei Lebzeiten schon hat er seine Wolfgang Menzel's und seine Pustkuchen's gehabt. Auch dabei benahm er sich wie Göthe. Dieser äußerte ad vocem der in Quedlinburg erschienenen „falschen Wanderjahre“:

„Was will aus Quedlinburg heraus
Ein falscher Wand'rer traben? —
Hat doch der Walfisch seine Laus,
Muß ich auch meine haben.“

Und Opitz schreibt an Johann Rist: Uebrigens hab' ich gelernt, dergleichen Insulten mit hohem Geiste gering zu schätzen. Und mein schönster Trost dafür ist, daß ich mich von den Guten geliebt weiß.

Mit diesem Troste und im Rückblick auf Alles, was er geleistet, durfte er sterben. Sein Tod war die Folge der Wohlthätigkeit. Am 17. August wurd' er auf der Straße von einem pestkranken, mit Beulen bedeckten Bettler angesprochen; er reichte eine Gabe hin, erkrankte schon über Nacht und wollte, wie ein Biograph sich ausdrückt: „den göttlichen Willen durch Hoffen und Stillesein abwarten.“ Als jedoch am 19. das Gerücht von seiner Niederlage durch die Stadt ging, stellte sich ein Geistlicher bei ihm ein, den er mit Fassung empfing. Am 23. verstummten die beredten Lippen für diese Erde. In der Marienkirche liegt er begraben.

Die Nachricht seines frühen Todes ging durch alle Lande und regte viele berufene und unberufene Sänger auf, gereimt wie ungereimt um ihn zu klagen. Auch aus

Asiens Steppen hallte das Trauer-Echo wieder, wo der unsterbliche Paul Flemming auf seiner Fahrt gen Persien dem betrübten Herzen Luft machte und dem Gedächtniß des angebeteten Meisters vier Sonette widmete, die mit der erhabenen Zeile schließen:

Dich recht besingen kann sonst Niemand als nur Du!

Man reiset nach Weimar, um die Häuser zu besuchen, in denen Wieland, Herder, Goethe, Schiller gewohnt. Man sucht deren Geburtsstätten in Frankfurt, Marbach und andern Orten auf. Man durchwandelt in feierlicher Stimmung die Plätze, auf denen sie einst wandelten, sannen, schufen und sangen. Ich kann beschwören, daß ich mit eben so aufrichtiger, vielleicht noch tieferer Andacht die Schwelle des Hauses betreten habe, wo der Genius Mensch ward, ohne dessen schöpferische Kraft, ohne dessen geistige Macht und Ausdauer unsere heilige Muttersprache in nüchternen Verseleien zu entarten drohte. Deshalb begrüßte ihn der lebensfrische Poet Simon Dach, da er am 20. Juli 1638 zu Königsberg in Preußen einsprach mit dem Festliede, worin es unter Anderem heißt:

Ist es unsrer Saiten Werk
Je einmal so wohl gelungen,
Daß wir Dir, o Königsberg,
Etwas Gutes vorgesungen,
So vernimm auch dies dabei,
Wer desselben Stifter sei.

Dieser Mann, durch welchen Dir
Jetzt die Ehre widerfähret,
Daß der Deutschen Preis und Zier
Sämmtlich bei Dir eingekehret;
Opitz, den die ganze Welt
Für der Deutschen Wunder hält.

Ja, Herr Opitz, eurer Kunst
Mag es Deutschland einzig danken,
Daß der fremden Sprachen Gunst
Merklich schon beginnt zu wanken,
Und man nunmehr insgemein
Lieber Deutsch begehrt zu sein!

Wir sind Deutsche! Sollen wir uns für einen Mann nicht begeistern, dem ein Sänger von Simon Dach's Bedeutung solch' begeistertes Zeugniß ausstellt?

Wir sind Schlesier! Sollen wir nicht mit Selbstgefühl unser Anrecht auf diesen Landsmann geltend machen dürfen, von dem heute noch gilt, was vor drittehalbhundert Jahren galt? — Das sind die Empfindungen, mit denen ich in diese Stadt kam. Halten Sie es nicht für Ziererei oder Uebertreibung, wenn ich bekenne: ich war nicht mehr bewegt, da ich zum ersten Male vor Goethe stand; ich war nicht mehr ergriffen, da ich beim Schillerjubelfeste, zum Redner berufen, vor vielen Tausenden in die Novembernacht hinein den Verklärten pries; — nicht mehr als dieser Tage, da ich, dem Laufe des Bobers folgend, mir bei Tritt und Schritt sagte:

Hier wandelte der Knabe, der Jüngling. Auf diesem Ufer lauschte er dem Rauschen der Woge, dem Flüstern der Quellen; auf diesem grünen Raine bot auch ihm der März die ersten Veilchen dar; vom Namen dieses Gewässers ward ihm der Ehrenname „Boberschwan." Hier prüfte er zuerst die reinen, weißen Schwingen, die ihn emportrugen in die Höhen unvergänglichen Nachruhms; hier prägte er sich den Grundsatz seines Daseins in die Brust: „haud viverem, nisi in litteris viverem."

Und wie ich dann ermüdet heim kam, nächtliche Ruhe suchend, labte ich mich an dem Gedanken: nur eine Mauer trennt dich von den Räumen, in welchen der Vater deutscher Poesie ein Kind war. Da führte mir mein williges Gedächtniß liebliche und kräftige Stellen aus seinen schönsten Dichtungen zu, und der „Mittler aller Sachen" (wie unser Dichter so tief und wahr den Schlummer benennt) ließ mich noch im Traume mit Simon Dach wiederholen:

Unser Name, Lust und Ruh
Stehet euch, Herr Opitz, zu. —

Vor vielen Jahren hab' ich einmal in Bunzlau auf eiligster Durchreise übernachtet. Als ich bei der Morgendämmerung nach dem Wetter ausschaute, erblickte ich ein hohes Denkmal. Ha, rief ich aus, eine Stadt, die ihren größten Sohn ehrt, ehret sich selbst! Wessen Monument könnte diesen Platz besser zieren, als das seinige? Wessen Name könnte würdiger in Erz oder Marmor prangen, und hier auf dieser Stelle, als der Name Martin Opitz von Boberfeld? Ich lief hin und las... den

Namen eines russischen Generals. Eines Mannes allerdings, der geholfen hat Deutschland vom französischen Joche zu befreien; den sein Czar also ehrte! Gut und schön; ich gönn' ihm sein Denkmal. Aber wie lange wollen Bunzlau, Schlesien, Deutschland noch zögern, ihre Verpflichtung zu lösen gegen einen andern Helden, der uns auch von einem fremden Joche befreien half? Dessen Kunst die Zeitgenossen es einzig dankten,

Daß man nunmehr insgemein
Lieber deutsch begehrt zu sein?

Wollen dieser Stadt Bürger nicht dereinst ihre Enkel vor Opitzens Statue führen und ihnen mit Stolze zurufen: Seht, meine Kinder, das war auch ein Bunzlauer Bürgersohn?

Georg Neumark.

Es blieb nicht erst unserer Zeit vorbehalten, daß ein kleines Lustspiel, eine kurze Erzählung, ein dünnes Bändchen, ja wohl nur gar ein Lied, Namen und Ruf ihres Autors verbreiten, von dessen Leben, Streben, Wirken sonst Niemand wußte; um dessen übrige Werke sich Niemand bekümmerte. Wir hatten erst kürzlich ein schlagendes Beispiel von dem, was ich meine: Das Rheinlied von Nicolaus Becker! Wer kennt es nicht? Der Dichter soll außerdem viele andere Poesieen geliefert haben. Wer kennt sie? Wer kannte ihn? Nicolaus Becker und: „Sie sollen ihn nicht haben!“ Weiter wissen

wir Nichts. Und neidische Literaten (um nicht Poeten zu sagen; denn neidische Poeten kann's ja wohl nicht geben? Wie?) wissen außerdem noch, daß ihm für dieses eine Lied eine königliche Pension ausgeworfen wurde. Das nennt man einen „glücklichen Wurf," den er mit seinem Rheingesange gethan, weil er ihn zur passenden Stunde anstimmte.

Ich behaupte, es giebt Lieder, Gedichte, die während gewissen politischen Zuständen, Aufregungen, vorherrschenden Weltstimmungen schon fertig in der Luft herum schwimmen. Es kommt lediglich darauf an, daß Einer mit sicherer Hand hinaufgreift und sie herunterholt. Das giebt dann ein Gelegenheitsgedicht nach großem Maßstabe . . . und zuletzt ist ja jedes lebenathmende Gedicht ein Gelegenheitsgedicht; muß es sein; sonst wär' es . . . doch, das führt zu weit. Becker's Rheinlied war lebendig, war gut, hübsch, und verdient ein dauerndes Gedächtniß. So lange dauern wird's aber keines Falles, wie jenes Lied, an welches ich dachte, da ich anhub: „Es blieb nicht erst unserer Zeit vorbehalten rc." jenes Lied, an dessen Sänger ich erinnern will, und welches ihm seit mehr denn zweihundert Jahren einen Ehrenplatz, nicht allein in den Literaturgeschichten, sondern, was viel mehr bedeutet: im Munde und Herzen der Hunderttausende bewahrt, die ihn von frühester Kindheit an bis in's Greisenalter sangen und singen. „Wer nur den lieben Gott läßt walten" und Georg Neumark haben sich im ganzen evangelischen Deutschland so innig mit einander verschmolzen, weil in jedem pro-

testantischen „Gesangbuche," deren es ja unzählbare und nach unzählbaren Variationen zusammengesetzte giebt, dieses Lied und darunter dieser Name steht.

Georg Neumark wurde zu Mühlhausen in Thüringen am 16. März 1621 geboren, empfing seine Schulbildung in Schleusingen, sah sich aber dann genöthiget, vor den Kriegsgefahren, unter denen Mitteldeutschland am schwersten litt, nach Königsberg in Preußen zu flüchten, wo er Jurisprudenz studiren wollte, daneben jedoch, wahrscheinlich mehr als dienlich, seinen Neigungen für Poesie und Musik folgend, angenehme Talente entwickelte und übte. Dort sowohl, wie nachher in Danzig und Thorn (allwo er die Jahre 1649 und 50 zubrachte), scheint er viele Freunde und Gönner sich erworben zu haben, ohne daß man eigentlich erfährt, ob er seinen Aufenthalt daselbst zu etwas Anderem angewendet, als zum Verse machen und musiciren. Aus Allem geht hervor, daß er den für so manche Existenz höchst bedenklichen und gefahrvollen Ruf eines „vortrefflichen Gesellschafters" erworben hat und sehr beliebt und gesucht gewesen ist; theils als solcher, theils als Virtuose (auf der „Kniegeige"), als Sänger, Componist, Dichter! Wohin dergleichen Gaben führen, und wozu sie verleiten können, davon giebt so manches „zu Grunde gegangene Genie" lehrreiches Zeugniß.

Was uns von seinen weltlichen Gedichten und Liedern vorliegt, ist eben nicht geeignet, uns für ihn zu begeistern. Seine Huldigungspoemata sind trocken und

matt, seine Liebe- und Schäfer-Gesänge sind Nürnberger Spielwaaren-Arbeit:

„Wohl dem, der in den Wäldern lebet,
In unsrer ädlen Schäferlust,
Derselbe stets in Freuden schwebet,
Kein Jammer ist ihm je bewußt.
Unsterblich ist und bleibet frey
Die Schäfer- und Poeterey."

Welch' leeres, nichtiges Reimgeklingel! Sollte man doch für unmöglich halten, daß Opitz und Flemming schon da gewesen wären. Für noch unmöglicher, daß solcher Dichter seinen Bekannten ein Dichter sein konnte. Und dennoch war er einer. Dennoch schlummerte der göttliche Funke im Grunde seiner Seele! Aber diese Seele wiegte sich noch in Lust und Tändeleien. Die ernste Mahnung des Lebens und der Ewigkeit hatte sie noch nicht erfaßt, gedrückt, geläutert.

Das lustige Treiben in Thorn ging auf die Neige, wahrscheinlich mit dem letzten Groschen. Neumark machte sich auf die Heimreise. Hin- und herwandernd gerieth er nach Hamburg und dort in die erbärmlichste Noth. Der Hunger zwang ihn sogar, seine treue Begleiterin, tröstende Freundin, die geliebte, tonreiche „Kniegeige" zu versetzen. Aus dieser Zeit schreibt sich eines der Klagelieder her, in welchem der Dichter, der wirkliche Dichter zum ersten Male die Schwingen regt. Ich hab's in keiner „Anthologie" gefunden; hab's in einem alten, vergessenen Gesangbuche entdeckt, . . . denn eine

selbstständige Ausgabe Neumark'scher Schriften stand mir leider nicht zu Gebote. Mögen einige Strophen hier folgen.

— — — —

„Möcht' es Dir mein Gott gefallen,
Wollt' ich herzlich gern in's Grab,
Da mein Leid geschnitten ab,
Da mein schmerzensvolles Wallen
Dieses Lebens bald verschwind't
Und sein endlich's Ende find't."

„Ich verschmachte fast für Sorgen;
Meine wilde Thränenfluth
Und des Kreutzes heiße Gluth
Sind mein Frühstück alle Morgen.
Furcht, Betrübniß, Angst und Noth
Sind mein täglich Speisebrot."

— — — —

„Dann geh' ich in meine Kammer,
Fall' auf meine matten Knie',
Heul' und seufze, Gott weiß wie,
Und beweine meinen Jammer.
Meiner Thränen wilder Lauf
Steigt zu Dir die Wolken auf."

— — — —

„Setze mich doch einmal nieder,
Laß' mich kommen doch zur Ruh',
Allerliebster Vater Du!

Tröste mich doch einmal wieder!
Gieb mir endlich doch einmal
Herzenslust nach dieser Qual!"

— — — —

Da kann man wohl sagen: die Noth lehrt nicht nur beten, sie lehrt auch singen. Und der Gesang scheint sie gerührt zu haben. Sie zog mildere Saiten auf. Neumark's Lieder hatten das Herz eines Helfers erreicht. Die männliche Würde, womit der Dulder jeglich Trübsal und peinigenden Mangel ertragen, hatten ihm Hochachtung und Vertrauen erworben. Der schwedische Resident riß ihn aus den Schulden und nahm ihn mit einer Besoldung von hundert Reichsthalern (damals genügend) als Secretair in seinen Dienst. Da lösete Neumark zuerst sein lange schwer entbehrtes Saiteninstrument wieder aus. Dann schrieb er das heilige Danklied nieder, gab ihm die schöne Melodie, und nachdem er sich in Strömen heißer Thränen die Brust frei gemacht, griff er nach dem Bogen und begleitete sich selbst mit frommen Klängen zu dem Lobgesange:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf Ihn allezeit! —
Der wird ihn wunderlich erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut!"

Neu erhoben und ausgerüstet wendete er sich 1651 in die Thüringer Heimath. Sein Ruf zog ihm voran.

Wilhelm der Vierte, ein musenfreundlicher Fürst, machte ihn zum Kanzleidirector und Bibliothekar. 1653 ward er unter dem Namen „der Sprossende“ in die „Fruchtbringende Gesellschaft“ aufgenommen, deren Erzschreinhalterschaft er später empfing, und deren Geschichte er auch verfaßte. Sein Fürst beförderte ihn zum herzoglichen Archivsecretarius, — man ernannte ihn zum kaiserlichen Pfalzgrafen — doch 1679 erst erreichte er den längst gehegten (uns heut zu Tage höchst bescheiden dünkenden) Wunsch: Mitglied des Blumenordens zu werden.

Er hat wohl auch in höherem Alter — sein Tod erfolgte am 8. Juli 1681 — noch mancherlei zierliche Verslein gedrechselt, die dann, eben so wenig als frühere, die Bedeutung seiner Kirchenlieder gewannen, von welch' letzteren freilich die meisten ebenfalls längst verschollen sind.

Dennoch zählen wir ihn zu den Wohlthätern der Menschheit. Wer einen Gesang dichtete und in weihevolle Melodie brachte, der Jahrhunderte nach seinem Abscheiden noch Millionen tröstet und erquickt, der hat ein schöneres Monument, als die stolzesten sich in Erz und Marmor zu thürmen vermögen. Georg Neumark ist unsterblich durch den Ausspruch:

„Denn Welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt Er nicht!“

Johannes Rist.

Sein Vater, dem er am 8. März 1607 zu Ottensen in der Grafschaft Pinneberg geboren wurde, hatte den Sohn, bevor noch dieser das Licht der Erde erblickt, schon für den geistlichen Stand bestimmt. Er ließ ihn die Gymnasien in Hamburg und Bremen besuchen und sendete ihn sodann nach Rinteln, wo er Theologie studirte, außerdem aber zu seiner eigenen Befriedigung, Medizin trieb. Der junge Johannes war jedenfalls ein ausgezeichneter Kopf; denn während er seine Gottesgelahrtheit später in Leyden und Utrecht weiter verfolgte, beschäftigte er sich daneben mit .... Mathematik! Unsere jungen Herren, wie sie gegenwärtig manche Universitäten zieren und sich angelegen sein lassen, kaum dasjenige zu treiben, was sie für bevorstehende Examina zur höchsten Noth brauchen; die aber jeglichem nicht obligatem Collegio mindestens so weit aus dem Wege gehen, als ihre Kneipe von den Hörsälen entfernt liegt, würden (wofern sie sich der Gefahr aussetzen wollten, von Johannes Rist Etwas zu vernehmen,) gar bedenklich die Häupter schütteln und ihn wahrscheinlich für's Irrenhaus reif halten. In dieses gelangte er jedoch nicht; sondern in das Predigeramt der Gemeinde Wedel zu Stomarn, welches er zweiunddreißig Jahre hindurch segensreich verwaltete. 1644 wurde er zum gekrönten Dichter, 1653 durch Kaiser Ferdinand III. in den Adelstand erhoben. Herzog Christian von Mecklenburg er-

nannte ihn zum Kirchenrath. Es waren dies die übelberufenen „finstern Zeiten!“ Seltsam, daß diese Einen manchmal anheimeln? Es mag wohl Alterschwäche sein, die dem rapiden Fortschritt und seiner Partei nicht mehr nachzueilen vermag. Aber hat es nicht für den armen deutschen Dichter etwas Rührendes, Erhebendes, zu denken, daß Eine k. k. apostolische Majestät einen kleinen Landprediger Ausburger Konfession im fernen Mecklenburg mit dem Reichsadel bekleidet, nur um seiner Verse Willen? Solcher hat denn Rist viele und sehr verschiedentliche geliefert. Weltliche wie geistliche. Von den weltlichen hat er in späteren Jahren nicht mehr viel gehalten. Er äußert selbst einmal: „Ein rechtschaffener Poete darf sich solcher heydnischen Lumpengetichte gar nicht bedienen. Er kann alle Tage neue, und zwar nicht gemeine, sondern gute und nützliche Erfindungen haben.“ (Allen Respekt vor dem guten Herrn Kirchenrathe, aber diese Behauptung erscheint mir doch etwas zu kühn!) „Er hat dazu keines Jupiters, keines Apollo, keines Merkurius, noch auch der leichtfertigen Venus-Metzen von nöthen. Und Lieber, sagt mir doch, sollte man ohne den garstigen Kupido nicht lustig seyn können? Das müßte ja gar ein seltsamer Handel seyn. Leid ist es mir von Hertzen, daß ich eines Einzigen dieser heydnischen Götzen in meinen jugendlichen Getichten, wiewohl aus kindlichem Unverstande, jemals habe erwähnt. Ja, ich wünsche von Grund meiner Seelen, daß alle meine Verß, in welchen dieser, vornemlich der Venus, gedacht wird, unver-

züglich in das Feuer geworffen, und also der ewigen Vergessenheit möchten aufgeopfert seyn und bleiben!"

Das klingt nun allerdings verzweifelt zelotisch-beschränkt. Wir dürfen den Standpunkt des frommen Mannes nicht vergessen, der eben die Kanzel inne hat. Als einen gründlich deutschen Ehrenmann erkennen wir ihn darum doch, wenn wir auf Stellen bei ihm stoßen wie folgende: „Aber was ist es Wunder, daß man in gebundener Rede und Reimen dergestalt seinen Hochmuth (hätte schier Thorheit gesaget) lässet blicken, da doch nunmehr in freier und ungebundener Rede so unteutsch, fremd und seltsam von etlichen wird geschrieben, daß es von recht geborenen Teutschen schier nicht mehr kan verstanden werden. Es mag aber diese kauderwelsche Art denjenigen gefallen, welche Lust und Liebe dazu tragen, ich halte es mit Jenem, welcher schreibt: Man sollte doch das schöne Teutsch lassen Teutsch bleiben und nicht eine überwendische, lappländische, oder schlavonische Sprache daraus machen, wie wir sehen, daß es von etlichen mit der Zeit wird angefangen."

Rist's Hauptgattung ist, sehr begreiflich, das Kirchenlied. Unter den Gesängen, welche in Sammlungen für lutherischen Gottesdienst aufgenommen und über alle Länder und Provinzen Deutschlands verbreitet sind, zeichnen sich manche durch poetische Kraft, alle durch gläubiges, wenn gleich einseitiges Christenthum aus.

Da gab es ein kleines Kotzebue'sches Lustspiel, welches vor etwa fünfzig Jahren, gleich den meisten Almanach-

stückchen jenes fruchtbaren, heftig geschmäheten, und dennoch nie ersetzten Bühnenpraktikers, mit wahrer Gier von sämmtlichen Theaterdirektionen ergriffen, aufgeführt, abgehetzt und todt gespielt wurde. Nur wenige dieser Sachen haben ein dauerndes Dasein auf den Brettern behalten; sie waren gewöhnlich nur für den Moment berechnet. Dasjenige, von welchem ich hier sprechen will, weil Rist's darin Erwähnung geschieht, fällt in meine Jugendzeit; in eine Epoche, wo der (nun auch zu Grabe getragene) Jubelgreis Anschütz, die Zierde des damaligen breslauer Theaters, ein stattlicher Mann, der geachtete Liebling aller gebildeter Theaterfreunde, so recht eigentlich la pluie et le beau temps machte. Ich seh' ihn noch als eleganten, die Damen entzückenden Husarenoffizier, in rother, goldbeschnürter Uniform! Die Posse hieß, dächt' ich, „der Edukationsrath" und behandelte, so viel ich mich des Inhalts entsinne, das Thema: wie ein etwas leichtsinniger Lieutenant in der Maske eines frömmelnden Erziehers sich in das Vaterhaus der Geliebten schleicht. Bei dieser Gelegenheit wurde denn auch jenes Kirchenlied verspottet. Die ersten Verse:

„O Ewigkeit, du Donnerwort,
Du Schwert, das durch die Seele bohrt,"

gaben Herrn von Kotzebue Stoff zu bittern Späßen, und Anschütz sparte das Bestreben nicht, durch salbungsvollen, karrikirenden Vortrag eine ziemlich wohlfeile Wirkung hervorzurufen. Mir, der ich in formenstrengen, religiösen Umgebungen aufgewachsen, auch, trotz meiner schon eingeschlagenen theatralischen Ab- und Irr-Wege,

in stetem Familienverkehr mit den ersten städtischen Geistlichen geblieben war, erschien solches Citat eines Kirchenliedes wie ein Sakrilegium, und ich begriff den Censor nicht, der diese Stellen hatte stehen lassen. Zunächst jedoch sucht' ich das Lied auf, um es im Ganzen zu lesen. Damals, will ich gern gestehen, schauderte ich davor zurück, es kam mir scheußlich vor, und ich begann allsogleich mich mit Kotzebue und Anschütz auszusöhnen wegen ihrer travestirenden Verwendung der ersten Strophe. Ich wußte Nichts von Rist, kannte Nichts von ihm, als eben diese Höllen-Qualen-Schilderung. Jetzt, ein volles Menschenalter hinter mir, da ich, seinen „Poetischen Schauplatz" durchlaufend, auch nach anderswo zerstreuten Liedern suchte, welche dieses Namens Unterschrift tragen, fiel mir das eigenthümliche Gedicht gleich als alter Bekannter in die Augen. Ich las es nun abermals, doch dieses Mal mit ganz andern Empfindungen. Entsetzlich erscheint mir's zwar immer noch, poetisch-unschön in seiner grauenhaften Phantasie, ... dazwischen tauchen Zweifel in mir auf, ob es denn buchstäblich zu nehmen, ob es nicht vielleicht ganz anders gemeint, ob nicht etwa gar nur ein Paar von Fragezeichen vergessen ist, welches, wenn man es einschiebt, den Dichter wie einen sich trotzig krümmenden Wurm erscheinen läßt, der sich, so weit sein eigener Köhlerglaube gestattet, gegen unbarmherzige Grausamkeit auflehnen möchte?

Wenn es nach umständlicher Auseinandersetzung der ewig-dauernden Strafen unter Anderem heißt:

„Nun aber, wenn Du die Gefahr
Viel hundert tausend tausend Jahr
Hast kläglich ausgestanden
Und von den Teufeln solcher Frist
Ganz grausamlich gemartert bist,
Ist doch kein Schluß vorhanden:
Die Zeit, so niemand zählen kan,
Die fänget stets von Neuem an."

„Ach Gott, wie (?) bist Du so gerecht. (?)
Wie strafest Du den bösen Knecht
Im heißen Pfuhl der Schmerzen!
Auf kurze Sünden dieser Welt
Hast Du die ew'ge Pein bestellt —
Ach nimm es wohl zu Herzen ꝛc."

Ich frage, bedarf es da mehr als der beiden von mir hinzugefügten, eingeklammerten Fragezeichen, um einen ganz andern milden Sinn hineinzulegen?

Möglich, daß des Dichters unterwürfige Gemeinde, und manche andere nach ihr, in Höllenängsten dieses Lied mitgesungen. Ueber den Dichter und seinen unbedingten Glauben an ewige Martern als Strafe für irdisch-menschliche Vergehungen laß' ich solche Anklage nicht kommen. Johann Rist stand seinem Gotte näher, kannte den Menschen und die Bedeutung des Wortes „Ewigkeit" besser, um den Hohn zu verdienen, den weiland Kotzebue's Schwank auf ihn ausgoß. Rist wußte, daß der Zweck des Göttlichen nur sein kann, zu

veredeln, zu erheben, nicht in den Abgrund zu stoßen, zu verderben, zu quälen, durch Qual zu vernichten. Rist wußte oder ahnete doch mit dem Instinkt edelgeborener Seelen, daß geistig eben so wenig Etwas im Reiche des Universums verloren gehn darf, als körperlich im kleinen Bereiche des Erdballs. Nein, Rist hat nur jene zwei Fragezeichen hinzustellen vergessen! So lautet meine Conjectur. Und sie scheint mir nicht minder berechtiget, als manche ungleich kühnere, die sich berühmte Philologen und Interpretatoren erlaubt haben. In diesem zuversichtlichen Vertrauen auf des alten Herrn gutes Herz werden wir noch bestärkt durch nachstehende milde Worte, die er an sich selbst richtet:

Was hilft mir doch ein hoher Stand?
Was nützet mir ein reiches Land?
Was bringet mir das schnöde Geld?
Was schaffet alle Lust der Welt?
Was frag' ich nach der Eitelkeit
In dieser kurzen Jammerzeit,
Wenn Gott, die Tugend, Lehr' und Kunst
Mich schließen ein in ihre Gunst?
Ist Gott in mir, und lern' ich nur
Ihn kennen recht, sammt der Natur,
So weiß ich, daß ein armer Rist
Viel reicher als der Kaiser ist.

Andreas Gryphius.

Groß-Glogau, am 16. September 1861.

Es kann leicht in's Lächerliche gezogen werden, wenn in einer Zeit, die so reich ist an Aufrufen zu Vereinen und zu Denkmälern, sich ein alter fahrender Sänger noch bemüht zeigt, deren Fülle zu vermehren. In Bunzlau gab ich den Anstoß zu einem Monumente für Martin Opitz von Boberfeld, und hier trete ich auf, die mehrfach gehegte Idee lebendig machen zu helfen, daß dem Glogauischen Sohne Andreas Gryphius ein bleibendes Zeichen dankbarer Anerkennung gewidmet werde. Wie gesagt, es läßt sich darüber spötteln, — und mag denn auch wohl schon gespöttelt worden sein. Theils von Solchen, die weder von Gryphius noch von seinem Walten das Geringste, — theils von Jenen, die überhaupt von Vergangenheit Nichts mehr wissen wollen, die nur der materiellen Gegenwart und ihren großen Fortschritten leben; die uns, — mich und meines Gleichen, — verächtlich laudatores temporis acti schelten. Ja, zu diesen zähle ich mich wirklich in gewissem Sinne und mache kein Geheimniß daraus. Vielmehr halte ich es für Pflicht, auch darin offen und ehrlich die Farbe zu tragen, zu welcher ich mich bekenne. Wie ich niemals verleugnete, daß ich meiner Gesinnung nach Royalist bin — (was ich um so entschiedener aussprechen darf, weil ich Nichts dafür begehrte, sondern unabhängig blieb, wie meine Gesinnung; unabhängig und arm!) — eben

so werde ich nicht verleugnen, daß es mir aus vollständiger Freiheit des Geistes und Herzens heraus wie eine ernste Lebensaufgabe erschien, Blick unt Sinn mit Pietät nach den edlen Männern zu richten, denen die deutsche Poesie ihre früheste, gründliche Berechtigung, — denen Schlesien durch sie den unsterblich dauernden Ruhm verdankt: „der deutschen Nation (nach Lessing's großem Ausspruche) die ersten guten Dichter gegeben zu haben." Da steht Opitz obenan, trotz Herrn Gervinus und dessen mehr politisch-mäkelnder als kritisch-treffender Widerrede. Und neben Opitz, welcher ewig deutscher Dichtkunst Vater bleibt, unser Gryphius, den der Preis zieret, der erste rühmenswerthe Dramatiker gewesen zu sein.

Im Oktober 1616 (dem Todesjahre William Shakespeare's) ward Andreas hier geboren und verlor seinen Vater, einen hiesigen Prediger, als er ein fünfjähriges Kind war. Der Verstorbene soll vergiftet worden sein? — Wer mag wissen, welchen Einfluß die aus solchem Ereignisse hervorgegangenen häuslichen Scenen auf die Phantasie des Knaben, und welche Nachwirkung sie geübt haben auf den Hang zum Schauerlichen und Grauenhaften, der in seinen Tragödieen vorherrscht? Auch daß die verwittwete Mutter ihm einen Stiefvater gab, der dies im üblen Sinne des Wortes für ihn wurde, konnte nicht beitragen, ihn heiterer zu stimmen. Er besuchte die Schule in Fraustadt, floh vor der Pest nach Görlitz und lernte frühzeitig durch Verkehr mit fremden Kriegsvölkern sein Sprachtalent üben, welches er dann fleißig ausbildete. Es steht zu ver-

muthen, daß er Werke von Cervantes und Calderon erhaschte und las. Schon 1634 ward eine seiner poetischen Arbeiten, in dieser Stadt hier, gedruckt. Dann wurde er in Danzig, späterhin wiederum in der schlesischen Heimath Hauslehrer. Eines Gönners Vermächtniß verschaffte ihm, dem unterdessen schon zum gekrönten Poeten Erhobenen, die Mittel, eine größere Reise anzutreten. Er ging nach Holland, promovirte in Leyden, kehrte wieder heim, reisete wieder fort, sah Frankreich, Italien und ließ in Venedig drei Bücher voll Gedichte drucken, die er der Republik widmete und in feierlicher Audienz überreichte.

Nach langer Abwesenheit, reich an poetischen Erzeugnissen, kehrt er Ende 1643 nach Schlesien zurück und bittet Gott, „der ihm gegeben habe dem Vaterlande zu leben, Er möge das Vaterland nun auch heißen, ihm zu leben!" Er blieb in Glogau, verheirathete sich 1649 mit Rosina Deutschländer, lehnte Vokationen an ausländische Universitäten ab, ward zum Syndikus von den Glogauischen Ständen erwählt, scheint durch angestrengte Arbeit, nicht vom poetischen Produciren, wohl aber von düstern, melancholischen Selbstquälereien abgekommen zu sein, glücklich gelebt zu haben, bis er am 16. Juni 1664, hundert Jahre nach Shakespeare's Geburt, plötzlich starb. Er sank auf dem hiesigen Ständehause mit dem Ausrufe: „Mein Jesus, wie wird mir?" danieder — und war todt. Er hinterließ drei Kinder, unter diesen den Sohn Christian, den Dichter.

Ich muß meinem ehemaligen Gönner, dem unver-

geßlichen Aug. Wilh. Schlegel, widersprechen, in seinem abfertigenden Urtheil über die Dramen Gryphius', die er schon wegen ihrer häufigen Geistererscheinungen und seltsamen Wunderbarkeiten verwirft. Dergleichen Dinge sind wohl abscheulich, wenn sie mit kaltem Bewußtsein angewendet, als Popanze für die Masse zur Maschinenspielerei herabsinken. Bei Gryphius kamen sie aus dem Innern einer, wenn auch verdüsterten, doch lebendigen Dichternatur. Er glaubte an derlei Spuk — wobei wir durchaus sein Zeitalter mit in Anschlag bringen müssen. Da noch Hexenprozesse möglich, die Tortur im Gange gewesen, — mag immer ein besonnener Praktiker andere Ansichten gehegt, ein zu Wundern geneigter Poet darf Wunder gesehen haben. Man höre ihn selbst in der Vorrede zu seinem schauerlichsten, zugleich bedeutendsten Trauerspiele:

„Als ich von Straßburg zurück in Niederland gelanget, und zu Ambsterdam bequemer Winde nacher Deutschland erwartet, hat eine sehr werthe Gesellschaft etlicher auch hohen Standes Freunde, mich zu einem Pankuett, welches sie mir zu Ehren angestellt, gebeten. Als bei selbem man auf Erzählung verschiedener Zufälle gerathen und damit einen ziemlichen Theil der Nacht verzehret. Wohlgedachte meine Liebesten wolten, was ich auch bitten oder einwenden möchte, nicht unterlassen, mich bis an mein damahliges Wirthshaus durch die so weite Stadt zu begleiten und geriethen, sobald sie auf die Gassen kommen, wieder auf ihr voriges Geschichtsgespräch, dabei mir auf ihr anhalten Anlaß gegeben, den Verlauf dieser

zwei unglücklich Verliebeten zu erzählen. Die Einsamkeit der Nacht, die langen Wege, der Gang über den einen Kirchhof und andere Umbstände machten sie so begierig aufzumerken, als fremdde ihnen diese des Cardenio Begebnüß, welche man mir in Italien als eine wahrhafte Geschichte mitgetheilet, vorkommen, daß sie von mir begehret, ihnen den ganzen Verlauf schriftlich zu hinterlassen. Habe statt einer begehrten Geschichtbeschreibung gegenwärtiges Trauerspiel aufgesetzet."

Nun erzählt er den Inhalt desselben, die Tendenz: „eine keusche sittsame Liebe in Olympien; eine rasende, tolle, verzweifelnde in Celinden abzubilden." Der letzteren giebt eine Zauberin den Rath, Cardenio's Gegenliebe dadurch zu erreichen, daß sie dem Leichnam eines Jünglings, der treu liebend gestorben, das Herz ausschneide, um sich dessen für Liebestränke zu bedienen. Celinde entschließt sich zur verruchten That; doch der Begrabene (der eben sie geliebt und im Zweikampfe für und um sie sein Leben verloren,) richtet sich nun im Sarge auf, redet sie an, erhebt sich aus der Gruft, folgt ihr in die Kirche, wo dann die Leiche, an einen Pfeiler gelehnt, gefunden wird. Gryphius sagt, von der dunkeln Zauberschwester „Tyche" redend: „Ihr Mittel, das sie vorschlägt, ist so abscheulich als boshaft; gleichwohl weiß ich, daß eine Person hohen Standes in Italien ein weit ärger Werk versuchet. Und welches Land ist von solchen Händeln reine? Wenn jemand die Zeit auf solche Sachen wenden, und alle Künste, verlorene Dinge zu finden, Schätze zu graben, Liebe zu stiften, Eheleute zu

verknüpfen, Todte zu beschwören, Krankheiten zu vertreiben, — auf welche Viele in Deutschland halten, — niederschreiben wollte, er würde ein ungeheures Buch zusammen bringen."

Hierauf führt er allerlei haarsträubende Citate an und schließt seinen Vorbericht mit den Worten: „Deren Meinung aber, die alle Gespenster und Erscheinungen als Tand und Mährlin oder traurige Einbildungen verlachen, sind wir in kurzem an seinem besonderen Orte vernünftig zu erwägen entschlossen, und geben ihnen indessen unsern Cardenio vor ein Trauerspiel, das ist: vor ein Getichte!"

Mich dünkt, der wackere Syndikus hatte auf seinem Standpunkte vollkommen Recht; und der große Gelehrte und Meister Schlegel hatte entschieden Unrecht, ihn einseitig zu verhöhnen. Was seine Zeit noch theilweise glaubt, woran der Dichter selbst glaubt, das darf er benützen; das ist seine Domaine. Andreas war berechtiget, dies abenteuerliche Werk zu dichten, welches mit allen Extravaganzen eine merkwürdige, gewaltige, tiefergreifende Conception bleibt; — aber unser Immermann beging einen poetischen Fehltritt, als er dasselbe Werk für die moderne Bühne zurichten wollte. Mag der Schöpfer des „Trauerspiel in Tyrol," da er den ersten Gedanken zu dieser Umarbeitung faßte, vielleicht in jener poetischen Stimmung gewesen sein, welche auch ihn einmal an Wunder glauben und ihn einen Engel von Fleisch und Blut dichten ließ, der dem Oberkommandanten Hofer dessen in die Felsspalte versenktes Racheschwert realiter

wieder heraufholt — während der Ausführung von „Cardenio und Celinde" hat solcher wunderfromme Glaube nicht Stich gehalten, und der skeptische Verfasser des „Münchhausen" ist mit des naiven Gryphius Nachlasse schlecht zu Stande gekommen. Der alte Glogauer Syndikus zeigt mehr Lebenskraft in einer Scene, als der junge Düsseldorfer Landesgerichts-Rath in fünf Akten wiederzugeben wußte. Hatte sich doch Achim von Arnim schon lange vorher dieselbe Mühe unnütz gemacht. Es bearbeitet sich nicht so leicht in andere Epochen hinein! Requiescant in pace!

Unser Gryphius, bei späteren Jahren zu heitrerer Lebensanschauung gelangend, die ihn trübe Jugendeindrücke verwinden ließ, versuchte sich auch im Scherzhaften und hat köstliche Possenspiele geschrieben. An einem derselben: „Das verliebte Gespenst und die Dornrose" können sich aufmerksame Leser, auch wenn ihnen ältere Editionen unseres Dichters nicht zugänglich wären, leicht ergötzen, nachdem unser gelehrter Landsmann Hermann Palm, der in diesem Felde unermüdlich fortarbeitet und fördert, eine musterhafte Ausgabe davon (Breslau, bei Trewendt, 1855) geliefert hat, welche auch in sprachlicher Beziehung, durch sorgfältiges Auffassen des um Glogau heimischen Idioms, lehrreich ist.

„Peter Squenz" behandelt denselben Gegenstand, den Shakespeare im „Sommernachtstraum" als Intermezzo einschiebt. Die Gelehrten sind, glaub' ich, immer noch nicht einig, auf welchem Wege Daniel Schwenter, von dem Gryphius wahrscheinlich den Stoff entlehnte,

dazu gelangt sei? Ob engländische Komödianten, die dazumal in Deutschland reiseten (auch in Holland), vielleicht gar das Original aufführten, aus welchem auch Shakespeare geschöpft? Gleichviel! Mir, der ich, lange bevor man an dessen Bühnendarstellung in Deutschland dachte, den „Sommernachtstraum" häufig öffentlich vorgetragen, Berlin und Wien zufrieden gestellt, also wohl eine Meinung über diesen Schwank habe; mir ist, ich darf's nicht leugnen, die Gryphius'sche Behandlung zusagender als jene des Shakespeare; weil die Figuren bei Letzterem mir den Eindruck erregen, wie wenn sie wüßten, daß sie die Bühnenwelt parodiren sollten, wie wenn sie über der Sache stünden und sich mit uns nur einen Spaß machten. Das ist beim Gryphius ganz anders. Seine Handwerker meinen es verzweifelt ernsthaft, und schon dadurch, daß sie nicht phantastischem Gefolge fabelhafter Griechen-Herzöge, sondern ihren heimischen, eingebornen Herrschaften gegenüber stehen, gewinnen sie sammt ihren künstlerisch-possierlichen Anstrengungen festeren Boden. Für meine Seele gern möchte ich auch einige Stellen aus dem „Schimpfspiel Absurda comica" vortragen — aber ich darf ja nicht. Es wäre ja wider den Anstand! Es kommen ja Unschicklichkeiten darin vor!

Nicht als ob der edle Gryphius, da er seine „Glogauischen Lokalpossen" schrieb, vergessen hätte, wer er war, und was er galt! Gewiß nicht! Jedoch er heuchelt nicht; er nimmt kein Blatt vor den Mund; er läßt die Leute reden, wie die Schnäbel gewachsen sind. Und das darf ja jetzt nicht mehr sein! In einer Lokalposse schon

gar nicht! Da darf um Gotteswillen nicht frei, ehrlich, deutsch herausgeredet werden. Nein, da muß Alles hübsch zweideutig, schlüpfrig, gemein, nach Umständen niederträchtig sein, mit einiger mageren, abgestandenen Tugendbrühe begossen. Und wenn dann nur arme Leute, Bettler, womöglich auch Spitzbuben überschwänglich edele Personagen und alle wohlhabenden oder vornehmen Leute infame Schurken sind, und ein recht abgeschmacktes Lied mit tausend Mal abgebrauchten und eben so oft scharfgeschliffenen „Pointen" auf eine noch albernere Melodie gesungen wird, so ist eine solche Mißgeburt der Zeit, — man tauft sie bisweilen „Charakterbilder," — eben so gewiß gut aufgenommen und auch bei zarten Damen beliebt, wie mein Peter Squenz perhorrescirt werden würde.

Ich muß mich begnügen, die Denkmal-Angelegenheit durch einige andere kurze Proben gleichsam zu rechtfertigen; lebendig darzuthun, daß Glogau sich selbst ehrt, wenn es dem Meister ein Ehrenzeichen errichtet.

Dem Meister — habe ich gesagt und dadurch gewissermaßen zu der Frage berechtiget: Sind denn seine Dramen für Meisterwerke zu betrachten?

Darauf läßt sich unparteiisch nur mit Nein antworten. Woher sollten Meister- oder gar Muster-Werke für ein Theater kommen, welches noch nicht vorhanden war?

Vieles in Gryphius' Tragödieen erscheint uns, dem heutigen Begriffe nach, roh, oder schwülstig, oder breit; Manches undramatisch; das Meiste ungelenk. Wie

könnte das in solcher Zeit, zwischen solchen Umgebungen anders gewesen sein? Aber der Kern, das innere drastische Feuer, die geistige Kraft, die leidenschaftliche Gluth, die eigentliche Productionsfähigkeit treten mächtig zu Tage. Zweierlei Eigenschaften sind es, die in meinen Augen dem Dichter eine ganz eigenthümliche Bedeutung, noch neben dem Werthe seiner übrigen hohen Autorgaben verleihen. Erstens die schwungvollste Phantasie, — die sich freilich in's Gebiet düsteren Grausens und moderduftigen Entsetzens verliert, — die aber in ihrem tiefpoetischen Walten um so erstaunenswürdiger ist, weil sie einem ernsten, redlichen, pflichtgetreuen Geschäftsmann, einem seinen Akten ergebenen Syndikus entspringt, und weil sie zugleich einen so streng gläubigen, der christlichen Poesie eifrig obliegenden Dichter veranlaßt, jene an's Wildheidnische streifenden Gebiete dämonischer Mysterien zu durchirren.

Zweitens seine echt komische Begabung, womit er von frömmsten, dem Heilande gewidmeten Sonetten, von hochtragischen Dramen plötzlich zur Ausarbeitung niedrig gehaltener Possenspiele übergeht, in denen Alles, bis in's kleinste Detail, Naturwahrheit wird; in denen er vor dem gemeinsten Ausdrucke nicht zurückschreckt; worin er nur die nackte Natürlichkeit schildert; und woran Nichts vom künstlerischen Streben eines gelehrten Philologen mehr bemerkbar bleibt, außer dem tiefen Eingehen in die Sprach- und Denkweise des ungebildeten Volkes, ja des Pöbels; außer der humoristischen Gewandtheit, Sitten, Unsitten, Bräuche, Ausdrücke wirksam wiederzu-

geben, plastisch darzustellen. Mich erfüllen jene — mitunter sehr derben Scherze und Possen mit Rührung, bei dem Gedanken: wie groß doch die Macht an- und eingebornen Talentes sein muß, wenn es einen solchen Mann aus seiner Frömmigkeit, aus seinem von Pedanterie nicht freien Wissenschafts- und Amts-Eifer, aus seinem ihm ebenbürtigen Umgange gleichsam hineintreibt und stürzt in das frische Leben volksthümlicher Schwänke, übermüthiger Späße, unverfänglicher Zoten, daß er sein Staatskleid mit Manschetten, daß er seine Allongen-Perrücke auf den Lehnstuhl wirft und in Hemdsärmeln hinabläuft, Kindereien zu treiben auf grünem Grase, hinter dornigten Hecken, wohl gar um üble Pfützen herum, völlig unbekümmert, ob die Schnallenschuhe einige Flecke, ob die gestickte Weste einige Risse davon tragen könne? Droben im Amte fungirt er als ernster Syndikus. Drunten geberdet er sich wie ein vielseitiges Dichtergenie und rufet fröhlich: Laßt mich einen Menschen sein zwischen Menschen.

Ja, Andreas Gryphius ist ein wahrer Dichter. Er wußte es! Bei allen Zweifeln, wie eine von schwerem Familienunglück, von langem Kriege, Pest, grauenhaften Schicksalen bedrückte Brust sie nur immer hegen mag, gewann doch stets wieder das himmelaufhebende „auch ich!“ neue Gewalt in ihm. Was ihm seine so grausam zerrissene Gegenwart nicht gewähren konnte, vertraute er mit kindlichem Glauben der Zukunft an. Zum Schlusse der Vorrede einer von ihm edirten Samm-

lung „Glogauischer Fürstenthums-Landes-Privilegien" sagt er:

„Doch beruhet jedwede Sach' auf dem Außspruch der Nachkommen und Gottes."

Das Exemplar, welches mir zur Einsicht anvertraut worden, ist sein eigenes, für den Amtsgebrauch bestimmtes gewesen. Unter dem vorgedruckten Extrakte aus dem Landes-Protokoll stehet seines Namens Unterschrift nebst dazu gehörigem manu propria. Die Tinte, womit er das schrieb, ist vergilbt und halb verblichen, die Hand, welche die Feder führte, ist längst vermodert. Aber die Werke des Mannes leben noch — allerdings ein sehr zurückgezogenes stilles Leben, in den Bibliotheken eingestäubt, in den Schränken einiger Sammler, auf den Tischen etlicher Gelehrten. Nichts desto weniger leben sie. Auch vor unseren Augen, durch spätere Arbeiten, deren Verfasser aus jenen geschöpft haben; in andere Kleider und Gewänder neumodischen Zuschnitts gehüllt, treten uns Gestalten entgegen, die Gryphius ursprünglich erschuf. Wie so oft im Leben werden Schöpfer und Erfinder neben oberflächlichen Nachahmern vergessen! Möge sich diese Stadt solcher Ungerechtigkeit gegen ihren großen Sohn nicht schuldig machen. Ich bin stolz darauf, heute — wenigstens theilweise — meine Schuld für so viel hier erfahrene Zuvorkommenheit und Güte abtragen zu dürfen, indem ich das Meinige thue, des edlen Geistes Gedächtniß aufzufrischen. „Es beruhet jedwede Sach' auf dem Außspruch der Nachkommen" hat er ge-

sagt. Wir wollen sein Vertrauen nicht zu Schanden machen. Wir wollen sein Bildniß aufgestellt sehen vor der Fronte des schönen Rathhauses, auf dem Hauptplatze der Stadt, deren Zierde Andreas Gryphius vor länger als zweihundert Jahren war; deren Zierde Er bleiben wird, so lange es ein Schlesien, ein Deutschland, deutsche Sprache, Wissenschaft und Kunst giebt!

Wir werden dreierlei kurze Bruchstücke aus seinen umfangreichen Werken mit einander durchgehen. Eine Scene aus einer Tragödie; einige Auftritte aus einer Posse, wenige lyrische Gedichte; und ihn dadurch auf seinen Hauptgebieten kennen lernen.

Was die Tragödie anlangt, will ich nur eine abgerissene Stelle aus dem ersten Akte von „Cardenio und Celinde" wählen. Sie genügt, Ihnen darzuthun, welche geistige Macht diese Einleitung belebt, wie jede Zeile von innerer dramatischer Handlung zeugt. Und nun die Diction .... ich muß bekennen, höre ich jetzt im Jahre 1861 kritische Beurtheiler eines jüngstentstandenen Drama's rühmend hervorheben: „es habe eine schöne Sprache!" so packt mich Entsetzen, und ich denke: damit muß es sehr schwach bestellt sein, weil der günstige Referent Nichts zu loben weiß als die „Sprache" — die sich schier von selbst versteht. Wer macht jetzt nicht wohlklingende Verse? Vor länger als einem halben Jahrhundert schon durfte Schiller äußern: „Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache" rc. — Wie viel gültiger ist das heut zu Tage, wo die jungen Herren bereits ganze Phrasen fertig finden, die sie nur (bewußt

oder unbewußt) einfügen dürfen? wo eigentlich Alles schon gesagt ist?

Aber zu einer Zeit, wo aus dem Rohen gearbeitet werden mußte; wo ein Dichter für seine Gedanken und Gefühle sich erst den Ausdruck bildete; wo er zugleich Gesetzgeber für Nachfolger wurde, während er Schöpfer, Erfinder, Umgestalter, Veredler für sich selbst war! Damals so zu reden, so seine handelnden Personen reden zu lassen .... Es ist wohl die Frage erlaubt an jeden Kenner deutscher Literatur: Verdient der Mann, der unsere Muttersprache zur Zeit des dreißigjährigen Krieges zu solcher Höhe gebracht, .. verdient er nicht, daß seine Vaterstadt ihm ein Denkmal errichte? Er bittet:

„Du hast, mein Schöpfer, mir das Vaterland
gegeben,
Zu leben; — heiß' Du mir das Vaterland auch
leben!"

Nun wohl, es hat ihm gelebt. Es hat ihn anerkannt, da er auf Erden weilte. Es weiß ihn zu würdigen Jahrhunderte nach seinem irdischen Tode. Die größten Geister deutscher Nation haben ihm gehuldiget, und wo Martin Opitz, Simon Dach, Paul Flemming ehrfurchtsvoll genannt werden, da fehlt auch Glogau's Andreas Gryphius nicht.

Benjamin Schmolcke.

Mancher meiner Leser, dem ein gewisser Schelmen-Roman, „Die Vagabunden“ betitelt, in die Hände gerathen ist, dürfte sich, das Buch durchblätternd, gewundert haben, in solchem Romane ein altes, überfrommes Sterbelied eingeschaltet zu finden? Der Verfasser entgegnet darauf: Nur die Schönheit, die Meisterschaft jener Dichtung veranlaßte mich dazu; ich freute mich, gefühlvollen Kennern einen der Vergessenheit anheimgefallenen, glücklich entdeckten Schatz mitzutheilen!

„Und wer ist der Meister, der dieses Wunderwerk schuf?“ fragt ein Dritter. Ich erwiedere, fast verlegen: Benjamin Schmolcke ... und vernehme lautes Hohngelächter.

„Benjamin Schmolcke? heißt nicht so der berüchtigte Verfasser des albernen Gebetes, welches Schieferdecker sprechen sollen, wenn sie vom Dache stürzen? und vieler anderer, ähnlicher abgeschmackter Frömmeleien?“ —

Sie wissen weiter Nichts von ihm, mein Herr? Haben weiter Nichts über ihn gehört? Nun, sei's drum. Ich nehme mein Urtheil nicht zurück. Ich halte den Mann für einen großen Dichter. Wenn's Ihnen recht ist, plaudern wir ein Bischen von ihm. Vielleicht ändern Sie Ihre auf leeres, nachplapperndes Geschwätz begründete Meinung.

Der alte, ehrliche Benjamin bietet keinen von Wechselfällen oder interessanten Begebenheiten durchkreuzten

Lebenslauf zu schildern dar. Er ward am 21. December 1672 in Brauchitschdorf bei Liegnitz geboren, studirte in Leipzig, wurde seinem Vater im Amte adjungirt, kam 1702 als Diakonus nach Schweidnitz und stieg dort nach und nach bis zum Oberprediger und Inspector der Schulen und Kirchen, als welcher er 1737 starb. Weiter hätte ich von seinem Erdentreiben Nichts zu berichten, außer daß er den Ruf eines frommen, gläubigen Gottesmannes mit in's Grab genommen. Er ist vergessen. Die Literarhistoriker führen ihn mit einigen abfertigend-anerkennenden Floskeln auf, loben ihn vielleicht bespöttelnd, reihen ihn den schwülstigen Pietisten an, geben ein paar obenhin herausgegriffene Pröbchen und . . . sind mit ihm fertig. Gelesen, ordentlich durchgelesen hat ihn Keiner; das möcht' ich beschwören. Wie wär's auch möglich? Wer die Dichter heerdenweise vornehmen und kritisch scheeren soll, kann sich in Einzelne nicht vertiefen. Es heißt nur, so bestimmt und sicher, daß Niemand zweifeln dürfe: Dieses ist ein Bock, jenes ein Lamm, dieser hat grobe, jenes hat feine Wolle . . . und damit Basta. Deshalb, ich muß es eingestehen, geb' ich nicht viel auf die in's Beurtheilen eingehenden Literargeschichten der Poesie. Die Herren Gelehrten, wenn sie so ganze Jahrhunderte abthun, geberden sich wie rechte Herodesse und Kindesmörder. Geht es doch schon bei kritischen Instituten, die nur Erzeugnisse der Gegenwart beurtheilen, leichtsinnig und oberflächlich genug zu. Und könnt' es anders? Bedenkt man, wie viele Tage und Nächte der fleißig producirende, redlich wollende Schriftsteller

(von sorglosen Vielschmierern ist nicht die Rede!) an seine Schöpfung setzt, bis sie in den Buchladen gelangt ... bedenkt man dagegen, in wie viel Minuten der Recensent von Metier solche Arbeit manchen Jahres überfliegt... Er muß; es ist eben sein Metier. Der ganze Tisch liegt voll „Novitäten." Was gelobt werden soll, ist schon bezeichnet; nicht minder, was getadelt werden darf. Gute Freunde, Parteigenossen, vorzugsweise solche, die kritische Journale inne haben oder beeinflussen, werden beachtet. Die Uebrigen sind bald bedient. Gewisse Phrasen stehen schon fertig in Blei; sind stereotyp geworden; der Setzer braucht sie gar nicht auseinander zu legen.

Es fällt mir dabei ein selbsterlebtes Geschichtchen ein. Während meines Aufenthaltes in Rußland ließ ich einen „Almanach für Privatbühnen" erscheinen, der sechs kleine, nicht ungern gesehene Liederspiele enthielt. Ich hatte Sorge getragen, daß Exemplare desselben von Leipzig aus an Redactionen deutscher Zeitschriften versendet wurden. Ein Jahr später kam ich nach Berlin, wo ich einen Abend bei meinem Universitätsfreunde Wilibald Alexis zubrachte, der auch Journalist und als solcher nach allen Richtungen hin thätig war. Die Gesellschaft bestand aus alten Bekannten; unter diesen v. d. Hagen, Friedrich von Raumer u. A. Es wurde Seitens der Damen der Wunsch geäußert, ich möchte eine Kleinigkeit vorlesen. Aber was? Mir fiel ein, daß unser Wirth in seinem „Freimüthigen" meinen Almanach günstig beurtheilt habe; das ihm gesendete Exemplar mußte ja vorhanden

sein; ich erbot mich, ein Liederspiel zu lesen. Das Buch fand sich — man nahm Platz, ich setzte mich an den Tisch, auf dem die zwei Kerzen de rigueur brannten ... ich wollte beginnen ... der Almanach war noch nicht aufgeschnitten; nur die Blätter, welche die den Inhalt besprechende Vorrede enthielten, ließen sich umschlagen.

Und Alexis war ein Mann von Ehre; ein unbestechlicher. Wie mag es erst bei bestechlichen Richtern zugehen? Ach, die brauchen nicht einmal die Vorreden zu lesen!

Schon für einen Recensenten, dem die Verpflichtung obliegt, mit der Leipziger Messe gleichen Schritt zu halten, wäre die Arbeit, will er gewissenhaft verfahren, eine übermenschliche, erdrückende, wenn man sich dieselbe nicht ziemlich leicht machte — allerdings mit Ausnahmen. Es giebt solche verehrungswürdige Ausnahmen. Der selige Markgraf hat den schwer verdienten Nachruhm in's Grab genommen, eine solche zu sein. Häufig sind sie nicht, doch möglich sind sie. Wie aber Kritiker es anfangen wollen, die nicht nur einzelne neue Werke, sondern sämmtliche Werke sämmtlicher Autoren sämmtlicher Jahrhunderte durchzuarbeiten hätten, sollte jedem Einzelnen sein volles Recht werden; — und wie sie, wären ihnen gleich Methusalem etliche Menschenalter verliehen, an solche Riesen-Pläne gehen können, ohne ihr Gewissen zu belasten; — das hätt' ich nie begriffen, wäre mir nicht immer wieder eingefallen, daß viele dieser Herren sich für Riesen halten, die über Zwerge zu Gerichte

sitzen. Meinetwegen! Nur bedaure ich Diejenigen, welche sich aus Allgemeinen Literatur-Historien andere Weisheit holen, als jene positive Kenntniß festzustellender Leistungen, Lebensläufe und Jahreszahlen. In Allem, wo es bei Würdigung eines Dichters um subjective Ansicht, persönliche Unbefangenheit, momentane Stimmung, unparteiische Empfänglichkeit, eingehendes Verständniß, Innigkeit des Urtheils, Wärme des Gefühls, hingebende Liebe sich handelt, werden sie gewiß schlecht bedient sein. Denn: einen Geist, der mit universell-umfassender Gerechtigkeit, mit gleich-vertheilter Schärfe wie Milde, alle Schulen, alle Parteien, alle Naturen, alle Individualitäten zu erkennen, zu würdigen, herauszufühlen verstünde; dem Nichts zu klein wäre, daß er nicht die Größe darin zu erforschen wüßte; .... den kenn' ich nicht! Er müßte etwa zufällig Gotthold Ephraim Lessing heißen.

Dieser würde, davon halt' ich mich überzeugt, wär' ihm mein Benjamin Schmolcke in die Feder gefallen, zuverlässig beigestimmt; würde mit seiner unerreichbaren Klarheit deutlich gemacht haben, was ich zwar innig fühlen, was ich leider nicht klar beweisen kann.

Ich bin kein Heuchler, der „in Frömmigkeit und Christenthum macht," wie ein Commis-Voyageur in künstlichem Champagner, und der mittrinkt, um seine Waare anzupreisen. Vielmehr gesteh' ich's frei: ich bin mit meinen religiösen Begriffen und Glaubensartikeln so weit von den Schmolcke'schen entfernt, daß er mich armen Büchermacher (Gott geb' ihm seine gehoffte Seligkeit!) wahrscheinlich für einen Höllenhund erklären

und von sich stoßen würde, käm' er noch einmal unter uns zu wandeln. Ebenso wie er den im Elend frühzeitig untergegangenen, für einen wüsten Gesellen ausgeschrieenen, darum doch reichsten Poeten schlesischer Dichterschule, den Striegauer Johann Christian Günther von sich stoßen würde, sammt all' dessen Reichthum; obgleich Günther's jugendliche Muse, noch auf der Schweidnitzer Schulbank sitzend, ihm bei'm Antritt seines Inspectorats einen ihrer ersten Gesänge gewidmet hat. Der geistreiche, schöne Knabe, der vielversprechende fleißige Schüler, der bald darauf „ein verworfener Jüngling" genannt wurde, begrüßte den frömmsten aller lutherischen Kirchenlehrer mit einem Liede, welches anhebt:

„Wir verpfänden Dir die Herzen,
Dein Befehl ist unsre Lust 2c."

Wollt' ich den wiederum die Erde beschreitenden Schmolcke anreden: „Ich verpfände Dir mein Herz" ... wie gesagt, es dürfte mir ein „Höllenhund" entgegen geschleudert werden, den ich geruhig einstecken und nur erwiedern wollte: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?" Wahrlich, was geht mich der Hyper-Orthodox an? Ich hab's mit dem Dichter zu thun. Ist mir's doch nie in den Sinn gekommen, daran zu glauben, daß ein steinernes Crucifix, von einer wilden, blutigen, zuletzt reuigen Mörderin brünstig umfaßt, eine Luftreise in den Himmel antreten und die Sünderin mit hinaufziehen könne? Darum doch gilt mir die Conception des Drama's „die Andacht zum Kreuze" für eine der grandiosesten

und der erste Akt dieses Gedichtes für ein Wunderwerk der Poesie. Goethe hat nie daran gedacht, aus seinem Standpunkte zu billigen, daß Ferdinand von Portugal nach Afrika hinüber segelt, um in Heilands Namen liebenswürdige, ritterliche, kunstsinnige Mauren abzuschlachten. Darum doch spricht er's aus: „Wenn die Poesie dereinst von der Erde verschwände, aus Calderon's „Standhaftem Prinzen," wäre dieser nur übrig geblieben, könnte sie neu geboren werden!" Calderon, als Dichter, muthet uns zu, wir sollen an seinen Glauben glauben; und gestatten wir diesem seine Berechtigung, dann meint er, habt Ihr's blos mit dem Poeten zu thun!

Gerade so verhalt' ich mich zu Schmolcke. Ich gestehe ihm sein gutes Recht zu: Er zu sein — bleibe, was ich bin — und entzücke mich an seinem Genius. Denn er ist ein dichterisches und ist zugleich ein Sprach-Genie! Wie weit übertrifft er in Beherrschung seiner fruchtbaren Phantasie, in besonnener Anordnung seiner Gedankenfülle, in energischer Präcision des Ausdrucks, in Gediegenheit des Versbaus, in anmuthiger Gewalt über die Form nicht allein sämmtliche Zeitgenossen, sondern auch die nach ihm sangen! Nur Gellert schließt sich ihm würdig an, ohne doch im Kirchengesange seine markige Kraft zu haben. Lieder, wie: „Der Tod ist todt, das Leben lebet" — „Gott der Jüden, Gott der Heiden" — „Halt' an, halt' ein, halt' aus!" — „Nur immer nach durch Dick und Dünne!" — „Thränen, Thränen, lauter Thränen" — „Ich bin der reichste Mensch

auf Erden" — und viele, viele andere, sind so vollkommene Kunstwerke, wie nur ein großer Dichter liefert. Eins stehe hier für alle:

„Mein Gott, ich weiß nicht wann ich sterbe?
Kein Augenblick geht sicher hin.
Wie bald zerbricht doch eine Scherbe?
Die Blume kan gar leicht verblühn,
Drum mache mich nur stets bereit
Hier in der Zeit zur Ewigkeit."

„Mein Gott, ich weiß nicht wie ich sterbe?
Dieweil der Tod viel Wege hält;
Dem Einen wird das Scheiden herbe,
Wenn sonst ein And'rer sanfte fällt.
Doch, wie Du willt; gieb, daß dabei
Mein Ende nur vernünftig sey."

„Mein Gott, ich weiß nicht wo ich sterbe?
Und welcher Sand mein Grab verdeckt?
Doch wenn ich dieses nur erwerbe,
Daß Deine Hand mich auferweckt,
So nehm' ich leicht ein Stellchen ein.
Die Erd' ist allenthalben Dein."

Gellert.

(Aus einem öffentlichen Vortrage über deutsche Lyrik, gehalten zu Gräz in Steiermark.)

Manchen Namen braucht man nur auszusprechen, um durch seinen Klang augenblicklich das ganze Bild des edlen Menschen hervorzurufen, der ihn trug und unsterblich machte. Ein solcher in vollster Bedeutung ist der Name Gellert. Dieser, 1716 zu Hainichen in Sachsen geborene, auf der berühmten Fürstenschule zu Meißen gebildete Gelehrte und Dichter gehört unter die seltenen, ausgezeichneten Geister, die mit ihrem Erdenleibe ein stilles, an der Scholle haftendes Leben führten und dabei dem großen, weiten Leben der Welt wichtiger und wirksamer wurden, als Viele, die viel und Vieles erlebten, und deren Biographen ganze Musterkarten interessanter Vorgänge und Ereignisse zu entwickeln haben. — Gellert, nachdem er einige Jahre Hauslehrer gewesen, habilitirte sich in Leipzig, wurde dort Professor und blieb seiner Studirstube, seinem Katheder getreu, bis er 1769 starb. Er zog nicht durch die Welt, — aber die Welt zog durch ihn. Sein Lehrstuhl, sein Arbeitszimmer wurden geweihete Stätten, zu denen sich die Söhne aller Länder, aller Stände ohne Unterschied drängten. Niemals war ein Lehrer, niemals ein Dichter so populär im schönsten Sinne; — nie mit größerem Rechte. Frömmigkeit und Tugend bildeten den Kern seines Daseins, blieben der Mittelpunkt seiner Lehren und Schriften. Doch wie fern von Frömmelei, von Heuchelei waren sein

Wesen und seine Lehren! Er selbst, kränklich und leidend, erschien weder strenge, noch mürrisch im Umgang. Heiter wie sein Verkehr waren seinen Dichtungen. Er liebte den Scherz, den Frohsinn, die Freude, beförderte sie nach allen Seiten hin, — und wo er nur wußte und konnte, würzte er dadurch seine noch so ernsthaft gemeinten Ermahnungen, ohne jemals in docirenden Rigorismus zu verfallen. Er, der Frömmste, der Reinste im eigenen Wandel, der liebenswürdigste Lobredner des Gebetes zu Gott, nahm keinen Anstoß daran, für die Bühne lustige Stücke zu dichten; ja, gab in einem derselben, unbekümmert um das Zetergeschrei anklagender Zeloten, jenes gedankenlose, zur Gewohnheit herabgesunkene Betschwesterthum dem öffentlichen Spotte Preis. Seine Schäferspiele behandeln Lieb' und Leid der Jugend in ungezierter Anmuth, ebenso freisinnig und furchtlos, wie seine moralischen Vorlesungen irdischer Macht ihre Unmacht vorhalten. Ein fein erzogener, im Umgange mit Vornehmen streng die Formen beobachtender Mann von Welt, stand er gleichwohl Königen und Fürsten muthig und seiner selbst bewußt entgegen und vergab sich in der Würde des Gelehrten auch dann Nichts, als des großen Friedrich Feuerblick ihn anblitzte. Er gewann durch seine Haltung dem Verächter deutscher Muse Hochachtung ab.

Wie sollen wir seine poetischen Erzählungen genugsam preisen? Diese unerreichten Meisterwerke! Man muß so alt sein wie ich, um jene Tage noch erlebt zu haben, wo Greise und Matronen kleinen Kindern vorsagten, was Jung und Alt entzückte. Bei gewissen An-

fangszeilen Gellert'scher Fabeln (wie sie wohl uneigentlich heißen) geht alten Leuten gleich mir ein frischer, duftiger Jugendfrühling auf; man wähnt sich in die harmlosen Tage zurückversetzt. Und nicht etwa blos, weil mit solchen Erinnerungen die Bilder unserer Jugend frische Farbe erhalten; — denn woher käm' es sonst, daß andere Gedichte, die wir ebenfalls hörten, als wir Kinder waren, denselben Zauber nicht mehr ausüben? Nein, es ist Gellert's Verdienst, sein heute noch unübertroffenes Talent für die Gattung, welches uns erwärmt und verjüngt. „Ein Zeisig war's und eine Nachtigall" — „Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen" — „O, Jüngling lern' aus der Geschichte" — „Zween Hunde dienten einem Herrn" — „Ein armer Schiffer stak in Schulden" — — wer könnte, wenn er sie als Knabe in sich aufnahm, diese Blüthen sanfter, heiterer Weisheit jemals in seiner Seele welken lassen? Ich verlange nicht, daß die berühmte Erzählung vom „Phylax, der so manche Nacht Haus und Hof getreu bewacht," auf die Leser unserer Tage den tiefen Eindruck mache, den sie in mir erregte, als ich sie 1804 las und in Thränen schwamm bei der Stelle: „hier starb der Hund!" Meine Pflegemutter stürzte herbei, die Ursache des Geheuls zu erfahren, und ich versicherte, ich müßte dermaßen weinen, weil ich durch den Tod des Hundes an ihren möglichen Hintritt gemahnt würde. Wie gesagt, so viel Mitgefühl begehr' ich nicht mehr. Doch denk' ich, dürfte den Ausgang eines ernsteren Gedichtes: „Um das Rhinoceros

zu sehn" auch heute kein Mensch von Gemüth lesen, ohne Rührung.

„Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom
schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht . . . .
O Gott, Du weißt's! mehr sprach er nicht."

Dieses „o Gott, Du weißt's" ist mehr werth, als lange Elegieen voll von falscher Sentimentalität und modernem Weltschmerz. Nur ein großer Meister vermochte in drei Worte solches Gewicht zu legen und jede Silbe darüber zu unterdrücken. Auch im Verschweigen spricht der wahre Poet.

Gellert's geistliche Lieder will ich nicht unbedingt preisen. Es würde mir, der sich seinen Zuhörern als glühenden Verehrer der älteren Kirchengesangsdichter zu erkennen gab, übel anstehen. Von der geharnischten Kraft, von der ehernen Glaubenstiefe, die rücksichtslos einherschreitet, wie bei Paul Gerhardt und Benjamin Schmolcke, ist bei ihm keine Rede mehr. Der humane, duldsame Leipziger Magister herrscht vor. Niemand kann aus seiner Zeit heraus. Die Madonnen und Kirchenbilder von heute tragen auch nicht mehr den Stempel naiver Zuversicht. Aber Zeit und Umstände genommen, wie sie waren, hat doch auch in diesem Gebiet unser Gellert die höchsten Verdienste sich erworben. „Gott, Deine Güte reicht so weit" — „Nicht daß ich's schon ergriffen hätte" — „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" — „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" — „Meine

Lebenszeit verstreicht" — diese und ähnliche Lieder werden ewig jung und schön bleiben, werden seinen Namen lebendig erhalten, so lange deutsche Sprache währt. Und jenes ihm aus dem Innersten quellende: „Nach einer Prüfung kurzer Tage" — wenn die siebente Strophe anhebt:

„Da werd' ich das im Licht erkennen,
Was meine Seele dunkel sah;
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah;
Da denkt mein Geist mit Preis und Dank
Die Schickung im Zusammenhang."

Ich wüßte nicht, wo die jedem edleren Gemüthe eingeborene Sehnsucht nach Unsterblichkeit inniger und unseren hoffnungsbangen Ahnungen entsprechender von irgend einem Dichter ausgesprochen wäre! Dieser in zwei Zeilen gefaßte Trost, daß der von seiner Erdenhülle befreite Geist „die Schickung im Zusammenhange denken," folglich „im Licht erkennen werde, was er auf Erden dunkel sah," — enthält er nicht in seiner Kürze doch Alles, was der philosophische Forscher, wie der demüthig Glaubende von jenem Leben wünschen dürfen? Es ist eine fast all' seinen lyrischen Dichtungen innewohnende Eigenthümlichkeit Gellert's, für jeden Stoff die richtige Form zu treffen und den Hauptgedanken in wirksamer Gedrungenheit vorzuführen. Ich hoffe, meine verehrten Zuhörer durch die ausgewählten Beispiele genügend davon zu überzeugen. Doch vorher noch eine andere Mittheilung. Sie haben schon bemerkt, daß ich

bemüht bin, diesen Vorträgen eine möglichst persönliche Färbung zu geben, und daß ich lieber unvollständig und ungenügend bleibe, als gedankenlos abschreibe, was in bekannten Hand- und Lehrbüchern steht. Deshalb freut es mich, Ihnen einen Gellert'schen Brief bringen zu können, — (Nichts charakterisirt den Menschen so sprechend als Briefe!) — der nicht aus gedruckten Sammlungen entlehnt, sonden als unbekanntes Original in meiner Autographen-Mappe befindlich ist.

„Leipzig, 15. Nov. 1759. Nachmittags.

Gnädige Gräfin! Heute Vormittag meldete ich Ihnen nur flüchtig, daß mir die Stunde mit Ihren lieben Söhnen bald mehr Vergnügen als Arbeit seyn würde. Jetzt will ich diese Nachricht fortsetzen und von Nichts reden, als was diese beiden Herren angeht; denn der Herr von Schulenburg, der seine Stunde nicht besucht, giebt mir Zeit zu dieser Pflicht. — Es ist also gewiß, daß ich mit diesen meinen Schülern sehr zufrieden bin; zufriedner, als ich gehofft habe. Dieses sage ich auf mein Gewissen. Sie scheinen nicht mit Zwang zu mir zu kommen. Sie sind die ganze Stunde hindurch achtsam, willig, und meistens fertig und richtig in ihren Antworten. Denn ich lasse sie stets lesen und frage ihren Verstand und ihr Gedächtniß aus. Dieses muß Ihnen, gn. Gräfin, nicht deswegen merkwürdig seyn, als ob Ihre Söhne in meiner Stunde viel Gelehrsamkeit einsammeln würden, sondern deswegen, weil sie Achtsamkeit, Lust und Geduld zum Lernen bezeigen, — und auch Geschicklichkeit. Dieses sind die Haupteigenschaften, wenn

das Studium glücken soll. Fritz hat mehr Genie als Adolf, das ist gewiß; aber Adolf wird das durch Fleiß erringen, was ihm die Natur nicht gutwillig zu gewähren scheint. Er ist seit gewisser Zeit sehr fleißig. Das sagt sein Hofmeister, das sagen seine Freunde, — und ich sehe es! Aber eben dieser Adolf, der in anderen Dingen langsam und schläfrig ist, ist bei den Studien übereilt, und aus Hitze, die Sache den Augenblick zu treffen, begeht er leicht Fehltritte. Fritz, der in anderen Dingen hastig und flüchtig ist, ist vorsichtiger im Denken, und nicht so geschwind, und eben deswegen glücklicher. Ein sonderbarer Kontrast! — — Fritz — ja Fritz, gn. Gräfin! Wollte der Himmel, er wäre nicht von seiner Geburt an zum Offizier bestimmt gewesen, er würde ebenso viel Geschmack zum Studiren bekommen als Adolf, und es diesem zuvorthun. Aber genug, er soll und wird wenigstens die Wissenschaft fassen, die der gute Soldat, der Soldat von Verstand, Geschmack und Lebensart sich zu eigen machen muß. Ich gewinne ihn alle Tage lieber, aber ich will ihn doch nie auf Kosten des Aeltesten lieb gewinnen. — Das Herz beider Brüder ist gut und zu aller Tugend zu bilden. Das sicherste Mittel aber für ihre Jahre und ihre Charaktere ist der fortgesetzte Umgang mit den besten jungen und alten Leuten. Denn Unterricht haben sie genug. Sie sind sonst nicht gern z meinem Bruder, zu mir, und solchen Geschöpfen gegangen. Aber freuen Sie sich, sorgfältige und glückliche Mutter, sie kommen itzt gern zum Bruder, und ich hoffe von diesen Besuchen mehr, als ich Ihnen sagen darf.

Die Sache soll bald einen Einfluß in ihre übrigen Gesellschaften haben, und mein Bruder ist zu diesem Dienste mehr nütze, als zehn Professores; das muß ich aus Liebe zur Wahrheit sagen. Er ist Beiden gewogen, aber dem Jüngsten vorzüglich. Seyn Sie also so gnädig, theuerste Frau Gräfin, und belohnen Sie den Bruder mit ein paar Zeilen, damit wir ihn eifrig genug erhalten, die leeren Stunden der jungen Herren auf eine angenehme und nützliche Art auszufüllen.

Ist es möglich, so befreien Sie den Hofmeister gänzlich von den Geldsachen. Es ist ein ehrlicher, gutwilliger, und auch religiöser Mann; aber er ist kein guter Rechnungsführer, kein Herr über das Geld, obgleich er kein Verschwender ist.

Ein langer Brief — und doch hab' ich noch wenig gesagt. Aber dieses Wenige muß Ihnen doch, da es wahr ist, und aus meinem ganzen Herzen fließt, angenehm und eine Beruhigung auf eine künftige unruhige Stunde seyn. Gott, der die Sorgen so guter Mütter gewiß segnet, und das Gebet des Herzens für die Wohlfahrt der Kinder gewiß erhört; der wird auch Ihnen die Freuden schenken, die gutgeartete Söhne ihren Müttern zur Belohnung gewähren können. Seyn Sie also dankbar und froh! Ich verharre mit der vollkommensten Hochachtung u. s. w. Gellert."

Und noch ein zweites Briefchen an dieselbe Dame, nicht lange vor seinem Tode geschrieben, enthält einige rührende Worte.

„Auch schriftlich, wie ich merke, kann ich nicht ohne

Thränen von Ihnen Abschied nehmen. Und was soll ich Ihnen sagen? Beten Sie für mich, gnädige und fromme Gräfin, und leben Sie, der Gnade Gottes nebst Ihrem ganzen Hause empfohlen, immerdar wohl! An meinem Geburtstage gehe ich wieder in's Karlsbad, und weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird. Aber Gott ist überall mit seiner Huld und Hülfe. Getrost also und unverzagt! „Hat er es denn beschlossen, so will ich unverdrossen an mein Verhängniß gehn!" (Da haben wir unseren Paul Flemming bei Gellert!) Dieses Lied ließ ich mir heute früh von vier Thomasschülern singen und weinte herzlich dazu. Seitdem ist meine Stube nicht leer von Besuchen. — Nun so leben Sie denn wohl mit Ihrer guten vortrefflichen Tochter, mit Ihrem würdigen Gemahle, und mit Ihrer lieben Mama, mit Ihren beiden guten Söhnen, mit Ihrem ganzen Hause! Lebenslang und immerdar, Ihr Verehrer und Schuldner G."

Es ist doch eine ganz eigenthümliche Empfindung, dasselbe Blatt vor sich zu erblicken, auf welches die zitternde Hand eines allverehrten kranken Dichters mit unsicherer Feder den Namen schrieb, der heute, wo ein Jahrhundert zwischen jenem Abschiede und unserer ihm gewidmeten Erinnerung liegt, noch immer die Herzen bewegt und zu andächtiger Zuneigung und Dankbarkeit aufruft. Da ist noch die Thräne sichtbar, die seinem Auge während des Schreibens entfiel ..... aber wo ist das Auge, das sie weinte? —

Gleim.

(Aus einem öffentlichen Vortrage über deutsche Lyrik, gehalten zu Gräz in Steiermark.)

Die meisten meiner Hörerinnen und Hörer werden sich noch eines sehr alten Mannes erinnern, der die letzten Jahre seines Lebens hindurch gar mühselig durch die Gassen der Stadt Gräz am Stabe hin humpelte und nicht eher auf dieser Erde Ruhe fand, als bis er in der Erde lag. Schon gebrechlich und fast blind, mußte er bald nach München, bald nach Triest und Venedig, bald nach Wien reisen, um seine hohen und höchsten Gönner heimzusuchen. Und so lästig und unbequem er hier und da auf seine alten Tage bisweilen werden mochte, — man gedachte der Freuden, die er einst geboten, und nahm ihn immer gütig auf, wenn es hieß: der Sydow ist wieder da! Er und ich — denn darauf geht dieser Eingang hinaus — dienten 1815 bei einem schlesischen Freicorps; er als vierzigjähriger Mann, ich als achtzehnjähriger Jüngling. Franzosen haben wir Beide nicht todtgeschlagen, wohl aber manchen Thaler, wenn wir im schönen Harz umherzogen, wo wir lange campirten, bivouakirten, garnisonirten. So wanderten wir auch eines schönen Sommertages von Quedlinburg nach Halberstadt, suchten den würdigen Klamer-Schmidt heim, ließen uns von diesem zu Gleim's Grabe geleiten, das Andenken des Biedermannes zu feiern, von dem ich dazumal wenig wußte. Aber das wußte ich doch: Gleim sei ein deutscher Dichter gewesen, und das genügte

mir. Und die miserablen Verse, mit denen ich sein Grab besang, genügten auch dem höchst genügsamen Klamer-Schmidt, der von seinem seligen Meister die unselige Nachsicht gegen jedwede poetische Alltäglichkeit, wofern sie nur ein gutes Herz wies, geerbt hatte.

Dreißig Jahre später befand ich mich wieder in Halberstadt, und da sollte ich dem Vater Gleim näher rücken. Es war wieder ein Schmid, der mir Kunde gab; aber diesmal nicht der längst begrabene Klamer, sondern der Gymnasialdirektor Theodor Schmid, der würdige Schwiegervater des würdigen Dr. Heiland, welcher Letztere bei Einweihung des Schiller-Goethe-Denkmals in Weimar die herrliche, auch im Druck erschienene, Standrede gehalten hat. Im Jahre 1846 lebte dieser Letztere noch in Halberstadt und zierte den schönen, häuslichen Kreis, der mich, den fahrenden Sänger, gastlich aufgenommen. Welche herrliche Stunden! — Vor uns aufgeschlagen lag das große, stattliche Buch des Göttinger Hainbundes, wohinein die Miller, Hölty, Voß, Stolberg u. s. w. mit eigener Hand ihre Dichtungen eingezeichnet. Von den Wänden rings herum schauten die durch Meister gemalten Köpfe aller dichtenden, schaffenden Zeitgenossen des edlen Greises, „der drei Menschenalter sah;“ eine Reihe deutscher Sänger und Lehrer. Gleim hat mit königlicher Freigebigkeit große Summen an diese Gallerie gewendet. Friedrich Wilhelm III. hat all' diese Schätze aus der Verlassenschaft gekauft und dem Gymnasium zu dauerndem Eigenthum geschenkt. Der jedesmalige Rektor ist des Museums Hüter.

O Gott ja, sie sind leicht lächerlich zu machen, diese alten Anakreontiker und Odensänger, mit ihrer schwatzhaften Breite, ihrer Gevatterei und gegenseitigen Bewunderung; mit ihren süßen Liebeslispeleien ohne Fleisch und Blut, mit ihren Bacchusfesten und Hymnen; — und ich selbst habe nachträglich lachen müssen, wenn mir einfiel, was Klamer-Schmidt vertraulich geplaudert, daß sie bei solchen in sprudelnden Versen ausposaunten Zechgelagen — (Klopstock war auch dabei, wie er in einer Ode eingesteht) — manchmal ihrer drei, vier zusammen kaum einen Römer zu leeren im Stande gewesen; bei ihren Zechgelagen im rosendurchdufteten Gartensaale Gleim-Anakreons, dem der deutsche Bursch sein beliebtes: „Trink, betrübter Rebenhasser u. s. w." und sein noch beliebteres, bis in Kneipen und Herbergen gedrungenes: „Hier sitz' ich auf Rosen mit Veilchen umkränzt &c." verdankt; — wobei ich nicht umhin kann, historisch festzustellen, wie der Student, besonders der renommirende Fuchs, gern die Variante anbrachte: „Hier sitz' ich ganz rasend u. s. w.," was sich zu dem: „mit Veilchen umkränzt" toll genug ausnahm. Und der Dichter dieser Lieder, bei denen schon so viele Räusche gewonnen wurden, vertrug kaum einen Fingerhut voll Wein! Ja, das ist komisch! Aber bei all' dem ist's doch immer ein großer Gedanke, zu erwägen, daß da ein halbes Jahrhundert lang der Kanonikus eines reich dotirten Kapitels gewohnt, der seine Einnahmen verwendete, seltene Bücher zu kaufen, neue werthvolle drucken zu lassen, berühmte Maler zu beschäftigen, arme Schriftsteller zu unterstützen.

Der als Dichter hohe Verdienste erwarb. Der mit den Besten in stetem Verkehre blieb, nach allen Seiten hin ermunterte, förderte, sich ohne Neid an allem Gelungenen freute, alles Mißlungene schonend beurtheilte, für alles Große sich und Andere begeisterte; endlich für sein Vaterland, für seinen König so Hohes that, als irgend einer der feurigsten Patrioten. Wenn ich in Jean Paul lesend an jene Stelle komme, die von dessen kümmerlichster Zeit handelt, wie er in bittrer Noth, fast hungernd, auf einmal durch die Post ein bedeutendes Geschenk an Golde empfangen, ohne auch nur im Entferntesten auf den Spender rathen zu können, — und daß er lange Jahre nachher erst zufällig erfahren habe, diese Hilfe, die ihn sich selbst und der Arbeit wiedergegeben, sei aus Gleim's („dieses Urdeutschen") Händen ergangen, — da schlägt mir das Herz schon vorher, ehe ich die unzählige Mal gelesenen Zeilen wieder lese.

Von den bedeutendsten, in voller Kraft und reinem Enthusiasmus gesungenen Liedern unseres halberstädtischen Poeten brauche ich kaum zu reden. Die Gesänge des preußischen Grenadiers sind bekannt genug und blieben Muster für patriotische Volkslieder. Sie waren eine That; nicht unwichtiger, als Rückert's gewaltige Hymnen aus den Jahren 1813—15.

Aber es ist Keinem das Alter erlassen, sagt Grillparzer in einem Sinngedicht auf Goethe. Auch Gleim hatte an seinem Greisenthum schwer zu tragen. Sein Held und König starb, — die „neue Zeit" begann; — die französische Revolution verbitterte ihm schon das über-

reizte Leben, — und dann kamen die Xenien dazu! Ueber diese beiden Erschütterungen der Staats- und Ideenwelt konnte er sich nicht zu Gute geben. In einer Masse von poetischen Aussprüchen macht er sich Luft: über die Barbaren, die einen guten Herrscher enthauptet — über die Titanen, welche mit Keulen darein geschlagen haben im Reiche des deutschen Parnasses.

So redet er einmal die Königsmörder an:

„Für Freiheit streitet ihr Franzosen nicht. Ihr streitet
Für dreier Teufel Tyrannei!
Ihr werdet, alle gleich, am Narrenseil geleitet,
Von euch ist keiner frei!"

Und so spricht er, als der Xenien-Almanach erschienen war, von Schiller und Goethe:

„Und ging' ein Schröter, seinen Mond
Am hellen Tage zu beschauen;
Und ging' ein Kleist auf seinen Auen,
Zu sehn den jungen Lenz, sie würden nicht verschont."

„Seht, das sind Wespen, keine Bienen,
Ihr Witz ist Flittergold;
Der Almanach ist nicht von ihnen,
Ich wette was ihr wollt!"

Oder:

„Ha, welch' ein weiter Weg von Iphigenien
Zu diesen Xenien!"

Am ergreifendsten äußert sich des milden, weichen Greises tiefer Schmerz über diese Federkriege in den Versen:

„Wie war's einmal so schön auf unserm Helikon!
Als Klopstock noch Homer, Uz noch Anakreon
Gerufen ward auf ihm, noch die Gerufnen hörten,
Noch Faunen nicht auf ihm der Musen Tänze störten
Mit ihrem Wolfsgeheul und Tiger-Ungestüm;
Apollo Gott noch war, nicht Priapus auf ihm.
Als alle Sänger noch einander ihre Lieder
Vorsangen, alle noch wie Brüder
Sich liebten! Haß und Neid war nicht auf ihm zu sehn,
Auf unserm Helikon, wie war's einmal so schön!"

Du durftest das ausrufen, Du Herz voll Liebe für die Menschen und für die Kunst. Und wir zürnen Dir nicht, wir klagen Dich nicht an, weil Dein mattes Auge, schon halb gebrochen, die gewaltigen Streiter für eines neuen Tages Klarheit und Wahrheit verkannte. Jetzt, wo sie im ewigen Lichte weilen mit Dir, wird euch Allen ein Tag lächeln, und ihr werdet euch Brüder nennen und Genossen! Ja, Du wirst singen:

Wie ist es wieder schön auf unserm Helikon!

Ein Brief von Iffland.

Mein alter Freund, der Buchhändler S. J. Joseephy hatte mir gestattet, mit dem prüfenden Blicke eines habgierigen Autographensammlers diejenigen seiner Papiere zu durchsuchen, welche als Erbtheil der ehrwürdigen

Firma „Haude und Spener“ in seinen Besitz gelangt sind. Unter mancherlei Schätzen dieser Gattung, deren Werth unsere jugendliche Gegenwart kaum begreifen dürfte, weil sie Autoritäten weder achtet, noch liebt, befand sich ein Brief Iffland's.

Als ich die mir wohlbekannte Handschrift entdeckte, freute ich mich lebhaft. Doch wie soll ich die Empfindungen schildern, die mich beim Durchlesen erfüllten? Es war, als tauche eine bessere, längst begrabene Kunst-Epoche aus der Dämmerung vor mir auf; als wehe mich ein Frühlingshauch kindlicher Träume an, wie er mich damals erfrischt und belebt, da ich noch reich an Hoffnungen im Bühnenleben mein Leben gesucht.

Iffland gehörte unter die am meisten angefeindeten, häufig verlästerten Schauspieler. Welche Anfechtungen hatte er zu bestehen! Wie heftig fielen die Romantiker über sein Spiel, wie bitter die Kritik über seine Dramen, wie giftig die allgemeine Klatschsucht und die Coulissen-Kabale über seine Verwaltung her! Man sollte meinen, auch auf ihn und seinen Charakter hätten diese Ungerechtigkeiten zurückwirken, auch ihn hätten sie bitter und feindselig machen müssen? Doch läuft Alles, was ich von Genossen jenes collegialischen Zusammenwirkens über ihn und seine Persönlichkeit vernahm, auf dankbare Anerkennung seiner Verdienste um das Ganze, seiner Umsicht, seiner Gerechtigkeitsliebe hinaus. Der Brief, den ich hier mittheile, giebt die schönste Bestätigung solch' ehrenhaften Zeugnisses.

Wenn nach Schröder ein Mensch auf den Bret-

tern wandelte, der Ifflanden den Kranz rauben konnte, so war es **Fleck**, der Titane, der Gewaltige, Geniale!

Gegen diesen nun ist bei Herrn **Spener**, dem Redacteur und Inhaber der Zeitung (1799), ein Gedicht eingelaufen, welches Ifflanden preiset und seinen großen Nebenbuhler tadelt. Spener hatte es im Manuscripte dem Director mitgetheilt, wohl ahnend, daß dieser sich kaum daran ergötzen dürfte; — denn der selige Spener war ein feiner Kopf. Und jetzt antwortet ihm Iffland:

„„Hier meine offene Meinung:

„Der Verfasser will mir wohl, das freut mich, und ich danke ihm herzlich und ungeheuchelt. Will er unserer Bühne wohl, so muß dieses Gedicht mit der Strophe auf Fleck **nie, nirgend** gedruckt werden. Hat er Recht, so ist das nicht die Art zu bessern, da dem unleugbaren Genie des Mannes mehr Achtung gehört, als hier erwiesen ist. Hat er Unrecht, — wohin führt die Bitterkeit?

„Fleck und ich leben in **wahrer** Eintracht. Fleck ist Künstler, wenn auch zu viel thun müssen, ihn Etwas verringert hätte. Kraft und Geist liegt in ihm. Er wird sich schnell wieder finden. Er ist ein sehr ehrlicher Mann, ein edler Mensch. Soll aus dem Chaos des Berliner Theaters Etwas werden, so kann es nur unsere Eintracht schaffen. Kann sie bei solchen Ausfällen bestehen? Und wie stehe ich dann neben Fleck?

„Sehnsuchtsvoll wünsche ich, daß dies nicht erscheine! Schreiben Sie dem Verfasser ein Resultat aus Diesem. Ist er ein edler Mann, wie ich glaube, so wird er das

fassen, und Sie haben das Verdienst, daß dem Theater eine tödtliche Wunde nicht widerfährt.

„Ich komme in ein paar Tagen zu Ihnen. Mich, in meinen Wanderungen treffen Sie schwerlich.

Berlin, 10. April 1799. Ihr
Iffland."

„P. S. Vermögen Sie ihn, daß es nirgend erscheine! Der Schaden ist zu groß! Sie werden es mit Güte und Erfahrung behandeln. — Jahrelanges Bemühen kann nicht halb ersetzen, was dies schaden würde. Das Publikum würde dabei leiden, mehr als ich."

Welcher Leser, wenn er irgend noch ein Herz für unser deutsches Theater hat, könnte wohl ohne Rührung über diese Zeilen hinweggleiten? Und darf man nicht annehmen, daß dies doppelt eintreffen wird, wenn Personen diesen Brief lesen, die dem Theater angehören? Kann er auf sie die Wirkung verfehlen, die er auf mich hervorgebracht?

Ach, leider ja! Ich habe mit einem Rückblick auf unsere Bühnenzustände Ursache zu befürchten, daß gar Viele über mich und meine Rührung mitleidig lächeln und bei sich denken werden: „Der ist ein Narr, und Iffland war es auch! Wenn ein unbequemer Nebenbuhler in den Journalen tüchtig gezauset wird, desto besser für uns. Wer mag dergleichen Beihilfe verhindern? Im Gegentheil, aufsuchen muß man sie, erbitten, nöthigenfalls erkaufen und gut bezahlen."

So werden Viele denken. Mögen sie doch. Es wird ihrer auch wiederum geben, die mit mir empfinden; die, von Neid und Mißgunst frei, sich stets bemüht haben, den Regungen kleinlicher Eifersucht zu gebieten; die sich zu erfreuen vermögen an Allem, was schön und groß ist; sogar dann, wenn ihre eigenen Bestrebungen dadurch in Schatten gestellt werden sollten. Und sie werden mit mir einstimmen in diese Gedächtnißfeier Iffland's, des oft angefeindeten, verleumdeten Ehrenmannes, der stets für Wahrheit und Recht glühte, ob er auch, wie wir Menschen ohne Ausnahme jeder in seiner Art, menschlichen Schwächen und Irrthümern unterworfen war. Gedenkt man seines Wirkens und Schaffens, nicht nur als Schauspieler; nicht nur als dramatischer Dichter; auch als Führer und Veredler des ihm untergeordneten Theaters; reihet man seine Verdienste als darstellender Künstler, charakterisirender Schöpfer, Volksschriftsteller, Dramaturg, Beamteter und Patriot zusammen — und erwägt man daneben die tückischen Schmähungen, die ihn verfolgt; die überstrenge Kritik, welche von Mitgliedern einer neu poetischen Schule wider ihn ausgeübt wurde; erinnert man sich endlich der albernen Fabeln, die böser Wille geflissentlich über seine Todesart verbreitete, — während doch des berühmten „Formey" authentischer Krankenbericht gedruckt vorliegt! — Dann wird man sich nur schwer jenes Unmuthes, jenes Ueberdrusses am ganzen Erdentreiben entschlagen können, welcher den armen Prinzen Hamlet ausrufen läßt: „Pfui, pfui darüber!"

Ich habe Iffland in seinen bedeutendsten Rollen gesehen. Ich war noch ein halber Knabe, als ich ihn sah, aber es fehlte mir nicht an Wahrnehmungsvermögen, und wie Erinnerung und Gedächtniß mir treu blieben, vermag heute noch eine stets willige Phantasie in mir hervorzurufen, was ich damals anstaunte, um es jetzt geistig zu durchdringen. Ich sehe ihn lebendig vor mir. Und ich sah ihn lebendiger als je, wie ich das Blatt in Händen hielt, dessen Inhalt hier mitgetheilt wurde.

Fleck lernte ich leider nur aus Berichten, mündlichen wie schriftlichen kennen. Was sein größter Bewunderer, was Ludwig Tieck, der ihm Kränze für die Nachwelt wand, begeistert in epischem Schwunge von ihm kündet, — was er auch an ihm tadelt, — das trifft mit Iffand's Worten zusammen.

Bei Lob und Tadel, wenn eines von beiden über den Schauspieler ergehen soll, kommt es nur darauf an, welches von beiden der Beurtheilende vorherrschen lassen will. Ich mache mich anheischig über die Darstellung eines Talentes zwei Aufsätze zu schreiben; der eine soll unbedingt preisen, der andere unbedingt schmähen, und in keinem von beiden soll ein unrichtiges, unwahres Wort vorkommen; denn der eine braucht nur das Gute, Gelungene hervorzuheben, während er das Fehlerhafte, Mißfällige ignorirt; und der andere umgekehrt.

Wie leicht hätte es folglich Iffland gehabt, an dem Manne, der so oft auf seine Kosten erhoben, ihm als bevorzugter Genius spottend gegenüber gestellt, zu seinem Nachtheile mit ihm verglichen wurde, in kritischer Schärfe

einen verzeihlichen Scepticismus zu üben; an ihm zu zweifeln; sich zu trösten in dem Bewußtsein: „er reicht nicht an meinen Fleiß, meine Bildung, meinen Scharfsinn, meine Kunst!" — Wie Viele hätten das gethan an Iffland's Platze.

Und was thut Iffland? Er zeigt sich als wahrer Freund, er zollt Achtung dem Genie des Nebenbuhlers; er entschuldigt Nachlässigkeit mit allzu häufiger Anstrengung; er baut auf des redlichen Mannes Sinn; er räumt sorgsam und theilnehmend-ängstlich das Steinchen aus seinem Wege und will sich lieber nicht angesungen, als den Collegen verletzt wissen. Ganz im Stillen, ohne Ostentation bittet er Herrn Spener, ja, er fleht ihn an, die Sache zu ordnen. — Das thut Iffland im Jahre Siebzehnhundertneunundneunzig.

Nun denn, Ihr großen Schauspieler vom Jahre Achtzehnhundertneunundfünfzig und sechsundsechszig gehet hin und thuet desgleichen!

Ernst Raupach.

(1852.)

Wer einige Jahre vor Raupach's Rückzug von der Bühne, vielleicht nach längerer Abwesenheit aus der Fremde in's Vaterland heimkehrend, mit unseren Zuständen unbekannt, deutsche Journale in die Hand genommen und in manchen derselben all' die gehässigen, geringschätzenden Verdammungsurtheile über jenen ausge-

zeichneten Mann gelesen, hätte wähnen müssen, Raupach sei ein talentloser, Nichts könnender Scribler, und das deutsche Theater schwelge im Ueberfluß neuer, geistiger Schöpfungen von anderen Verfassern, so daß es den Getadelten, Bespöttelten nimmermehr brauche. Es war förmlich Mode geworden, den Mann, der die Bretter so lange beherrscht, herabzusetzen und von ihm zu schreiben, über ihn abzuurtheilen wie über einen Stümper. Theils mögen es wohl sogenannte politische Gründe und abweichende Meinungen gewesen sein, welche so vielerlei Federn gegen den conservativsten aller Schriftsteller in Bewegung setzten; theils auch mag sein häufig abstoßendes Benehmen ihm Widersacher zugezogen haben. Hauptsächlich jedoch war es der bleiche, gelbe, schlecht verhehlte Neid, der dem geistvollen, energischen Manne seine unerschöpfliche Thatkraft, seinen stets regen Fleiß, seine Erfolge vor dem Publikum, seinen Einfluß auf die Vorstände der bedeutendsten Bühnen mißgönnte und ein Heer zurückgewiesener Mitbewerber in wüthende Recensenten umwandelte.

Leider war es so. Und ich kann sogar von ähnlichem Vorwurf zwei Dichter nicht freisprechen, die wir hoch achten und verehren, die aber, wie sie sonst untereinander bitterste Gegner gewesen, sich doch in einem Punkte vereinigten: in dem blind sein wollenden Grolle wider Raupach, dem sie zuletzt als Verbrechen anrechneten, daß seine Stücke Abend für Abend gespielt wurden, während man die ihrigen als unaufführbar zurücklegte. Ich meine Platen und Immermann und weiß sehr genau, was

ich mit dieser hingeworfenen Andeutung meine. Aus Platen kann es Jeder, der einigermaßen, auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht, selbst heraussuchen; und bei Immerman bin ich, ehe es mit ihm und Raupach zum völligen Bruche kam, der ungenügende Vermittler oder doch Vertraute gewesen, als Raupach seine anerkennende Meinung über Immermann's Kaiser Friedrich mit einigem die Darstellungs-Möglichkeit betreffenden Tadel verwebte; was ihm der in Düsseldorf geistig Herrschende, dort keinen Widerspruch Duldende mächtig übel nahm.

Immermann vertrug nun einmal keine Einwendungen, wie ich bei Gelegenheit seines „Andreas Hofer" und seines Lustspiels „die Verkleidungen" zu meinem eigenen Schrecken habe erfahren müssen. Er hat es mir niemals ganz vergessen, daß ich, ein körperliches Wunder aus dem „Trauerspiel in Tirol" wegwünschend, diesen bescheidenen Wunsch in mein Entzücken über das ganze Werk eingemischt. Und als ich ihm später von Berlin aus einige Bedenklichkeiten wegen der „Verkleidungen" schriftlich mittheilte, erwiederte er mir sehr kurz, ohne auf Details einzugehen: „Das Königstädter Theater würde Ursache haben Gott zu danken, wenn es lauter solche Stücke aufführen könnte, — und keine schlechteren."

Bezeichnend genug für die Zustände unserer Literatur mag hier erwähnt werden, daß die zunächst von mir gerügten Stellen in giftigen Ausfällen gegen Michael Beer und dessen Familie bestanden. Der gute Michael, dem ich wahrscheinlich Etwas davon verrathen, war nicht der

Mensch, einen Gegner wie Immermann gleichgültig und leichten Herzens zu betrachten. Er begab sich nach Düsseldorf, machte daselbst einen längeren Aufenthalt, — was er um so unbefangener thun konnte, als er mit dem verehrungswürdigen, berühmten Wilhelm Schadow, dem Stifter und Lenker dortiger Kunst-Akademie, von Berlin her befreundet war; — näherte sich auf diese Weise seinem hochbegabten Feinde, gewann dessen Wohlwollen, wurde des Feindes Freund, und die Folge war, daß Immermann eiligst jene anzüglichen Ein- und Ausfälle aus dem possenhaften Lustspiele herausstrich, weil er, wie er mir schrieb: „von seinen ungerechten Vorurtheilen zurück gekommen sei." Er und Michael blieben herzliche Freunde, bis zu des Letzteren frühzeitig erfolgtem Tode; was ein in meinen Besitz gelangter Brief noch bestätiget, worin Michael Beer seinem lieben, theuren Immermann für dessen liebe, liebe Zuschriften dankt, über die „Schule der Frommen" sich huldigend ausspricht und ihm zugleich als Gegengabe eine bei Cotta erschienene Edition eigener Tragödien übersendet, welche Immermann's „freundlich-nachsichtiger Sinn liebevoll in Schutz genommen."

Und waren Michael's Tragödien unterdessen anders, besser geworden, als sie gewesen, da derselbe nachsichtige Sinn über sie unnachsichtig den Stab gebrochen?

Ich glaube nicht. Dichter und Dichtungen waren dieselben geblieben, nur der Standpunkt der Betrachtung hatte sich verändert. Gott behüte mich, daß ich über solche Veränderung etwas Anderes äußern sollte wie

Freude! Ich will dabei nur hinweisen auf die Wandelbarkeit menschlichen Urtheils überhaupt, auf die Einflüsse, welche Persönlichkeiten und Verhältnisse ausüben, bei Für und Wider, so lange wir Menschen bleiben und als Menschen mit Friedrich Schlegel bekennen müssen: „Wir können nicht heraus aus unserem Leibe.“

Raupach reisete nicht nach Düsseldorf, um sich Immermann, so wenig wie er nach Spezia oder Palmaria reisete, um sich Platen zu versöhnen. Und hätte er's thun wollen, er hätte, widerharig und borstig, wie Gott ihn nun einmal geschaffen, die beiden stolzen, edlen, gebieterischen Naturen nur um so mehr verletzt mit seiner rauhen Schale, welche Jeden verletzen mußte, der nicht Muth, Geduld und Liebe mitbrachte, durch häßliche Stacheln bis zum Kern zu dringen; Liebe und ausdauernden Willen. Woher aber kann solcher Wille anders entstehen, als aus der schon angeborenen Fähigkeit, sich Demjenigen geistig unterordnen zu wollen, dessen Ueberlegenheit an Geist und Wissen ihm bei scheinbarem Hochmuth zur Entschuldigung dienen wird, wenn nur sonst Redlichkeit und Mitgefühl in seinem Innern leben?

Weil der Dichter Raupach mir dafür galt; weil ich in bescheidener Selbsterkenntniß dem Denker, dem Gelehrten sein Uebergewicht willig zugestand; weil ich endlich den um so viel älteren schlesischen Landsmann in ihm begrüßte, ging ich ihm mit treuherziger Unterwürfigkeit entgegen.

Ich habe bereits an einem andern Orte*) zu schildern versucht, daß es mich beim ersten Begegnen verblüffte, ihn voll unerschütterlicher Zuversicht vorhersagen zu hören, er habe sich nach Berlin begeben, um an Ort und Stelle nachzuschauen, wie er es anfangen müsse, sich der deutschen Bühne zu bemächtigen. Eine Vorhersagung, die er ohne Aufschub in's Werk setzte.

Er kam damals, vor siebenundzwanzig Jahren etwa, aus Weimar, wo er anfänglich nach seiner Uebersiedelung aus Petersburg zu weilen den Entschluß gefaßt, wo er es aber begreiflicher Weise nicht ausgehalten. Er — und Goethe! Das ging unmöglich.

Diese Beiden mit- und nebeneinander zu beobachten, dürfte man gern einen hohen Eintrittspreis erlegt haben. Der verstorbene Stephan Schütze, dem bei all' seiner anbetenden Verehrung für Goethe doch niemals die Laune fehlte, was in jenen Kreisen komisch wirkte, mit Humor aufzufassen, und der auch sehr an Raupach hing, hat mir Schilderungen von unseres Freundes Ungeberdigkeiten gemacht, — des Verfassers einer „Theorie des Komischen" würdig.

Raupach hätte sich, auch Goethe'n gegenüber, niemals entschlossen, von seiner Petersburger Lehrkanzel herabzusteigen; diese war ihm gleichsam um den Leib gewachsen; er trug sie mit sich wie einen Reifrock und docirte auch in Weimar.

*) „Vierzig Jahre."

Dergleichen litt Goethe im persönlichen Umgange nur dann, wenn er Hoffnung hegte, von Docenten etwas Neues zu erfahren, durch ihn positiv belehrt zu werden. Wäre Raupach z. B. im Stande gewesen, im Gebiete der Naturwissenschaften wichtige Entdeckungen und Ansichten zu enthüllen, so würde der erhabene Meister sich ihm willig subordinirt haben. Aber was Raupach dem Goethe sagen konnte, daran hatte dieser ein so viel längeres Leben gesetzt; hatte mit seinen Meinungen abgeschlossen; und der Greis wendete sich ab von dem Manne, der ihm schroff und ohne äußere Huldigung in's Antlitz starrte, — noch obenein mit einer Brille bewaffnet, was Goethe verabscheuete. Sie trennten sich kalt.

Damit soll nicht etwa ausgesprochen sein, daß der weltumfassende Geist sich deshalb auch von Raupach's künftigen dramatischen Werken kalt abwenden wollen? Nein. Auch darin unterschied sich Goethe von allen übrigen Celebritäten, daß er in objectiver, großartiger Unparteilichkeit die Erzeugnisse niemals entgelten ließ, was deren Erzeuger vielleicht — wissentlich oder unwissentlich — an ihm verschuldet. Er, der von Kotzebue vielfach geneckt, gehöhnt, verklatscht, geärgert, das vollste Recht besaß, diesem unverträglichen, unbequemen Stadtgenossen zu zürnen, und desselben Schauspiel „der Schutzgeist" dennoch mit Fleiß und Sorgfalt in Scene setzte; so daß Kotzebue beschämt auf einer Redoute (wo sie sich begegneten) ihm dankte und die Antwort empfing: Möge dieser Schutzgeist Sie nicht verlassen! — Er, der keinen Feind und Gegner kannte, wenn es darauf ankam, den

Werth einer literarischen Arbeit, sei's auch nur den relativen, zu messen und zu würdigen; — er bewahrte unserem Raupach stete Theilnahme, deren anerkennende Bereitwilligkeit ich mehrfach von seinen Lippen vernahm und dann, nach Berlin heimgekehrt, freudig darüber berichten konnte.

Goethe schätzte gebührend die Bedeutung derjenigen dramatischen Dichter, die in fruchtbarer Gewandtheit „für das tägliche Brod der Bühne" sorgten, und war weit entfernt von jener vornehm sein wollenden Exclusivität der Kritik, wie wir, Gott sei's geklagt, an so Vielen finden, welche geneigt sind, alle Kinder mit dem Bade zu verschütten. Er wußte, was es heißt: ein Theater führen, und daß jeder Tag sein Recht verlangt*). Mit schonender Würdigung ging er auf Raupach's eminente Verdienste um diese täglichen Bedürfnisse des realen Theaters ein und erhob das Talent des Unermüdlichen. Ueber die Bearbeitung der Calderonischen „Tochter der Luft" sprach er einmal gar tiefe, wundersame Worte, aus denen ein Zauberhauch früherer Zeiten und der Erinnerung an selbsteigene Bemühungen wegen spanischer Poesie auf deutscher Bühne zu wehen schien; aus denen

*) Der Verfasser nimmt sich die Freiheit, auf einen Aufsatz Gutzkow's „die Menge muß es bringen" hinzuweisen, der dasselbe Kapitel behandelt und um so ehrenwerther genannt werden darf, weil der Dichter Gutzkow hier nicht in eigener Sache, sondern lediglich in jener des Theaters und der Wahrheit sprach. Je mehr Einer selbst vermag, desto nachsichtiger wird er als Kritiker sein. Nur die Impotenten lieben die Grausamkeit.

er jedoch, wie häufig seine Weise, in einen halb-frivolen Scherz überging, der ihm so gut behagte, daß er ihn mit schelmischem Schmunzeln begleitete. Raupach hatte nämlich, da er von Weimar schied, ein Kind zurückgelassen. Nicht ein Kind seines Geistes, wie man der Autoren Arbeiten betitelt. Im Gegentheil: eine wirkliche, lebendige Tochter; was die deutsche Sprache — kränkend genug für den heiligen Ehestand — als natürliche Tochter bezeichnet. Dieses Mägdlein nannte Goethe nun kurzweg „die Tochter der Luft" und verwob deren irdische Existenz höchst anmuthig in seine Kritik der aus dem Spanischen nach Berlin versetzten Semiramis.

In unserer Literaria, deren fast niemals fehlendes Mitglied Raupach wurde und bis zu seinem Tode geblieben ist, obgleich die näheren Freunde um ihn her Einer nach dem Andern fast alle geschieden oder abgeschieden waren, galt er für unentbehrlich. In entsagender Geduld, schweigend, resignirt, höchstens eine Priese mehr als gewöhnlich schnupfend, ließ er sich den zweistündigen Vortrag auch derjenigen literarisch-poetischen Novitäten gefallen, die ihm mißfielen, oder vor denen er gar Abscheu hegte. Beim schlichten Mahle, welches der Vorlesung folgte, behauptete er seinen festen Platz am obersten Ende der Tafel, so daß Hauptmann von H....... (jetzt hoffentlich General!) zu sagen pflegte: wenn Raupach fehlt, dann kommt mir unser Tisch vor wie ein Degen ohne Knopf. Ein Gleichniß, welches, ohne übel gemeint zu sein, doch übel ausgelegt werden konnte, sobald man unter Degenknopf etwas Derbes, Hartes, Unerbittliches

verstehen will. Er kannte keine Schonung im Urtheil. Absprechend und hochfahrend mußte er einem Jeden, der ihn so hörte, herzlos, unempfindlich, arrogant erscheinen. Ach, und er war so weich, so gut, so rechtlich. Der bärbeißige Isegrimm, der sich neben Dich hinsetzte, als ob er Dich und noch ein halbes Dutzend Anderer fressen wollte, sobald Du sein Herz traf'st, floß es ihm über, und er wurde ein gerührtes Kind. Wie war er doch so lieblos, so grob, so verletzend, wenn Widerspruch ihn aufreizte! Und wie war er so zuthunlich, so bereit, durch Sanftmuth und Freundlichkeit gut zu machen, zu heilen, was er im Unmuth schmerzhaft berührt hatte!

Ich erinnere mich eines Abends, wo er — in übelster Stimmung — von Shakespeare's „Heinrichen" redend, in diesen nur die Falstaff-Späße anerkannt wissen, sämmtliche historische Scenen dagegen für langweiliges Gespräch erklären wollte. Ich, in seiner Nähe sitzend, fuhr dagegen auf, vergaß die Achtung, die ich, der im Vergleich mit ihm unwissende junge Mann, dem bejahrten Gelehrten sonst so gern zollte, und ließ in meiner Heftigkeit sogar Aeußerungen laut werden, wie folgende: „Freilich, neben den historischen Dichtern des königlichen Hoftheaters kommt ein Shakespeare nicht auf."

Die Gesellschaft fühlte sich verlegen und erhob sich frühzeitiger als sonst.

Chamisso, ein fast unbedingter Anhänger Raupach's, hatte die heutige Polemik doch zu stark gefunden und seine langen, grauen Locken bedenklich geschüttelt, während Jener die Heinriche abkanzelte. Jetzt, wo wir die

Mäntel umnahmen, raunte er dem immer sanften, wohlwollenden Eichendorf zu: „Der Senf ist dem Holtei in die Nase gestiegen.“

Ich fühlte selbst, daß ich zu bitter geworden sei in Bekämpfung eines Ausspruches, an dessen Wahrheit Raupach ja selbst nicht glaubte, nicht glauben konnte; den er nur hinausgeworfen wie einen alten Handschuh, und den ein minder heftiger Ritter hätte aufnehmen müssen, um den Kampf besonnen und in allen Ehren durchzuführen. Mir that mein beleidigendes Wort innig leid. Ich betrachtete mich durch dasselbe wie auf immer von einem verehrten Manne getrennt, von dem ich erwartete, daß er mir nie verzeihen werde. Ich wickelte mich — (es war bitterlich kalt) — in meinen Mantel und sagte am Thorweg des „Englischen Hauses“ eine allgemein gültige: gute Nacht! mit dem Gedanken „geh' Du rechtswärts, mich laß linkswärts gehn.“

Seitdem es glatteisete — und man muß wissen, welche Eisbahnen oftmals durch Berlins Gassen blinkten — hatte ich an vergangenen Abenden dem in seinen kolossalen Ueberschuhen unsicher wandelnden Raupach meinen Arm gereicht, um ihn vorsichtig bis zu seiner Wohnung zu geleiten; ein Liebesdienst, dessen ich mich nicht mehr würdig fand. Er jedoch, als er bemerkte, daß ich entschlüpfen wollte, rief mich zurück, obwohl es ihm an besseren Führern nicht gefehlt haben würde. Und er fragte gutmüthig: „Wollen Sie heute nicht mit mir gehen, weil ich an Ihrem Shakespeare gefrevelt? Sie sind ein Kind! Der hat unser Lob nicht nöthig und ist

über jeden Tadel fort. So weit bringen wir's Beide nicht; seinetwegen brauchen Sie mich nicht auf dem Eise tanzen zu lassen." Von meiner Ungezogenheit war nicht mehr die Rede, und er unbefangen und freundlicher als jemals.

Außer unserer Literaria, in welcher, trotz mannichfacher, ihm unvermeidlich widerstrebender Elemente, er sich heimlich fühlte und gern bewegte, war sein geselliger Verkehr wenig ausgebreitet. Mit den poetischen und ästhetischen Cirkeln in großen Berliner Häusern vermochte seine rücksichtslose Derbheit nicht fügsam zu bestehen. Man schalt ihn deshalb. Ich muß ihn loben. Um so aufrichtiger, weil ich selbst in bedauernswerther Nachgiebigkeit kennen und erfahren gelernt, wie die meisten Gönner und Gönnerinnen von Kunst und Literatur es mit dieser zur Schau getragenen Gönnerschaft meinen, und wie verzweifelt wenig dahinter steckt; womit ich aber nicht etwa Berlin gegen andere große Städte, in denen es noch schlimmer ist, zurücksetzen möchte.

Ein alter — wenn ich nicht irre Hallischer Universitäts- — Freund, der Geheime Oberfinanzrath Skalley, der zugleich als Mitglied einer Prüfungscommission sämmtlicher für's Hoftheater eingehender Stücke günstigen Einfluß auf seine Productivität übte, stand ihm sehr nahe.

Sodann pflegte er vertrauteren Umgang mit Hegel, welcher in Raupach's Dramen vielleicht mehr sah, als ein weniger großer Philosoph und dagegen praktisch zuverlässiger Bühnenfreund gesehen haben würde. Denn

Hegel fand sich und seine ästhetischen Meinungen in manchen neueren Arbeiten des Dichters verkörpert; was, wo es eintraf, eben nicht zum Vortheil der Dichtungen einschlug. Sie Beide im Verein lehnten sich heftig gegen Ludwig Tieck auf, gegen Ironie, gegen romantischen Nihilismus, gegen Shakespeare's Lustspiele u. s. w., schienen doch aber dabei zu vergessen oder zu übersehen, daß verschiedene Versuche Raupach's eben auch nur für poetische Negationen, wenn gleich für sehr geistreich combinirte, gelten konnten.

Friedrich von Raumer, zwar begeisterter Freund und Vertreter des von Jenen perhorrescirten (und auch Jene redlich rück-perhorrescirenden) Tieck, wurde dennoch durch die Dramatisirung seiner Hohenstaufen angezogen und gewonnen, von welcher groß angelegten, weit verzweigten, dichterischen Unternehmung die deutsche Bühne leider nicht den Vortheil gezogen, der allen dabei aufgewendeten Mitteln an Gelehrsamkeit, Fleiß, Willen und Fähigkeiten entsprochen hätte. Der Rahmen war doch wohl zu eng, vielleicht zu — modern, um darin mit Erfolg nachzuahmen, was dem kindlichen Ur-Genius britischer Poesie, freilich unter völlig anderen Formen und Ansprüchen, gelungen ist: ein ganzes, großes Völkergeschick sammt Schlachten, Niederlagen, blutigen Siegen und Triumphen hineinzuzwängen.

Außer jenen gelehrten und berühmten Freunden besaß Raupach noch einen, allerdings minder gelehrten, doch für den Theater-Dichter nicht minder wichtigen, für seine Zwecke gewiß nützlicheren: den berühmten Schau-

spieler Pius Alexander Wolff, den Liebling und Schüler Goethe's, den Theilnehmer, den Zögling Weimarischer Herrlichkeiten, den Erben glorreicher Erinnerungen, den Gatten jener wahren Künstlerin Amalie, Malcolmi's Tochter, desselben Malcolmi, dem Goethe nachgesungen:

„Reichen Beifall hattest Du erworben,
Allgemeine Neigung rein erzielt;
Viel Personen sind in Dir gestorben,
Und Du hast sie alle wohl gespielt."

Ich besitze das Blatt, worauf Goethe mit eigener Hand diese vier Zeilen gestellt, um es der Tochter eines unvergessenen Vaters darzureichen. Amalie Wolff schenkte mir's, als ich sie, die schon erblindet, mich nicht mehr sehen konnte, zum letzten Male sah, in Berlin im Frühjahre achtzehnhundertfünfzig, an dem nämlichen Abende, wo ich bei ihr mit Raupach, bei dem ich zu Mittage gespeiset, noch einmal unerwartet zusammentraf. Das war mir ein düsterer, doch feierlicher Abend. Es war, als ob wir, auf Gräbern sitzend, mit einander plauderten; auf zugeworfenen, wie auf offenen. Zwei haben sich seitdem geschlossen, für ihn, für sie. Das dritte harrt noch seines Bewohners. — Nur wer Wolff und dessen Frau persönlich kannte; nur wer sich ihres vertraulicheren Umganges erfreuen dürfen; nur wer Raupach aus anderen Umgebungen im Gedächtniß hatte und ihn dann in diesen wiederfand, — nur der mag beurtheilen, wie mächtig des liebenswürdigen Künstlerpaares Einfluß auf ihn gewesen. Bei Wolff's gab sich der sonst so unzugängliche, absprechende, seiner Sache sichere, keinen Widerspruch

duldende Poet mittheilend, nachsichtig, wohlwollend, empfänglich, heiter; nahm belehrenden Tadel dankbar hin. Er liebte Wolff; er verehrte in ihm den denkenden, hochstrebenden Schauspieler, den feingebildeten Mann; er bewunderte die unerschöpfliche Erfindungsgabe der geistvollsten Schauspielerin; die Lebensfrische des seltenen Weibes; den scharfen Blick Beider, dem er gern und oft folgsam war.

Als der kranke Wolff in Folge vieljährigen Halsleidens kaum noch zu flüstern vermochte, schrieb Raupach eigens für ihn ein Drama, „das Ritterwort," worin er den verstummenden Meister der Rede mit einer pantomimischen Rolle bedachte. Dieses Schauspiel kam mit Wolff nicht mehr zur Aufführung: der Tod stellte sich dazwischen. Auf der Heimkehr aus südlichen Bädern blieb — wie wir in einem nachfolgenden Aufsatze finden — Wolff in Weimar liegen, damit sein Grab ihm auf dem Friedhofe bereitet werde, wo jetzt Karl August, ächt fürstlicher Anordnung gemäß, zwischen Schiller und Goethe modert. Zu diesen gehörte auch im Tode der große Redner, der im Leben ihre ewigen Worte lebendig gemacht, der ihnen Wohllaut und Fülle der Sprache verliehen. Und als nun Amalie verwittwet in Berlin wieder eintraf; als Raupach sie besuchte .... Sie haben ihn einen kalten, herzlosen Egoisten zu nennen beliebt, seine jungen Herren Gegner. Hättet Ihr ihn gesehen, da er die Räume zum ersten Male wieder betrat, in denen er des verstorbenen Freundes sich gefreut! Da er der Freundin entgegentrat, die sich bemühete, Fassung zu

gewinnen, während er fassungslos in lautes Schluchzen ausbrach und sich dem ungezügelten Schmerze ehrlich und herzlich hingab; hättet Ihr ihn gehört, da er mit dem Schrei tief-innerster Empfindung ausrief: „Ob die Kunst einen Ersatz für Wolff zu hoffen hat, das weiß ich nicht. Für mein Herz giebt es keinen! . ."

Ja, ja, der Mann, der „Isidor und Olga" gedichtet, war ein kalter, gefühlloser Professor, der, ohne geborener Poet zu sein, nur mit dem Verstande arbeitete, nur momentane Effecte berechnete, nur, um Geld zu erwerben*), Stücke schrieb! Hieß es nicht so? Ich dächte, wir hätten dergleichen öfter gelesen? — Nun, Gott gesegn' es Euch; aber unser Einer weiß es besser.

Viele wurden ihm neidische Schimpfer, weil der Geschimpfte bei Hofe Geltung fand; weil er sich in Berlin so lange behauptete. Diese „Tages- und Splitterrichter," denen der Alte in Weimar väterlich zuruft:

„Splittert nur nicht Alles klein,
Denn fürwahr der schlecht'ste Dichter
Wird noch Euer Meister sein."

Und was hat es ihnen geholfen? Raupach wird

---

*) Er war nicht ohne Vermögen. Aber daß er durch schriftstellerische Thätigkeit große Summen gesammelt, ist erlogen. Einen Theil seines mäßigen Besitzthumes hatte er schon aus Rußland mitgebracht, wo er als Professor bei der Universität in Petersburg früher in vornehmen Häusern lehrte. Außer den Zinsen seiner Ersparnisse bezog er eine wohlverdiente, schwererworbene Pension als Hoftheaterdichter. Hätten sie ihm nicht auch diese am liebsten mißgönnt? ... O, es geht Nichts über die „Kameradschaft" deutscher Schriftsteller.

seinen Platz in der Geschichte deutscher Literatur einnehmen, wie unbestochene Würdigung der Nachwelt, wie ausgleichende Gerechtigkeit ihm anweisen, während jene namenlos im Nichts vergehen.

„Die Wahrheit (sprach Napoleon auf St. Helena) kommt endlich immer zu Ehren; nur freilich, daß sie oft gar lange Zeit braucht; — und meistentheils wartet sie, bis sie sich auf einen Grabstein setzen kann.“

Sie wird sich auch auf Raupach's Grabsteine einfinden.

Niemals war er possierlicher, als wenn er die Absicht hegte, zu loben. Das heißt: einen Anwesenden; einen neben ihm Lebenden, gleich ihm nach dem Beifall des Berliner Theater-Publikums Ringenden. Mehr oder weniger betrachtete er doch jeden Solchen wie einen kecken Eindringling, der ihm in die Quere kommen könnte. Denn das hilft einmal Nichts, eingestehen müssen wir's: er meinte, das ausschließliche Recht, die Bühne mit Neuigkeiten zu versorgen, habe er sich erobert, und es weile auf seiner Seite. Gewissermaßen hatte er's auch. Von uns Allen, die wir (um von den Herren Uebersetzern zu schweigen!) ein oder das andere Originalstück spielen ließen, durfte sich keiner mit seiner Vielseitigkeit, seiner Fruchtbarkeit, seinen Erfolgen messen. Gewöhnlich schwieg er über die erste Vorstellung eines fremden Produktes. Und wurde etwa in der literarischen Gesellschaft davon gesprochen, so verstummte ein solches Gespräch gewiß bei seinem Eintritt. Nur zwei Mal besinn' ich mich, daß er mir ein Wort der Anerkennung gesagt, eben in

seiner Art und Weise. Ein Mal geschah es, nachdem durch ein wirklich seltsames Zusammentreffen an dem nämlichen Tage, wo sein „der Müller und sein Kind" auf dem Hoftheater, — mein Schauspiel „die Majoratsherren" in der Königsstadt zum ersten Male gegeben wurde, und also um dieselbe Abendstunde zwei schlesische Schriftsteller, jeder mit einer am Christabend in Schlesien spielenden Neuigkeit auftraten. Da sagte er mir, er habe gehört, mein Stück sei günstig aufgenommen worden. (Das war es allerdings; und es fehlte auch damals nicht an Freunden, die laut versicherten, mir gebühre die Palme des Abends. Mein Himmel, glaubt' ich es nicht selbst? Und nun? — „Der Müller und sein Kind" lebt jetzt nach dreiundzwanzig Jahren noch auf allen deutschen Bühnen, während „die Majoratsherren" längst vergessen, nach kurzem Scheinleben den Schlaf der Gerechten schlafen.) — Das andere Mal redete er mich an, nachdem er „Lenore" gesehen, die damals innerhalb Preußens Grenzen zum Volksstück wurde. Er tadelte scharf und ohne Erbarmen, schloß jedoch mit den Worten: „Ich sage Ihnen das nur, weil Sie am Ende von all' den Hiesigen der Einzige sind, der Etwas (für's Theater) zu Stande bringt."

Hitzig ließ sich's nicht nehmen, auf dieses Almosen Raupach'scher Anerkennung dürfe ich stolz sein. Ich war es auch. Denn aus seinem Jargon, in gesellig-herkömmliche Floskeln übertragen, enthielt es mehr Lob, als ich verlangen konnte. Uebrigens vermochte er meine Arbeiten, wie wir dieselben zu jener Zeit für's König-

städter Theater machten, nur einseitig zu beurtheilen, weil ihm das lyrische Element derselben fremd blieb. Wohl verstanden, jenes lyrische, welches zu Liederspiel und Melodrama seine Zuflucht nehmen mußte, um die engbegrenzte Concession einer Anstalt zu umgehen, welcher Tragödie und höheres Drama untersagt blieb. Von musikalischen Regungen und Richtungen schien in ihm nicht viel zu walten. Er selbst erklärte sich offen als Opernfeind. Dennoch umgarnte ihn Spontini und fing sich ihn ein zur Anfertigung eines großen Operntextes, den der Dichter wie den Stoff zu einem fürstlichen Hochzeitkleide mit scharfer Scheere aus dem vorräthigen hohenstaufischen Zeuge herausschnitt; den aber der Compositeur so langsam verarbeitete, daß die gemarterte „Agnes," — eine prinzliche Vermählungsoper, nur aktweise erschien und für verschiedene vaterländische Festtage ausreichte.

Spontini und Raupach mit einander waren auch der Mühe werth zu betrachten.

Raupach liebte französisch zu reden; er sprach es vortrefflich. Spontini lauschte bewundernd dieser bei einem deutschen Fachgelehrten seltenen Beredtsamkeit und beugte sich vor dem sattelfesten Historiker, der seinerseits den Diners des General-Musikdirektors gern beiwohnte. Sobald von Musik die Rede kam, beugte sich wiederum Raupach vor Jenem, — insofern der Rücken des geraden Mannes überhaupt der Beugung fähig war. Doch der gute Spontini hatte sich längst ausgeschrieben, und Raupach's Textbuch allein trägt wahrlich nicht die Schuld, wenn sich die gewaltigen oder lieblichen Melodieen einer

„Vestalin," eines „Cortez" nicht mehr erneuern wollten. Hatten sie sich doch schon bei „Olympia" widerspenstig gezeigt, so viele Jahre früher, wo Hoffmann, der phantastische Kammergerichtsrath, selbst Opernkomponist und ehemaliger Kapellmeister, aus einem kritischen Gegner zum bereitwilligen Mitarbeiter umgewandelt, sich bemühet, ihnen Bahn zu brechen! Hatten sie sich doch bei „Nurmahal, dem Rosenfest in Kaschemir" (welche Oper der Berliner Gassenwitz in „Nur nich' noch 'n mal, oder der Hosenrest von Kasimir" umtaufte) sparsam eingestellt. Und waren bei „Alcidor" (Allzutoll) entschieden ausgeblieben, trotz aller Lockungen von dreißig harmonisch gestimmten Ambossen. Spontini empfand diesen Mangel am tiefsten. Er stand noch nicht auf jener hohen Stufe gegenwärtiger Anschauung, welche, Mozart für den Verderber der Oper haltend, eine Oper der Zukunft prediget. Er machte nur aus Verzweiflung Spektakel, weil sein Genius ihm trauernd zuflüsterte, daß die Quelle versiegt sei, aus deren süß murmelnden Wogen Licinius und Julia ihre Liebesgluthen geschöpft. Deshalb zog es ihn zu jenen Tagen zurück, wo der Jüngling in Orangenhainen von Lorbeerzweigen geträumt, die eines Welt-Besiegers Hand für ihn flechten werde: die Erinnerungen seiner Jugend, seiner Erstlingsversuche tauchten auf, und ehe noch „Agnes von Hohenstaufen" zu Ende gebracht war, begehrte er von Raupach, dieser solle ihm die Oper „Milton" aus einem Akte in mehrere ziehen und spinnen helfen. Er wollte dann mit der dazu gehörigen Musik dasselbe thun und aus der Operette

„un grand ouvrage" machen. (Das war sein Favoritausdruck, weshalb wir ihm den Beinamen „Ouvrage-tapage" gegeben.) Raupach, der bei belebter Tafelconversation diesem Ansinnen zu genügen versprochen, bedauerte nachher, daß er es gethan. Dadurch wurde ich in's Mitleiden gezogen, und unter Umständen, die, weil sie wunderlich sind, mir mittheilungswerth erscheinen. Im Sommer achtzehnhunderteinunddreißig geschah es, daß Raupach mich in Kemper's Garten, wo sich die Literaria während der schönen Jahreszeit versammelte, bei Seite nahm und mir eröffnete, er stehe im Begriff, seine Brunnenkur anzutreten und nach — ich weiß nicht welchem? — Badeorte abzureisen. Dadurch werde es ihm unmöglich, sogleich an den „Milton" zu gehen, und er habe, weil Spontini sehr ungeduldig sei und sich gerade jetzt im Sommer vorzugsweise produktiv glaube, mich in Vorschlag gebracht, damit ich an seiner Statt die Arbeit übernehme. Sie erweisen mir zugleich, setzte er hinzu, eine Gefälligkeit. Ihnen liegt, der Sie ohnedies in Ihre Komödieen immer Lieder einflechten, der Singsang näher als mir, und ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir erlauben, in Ihrem Namen zuzusagen. Erlösen Sie mich! — Ich willigte ohne Widerrede ein. Ich hatte in meiner excentrischen Freundschaft für unsern von Spontini beneideten und im Stillen angefochtenen C. M. von Weber so viele jugendliche, ja jungenhafte Ungezogenheiten gegen den italienischen Ritter verübt, daß es mir erwünscht kam, durch Bereitwilligkeit und Bemühungen einigermaßen gut zu machen, was ich gedan-

kenlos am Sänger der „Vestalin" verbrochen. Meine Absicht war, recht bald zu ihm zu gehen, meine Dienste ihm anzubieten; das gelobte ich dem scheidenden Raupach. Wer schildert mein Erstaunen, als ich schon am nächsten Tage, von einem Spaziergang zurückkehrend, meine Frau hinter einem Bücher-Gebirge fand und vernahm, Spontini sei dagewesen, habe stundenlang meiner geharrt, lasse mich auf morgen zum Essen bitten und recommandire mir vorliegende hundert Bände, die sein Diener keuchend aus der Kutsche heraufgeschleppt, damit ich mich durch die Lektüre derselben in das Kostüm des Landes versetzen möge, in welchem die projektirte Oper vor sich gehe. Es war Walter Scott von A bis Z in französischen Uebersetzungen und eine Menge anderer schottischer Geschichten, Reiseberichte, Dichtungen, unter welchen auch Ossian nicht fehlte; Milton aber sich von selbst verstand.

Ich dachte: der nimmt das Ding ja verdammt ernsthaft, und begab mich Augenblicks auf den Weg, mich ein- für alle Mal von seinen Diners loszumachen, bei denen ich die Begegnung eines Dr. Sobernheim, Spontinischen Leib- und Magenrecensenten, mir der unerträglichste aller Journal-Scribenten, fürchtete, und mir andere Stunden für unsere Zusammenkünfte zu erbitten. Da fand ich denn bereits alle Dekorationen für die künftige große Oper „Milton," nicht etwa als Skizzen, sondern als künstlerisch ausgeführte Bilder von Meistern gemalt. Auf seinem Arbeitstische, wo kostbare Schwanenfedern bereit lagen, befand sich zierlichst geschrieben der

Entwurf zur Introduktion, für welchen er nun zunächst von mir einige Strophen begehrte. „Schottische Landleute ziehen über die Berge und versammeln sich zu einem Chore!" — Mir entwischte eine voreilige Warnung, und ich ließ die Silben „Dame blanche" vernehmen. Er achtete nicht darauf. Mir kann's recht sein, murmelte ich, ging meiner Wege, brachte ihm am folgenden Morgen die bestellten Verse, half sie unterlegen und bat um weitere Einsicht in den Gang des Planes. Sollte man für möglich halten, daß die Sache dabei stehen blieb? Drei Mal kam ich wieder; drei Mal fand ich den Maestro, erschöpft von Anstrengung, wie es schien, vor seiner Introduktion, eine Note neben die andere malend; eine Silbe um die andere zählend; neue Worte bestellend, das Vollendete wegwerfend, ein frisches Blatt ergreifend .... und weiter gelangten wir nicht. „Auf diese Weise," schrieb ich ihm nach Verlauf einer Woche, „bringen wir ein Jahr über der ersten Scene zu, und meine Lebenszeit kann ich nicht an diese Arbeit setzen. Ich sehe mich also genöthiget, mich zurückzuziehen." — Als Raupach von der Badereise wiederkehrte, fand er mein Verfahren vollkommen gerechtfertiget, und von der Oper „Milton" habe ich weiter nicht sprechen hören.

Ich erwähnte oben, daß Raupach für einen Musikhasser galt, daß er dafür gelten wollte. Mit diesem Hasse war es ihm ebenso wenig Ernst, wie mit vielerlei andern Gegnerschaften, Verdammungsurtheilen, Ueberhebungen, Anmaßungen und Härten, die er mehr zur Schau, als in der Seele trug. Er gab vor, die Musik

nicht zu lieben, weil er die Meinung hegte, man müsse von einer Kunst gründliches Verständniß haben, um gründlich darüber zu sprechen. Und da er nicht gelernt hatte, c von cis zu unterscheiden; da er keine musikalischen Fähigkeiten in sich spürte, so gefiel er sich, brummige Unempfänglichkeit dagegen zu heucheln. Doch das war nur auswendig. Raupach konnte unmöglich „der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst" für Diejenigen bleiben, die sein tiefes Gefühl kannten und schätzten. Mochte er die große Oper mit ihrem Ballet hassen, weil sie anspruchsvoll und verdrängend den Raum einnahm, der seiner Ansicht nach deutscher Poesie auf den Brettern gebührte! — Aus Gluck, Mozart, Weber, Boyeldieu, ja aus Rossini hörte er schon heraus, was in seiner Brust wiederklang. Seine Wuth gegen bewunderte Virtuosen und Sängerinnen (die Sontag ließ er doch gelten) blieb mir eine wahre Fundgrube von Neckereien; mir, — aber auch ihm, da er mich mit meinen Verzückungen verspottete, wenn ich ihm seine Unempfindlichkeit vorwarf. Als Paganini in Berlin Concerte gab, und ich wirklich schon halb verrückt war vor Begeisterung, sagte ich ihm in meiner Ekstase: Sie müssen Paganini hören, sonst erklär' ich Sie für einen nordischen Barbaren; und wenn er Sie nicht entzückt, dürfen Sie mir ein paar Ohrfeigen geben. Er nahm eine Priese und lächelte mir zu: „Holtei, Sie sind ein Narr!" — Das war eine seiner Lieblingsanreden für mich. Auf tausend Meilen weit war ich von dem Gedanken entfernt, er könne meiner Anmahnung doch Folge geben. (Und er hätt' es auch

nimmermehr gethan, wäre nicht auch bei Spontini's in ihn gedrungen worden!) Wie erschrak ich nun aber, als ich aus einem Paganinischen Concerte fiebernd und zitternd in die Literaria stürzte und Raupach's Platz an der Tafel unbesetzt fand!

„Wo ist der Degenknopf?“ — Im Concerte, antwortet unisono der dumpfe Chor, und Chamisso fügte bei: Gott sei Ihnen gnädig; Sie haben ihn hinein bugsirt: ich mag nicht mit Ihnen theilen.

Raupach war im Concert!! —

Und er tritt ein, nimmt schweigend seinen Sitz. Alle schweigen mit ihm, des Ausbruchs harrend, und auf mir weilt mitleidvoll mancher theilnehmende Blick. Endlich ermann' ich mich. Kommen muß es doch einmal, denk' ich, und frage kühn: Na, was meinen Sie von Paganini? Und Raupach erwiedert mit lauter, voller Stimme, wie wenn er einen wissenschaftlichen Vortrag begönne: Ja, was ist da viel zu meinen? Der Kerl jammert oder jubelt in Tönen, weil er keine Worte hat. Aber ein Poet ist er, und ein gehöriger! So lautete des „unmusikalischen, musikfeindlichen“ Raupach Ausspruch über Niccolo Paganini.

An jenem Abende beklagt' ich wohl, daß wir kein Glatteis hatten. Wie sorgsam und zärtlich würd' ich meinen „alten Brummbären“ geführt haben!

Raupach, in Straupitz bei Liegnitz geboren, war der Sohn des dortigen lutherischen Pastors; trotzdem daß

Platen in ungerechtem Grolle ihn das „Jüdchen Raupel“ nennt. Eine seiner Schwestern, an den Geheimerath von Unruh in Liegnitz verheirathet, wurde Ursache, daß er mit diesem Schwager in Gemeinschaft ein Landgut kaufte und sich auf einige Jahre in die Agricultur warf. Es ist dabei nicht gut ergangen, und sie mußten froh sein, ohne große Verluste wieder zu verkaufen.

Raupach! Dr. Ernst Raupach! der Professor, der Poet! als schlesischer Landstand, in ritterschaftlicher Uniform, zu Pferde, einen Reitknecht hinter sich! — Er verstand ganz gut, den Seigneur zu machen. Auch zeichnete ihn im Umgange mit hohen, höchsten, ja allerhöchsten Herrschaften eine sichere, noble Haltung aus. Freilich behielt er Etwas von einem Schulmeister, benahm sich aber doch wie ein vornehmer Herr. Dabei bewahrte er offen, freimüthig, furchtlos, unfähig zu schmeicheln, stets die Würde des Gelehrten, des Dichters. Er vergab sich und seiner Stellung Nichts. Deshalb stieß er häufig an. Und es ist in meinen Augen ein gültiger Lobspruch für den Prinzen von Preußen und dessen Gemahlin K. H. [1852], daß dieser Mann, der kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegte, Jahre lang bei Ihnen aus- und einging, Ihnen Privatissima über Geschichte las, sich Ihres ganzen Zutrauens rühmen durfte bis an sein Ende. Auch König Friedrich Wilhelm der Dritte, so wie Friedrich Wilhelm der Vierte haben ihn in seiner derben Gradheit, seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe, seiner unerschütterlichen Treue stets geschätzt.

Der König Friedrich Wilhelm der Vierte reisete zu

einer Militair-Inspektion durch Schlesien, während Raupach sich auf seinem Landgute befand. „Sobald ich erfuhr" — mit diesen Worten hat R. die Begebenheit mir erzählt — „sobald ich erfuhr, daß Seine Majestät in Lüben Halt machen werde, setzte ich mich zu Pferde und ritt hinein, meine Aufwartung zu machen. Ich stand im dicksten Gedränge unter den übrigen Leuten, als der König ausstieg. Aber Er entdeckte mich gleich und rief mir im Vorübergehen zu: Wo Teufel kommen Sie hierher, Raupach? Bald darauf suchte mich ein Adjutant, mit dem Befehle, mich bei Tafel einzufinden. Das Gespräch war sehr lebhaft und kam auch auf den jüngst gefaßten Plan, griechische Tragödieen auf die Bretter zu bringen, zunächst Antigone; worüber sich der König freudig ausließ und sich eine bedeutende geistige Wirkung davon versprach. Ich entgegnete: dazu fehlt uns nur dreierlei: die Schauspieler, ein solches Gedicht darzustellen; die Zuhörer, es zu verstehen; die griechische Bühne unter griechischem Himmel für Beide. Und es wird dennoch gehen, rief der König. Und ich wage daran zu zweifeln, Eure Majestät, erwiederte ich. . . . . ."

Der Erfolg scheint gewissermaßen dem Könige Recht gegeben zu haben. Scheint! Denn in Wirklichkeit — doch das gehört nicht hierher und würde zu weit führen. Meine Absicht war nur, in Kürze durch ein Beispiel aus dem Leben zu zeigen, wie Raupach seine Meinung unverhohlen überall aussprach und überall fast in demselben

Tone; mit jener ihn und sein Wesen bezeichnenden Entschiedenheit, welche ihm so viele Feinde schuf; welche ihn für Beamtete und Mitglieder des Berliner Hoftheaters, dem seine Thätigkeit zunächst gewidmet blieb, schier zu einem Kinderschreck und Wauwau machte. Daß er deshalb nicht minder innig und fein fühlte, als mancher süßliche, glatte, hofmännische Formen-Mensch; daß er, sobald vertrauensvolle Bitten ihn in Anspruch nahmen, gern gefällig und fördernd war; daß er, weich wie ein Kind, leicht in Thränen überfloß, wenn lang-verhaltene Rührung ihn übermannte; daß er, ein redlicher Freund seiner Freunde, Jedem das Schlimmste in's Gesicht, hinter dem Rücken des Abwesenden aber nur Gutes sprach und sich des Angegriffenen muthig annahm; — dies Alles weiß ich aus vieljähriger eigener Anschauung und Erfahrung. Sich selbst und den Dualismus seiner Natur hat er treffend geschildert in jenem viel zu wenig gekannten Buche, welches die aus Italien geschriebenen Briefe eines sicheren „Hirsemenzel" enthält. Besagter Hirsemenzel, den sein Herr mit auf die Reise in's gelobte Land der Künste genommen, faßt in schulmeisterlicher, pedantischer Hypochondrie alles Italienische von der schlimmen Seite auf, ärgert sich und klagt, wo der optimistische Reisegefährte Entzücken findet. Offenbar hat der Verfasser in diesen beiden verschiedenartigen Persönlichkeiten die verschiedenartigen Eindrücke wiedergeben wollen, die seiner eigenen Person zu Theil wurden. Raupach „hirsemenzelte" auf diese Weise durch's ganze

Leben. Wer thut es nicht? Nur daß die Wenigsten ehrlich genug sein wollen oder können, sich zu geben, wie ihnen um's Herz ist.

Aber „Jedweder hat, er sei auch, wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag!“ läßt Goethe in dem wundervollen Epiloge, den er zu einem alten Schauspiele „Essex“ dichtete, Königin Elisabeth ausrufen. Ein solches letztes Glück überlebte auch Raupach in seiner Bühnenherrschaft. Durch einige mißlungene, boshaft angefeindete Aufführungen neuer Stücke verstimmt, zog er sich, unwillig über die Undankbarkeit eines so oft und so lange von ihm unterhaltenen Publikums, zurück und überließ seinen Neidern den Raum, den er bunt und reich mit Gestalten stets reger Geisteskraft bevölkert hatte. Das Scepter war zu haben! Schade nur, daß gerade von jenen Fingern, die so eifrig Federn in Bewegung gesetzt, es ihm zu entwinden, sich keine hervorthaten, es zu ergreifen, zu halten, zu führen gleich ihm! Sie konnten ihn stürzen, — zu ersetzen vermochten sie ihn nicht. Hat sich aus diesem Scribler-Heere eine der seinigen an gediegener Sprache, an Klarheit des Gedankens, an Reichthum der Erfindung nur vergleichbare Productivität entwickelt? Ich bin kein Kritiker; ich erkühne mich nicht als solcher aufzutreten. Doch ich denke und scheue mich nicht dies auszusprechen, daß ein Dichter, aus dessen Bühnenrepertoir die Erinnerung des Mitlebenden unvorbereitet, ohne schriftlichen Nachweis, auf gutes Glück mit einem Griffe folgende Namen zieht, wie: „Die Fürsten Chawansky, — die Erdennacht, — die

Gefesselten, — Raphaele, — die Schleichhändler, — Isidor und Olga, — die Tochter der Luft, — Vormund und Mündel, — Vater und Tochter, — Genovefa, — der Müller und sein Kind, — Cromwell, — die Royalisten, — der Nibelungen Hort, — Kaiser Friedrich, — Heinrich der Sechste, — König Enzio, — Kritik und Antikritik, — Conradin, — der Bettler, — die Bekehrten, — Laßt die Todten ruhn, — Doktor und Apotheker, — der versiegelte Bürgermeister, — Jakobine von Holland, — Corona von Saluzzo, — der Zeitgeist, — Mulier taceat in ecclesia, — der Platzregen als Eheprokurator," (folglich von der historischen Tragödie durch alle möglichen Uebergänge und Abstufungen bis zur Berliner Lokalposse!) — Namen von Stücken, die auf den meisten und besten Theatern Glück gemacht haben; .... daß ein solcher Dichter denn doch nicht so ganz obenhin abzufertigen sei; mochten immer unzählige unbedeutende — und leider auch manche bedeutende Beurtheiler darauf ausgehen! —

Raupach zog sich zurück von der Bühne und zugleich von der Welt. Die Freunde hatten sich zerstreut, — sie starben ab. Er begnügte sich mit seiner stillen Häuslichkeit, die eine durch Achtung und Freundschaft ihm kürzlich verbundene jüngere Gattin belebte.

Wenige Genossen aus früheren, besseren Tagen blieben ihm noch bis an's Ende. Er trieb wissenschaftliche Studien, beschäftigte sich unausgesetzt, lächelte dabei bitter, oder wehmüthig, je nachdem, in die Verwirrung jüngst vergangener Jahre und zeigte sich dankbar für

jedes Zeichen alter Anhänglichkeit und Verehrung. So fand ich ihn im Frühjahre achtzehnhundertfünfzig, wo er eben in einem Drama „Mirabeau“ seine Ansichten von dem, was die Welt draußen bewegte, niedergelegt hatte. Noch einmal: ich bin kein Kritiker, der sich ein entscheidendes Urtheil anmaßen wollte, aber mein gesunder Menschenverstand hat bis heute noch nicht enträthseln können, wie es zuging, daß Raupach's „Mirabeau“ auch nicht auf einem einzigen Hoftheater Eingang fand, während ein aus Lamartine's Tiraden zusammengewürfelter „Robespierre“ auf so vielen Bühnen poltern durfte? Armer Raupach, was konntest Du Klügeres thun, als Deine Augen schließen und sterben! Friede mit Deiner Asche! Und Ehre Deinem Andenken, Du braver deutscher Mann!

Hammer-Purgstall
(als französischer Lyriker).

Der Tod des weltberühmten gelehrten Greises hat zur Mittheilung von verschiedenen Anekdoten aus seinem Leben vielseitig angeregt, und man hat dergleichen Mittheilungen überall mit Interesse aufgenommen. Vielleicht findet nachstehende kurze Schilderung einer Scene, in welcher ich mitzuwirken die Ehre hatte, einige wohlwollende Leser?.

Ich befand mich im Winter 1834/35 in Wien, wo ich im Vereine mit meiner Frau eine Reihe kleiner Lieder-

spiele und melodramatischer Stücke zur Aufführung brachte. Obgleich keines derselben auf Befriedigung der Schaulust eingerichtet, vielmehr in Handlung und Scenerie alle so einfach wie möglich, durch ein ganz kleines Personale dargestellt wurden, übten dieselben, — wahrscheinlich nur durch die Fremdartigkeit der Gattung, die wie alles Neue reizte, — ein halbes Jahr hindurch ihre Anziehungskraft auf ein großes Publikum. Eins der beliebtesten jener unbedeutenden Stückchen: „Der schottische Mantel" erfreute sich vorzüglich günstiger Aufnahme bei der vornehmen und literarischen Welt. Und in diesem war es wieder vorzugsweise ein einfaches Lied, worin ein armer verschmähter Magister seine wehmüthigsüßen Gefühle einem Blumenstrauße anvertraut, welches Wiederklang in dem leicht empfänglichen Herzen der Wiener und Wienerinnen erregte.

Wir wohnten, — wie reisende Comödianten pflegen, wenn sie eben umherziehen, sich ein Nest zu suchen, — den Wandervögeln auf Bäumen nicht unähnlich, in einer auf gutes Glück meublirten Wohnung, umgeben von Kisten, Koffern, Hutschachteln, Theaterstaat, Partituren, Orchesterstimmen und Manuscripten, unter welchen gute Ordnung nicht immer zu erhalten war, bei aller Fürsorge weiblicher Hände. Besuche, die uns im Laufe des Tages zu Theil wurden, fanden uns etwa so leidlich vorbereitet, sie anständig zu empfangen. Nur gar zu zeitig durfte Niemand kommen. Schauspieler, die den Abend vorher bis zehn Uhr auf den Brettern standen, dann bis gegen Mitternacht am Tische saßen,

beim traulichen Mahle, dem sich wohl öfters Witthauer, Bauernfeld, Grillparzer, Raimund — oder ein anderer Freund gesellte; solche sind keine passionirten Frühaufsteher, wie begreiflich. Nun geschah es aber eines Morgens, daß bei wildem Schneegestöber, wo die Sonne beim besten Vorsatze, Tag zu machen, diese Aufgabe Glock' zehn noch nicht in's Reine gebracht hatte, — eine Equipage unten vorfuhr, aus welcher zwei Damen zu uns emporstiegen, trotz aller Warnungen unserer mit aufgehobenen Armen Widerstand leistenden Cameriera eindrangen und in unseren Milchkaffee fielen, ehe wir noch das erste „Kipfel" verzehrt hatten. „Ich bin — lassen Sie sich nicht stören, ich setze mich zu Ihnen, — ich bin Frau von Hammer; wir waren gestern im Theater. Mein Mann hat das höchste Wohlgefallen an Ihren Liedern gefunden; er ist mit dem: „Ich klag's euch, ihr Blumen!" — gestern schlafen gegangen und heute wieder aufgestanden. Ich weiß ihm eine große Freude zu machen, wenn ich ihn mit Ihnen Beiden überrasche; Sie dürfen mir die Freude nicht verderben; Sie müssen heute Mittag bei uns essen. Aber Sie müssen auch gestatten, daß ich Sie meinem Manne unter fremdem Namen vorstelle. Wir wollen sehen, ob er Sie aus Ihren Stimmen erkennen wird?"

Ich fand die Proposition seltsam, denn ich hatte das „Hammer" überhört und wähnte, es sei eine der gewöhnlichen Invitationen, wie sie Schauspielern und Theaterschriftstellern, welche just auf kurze Zeit in der Mode sind, durch eitle, aufdringliche Modethuerei häufig

zugemuthet werden, und in ihrer scheinbar schmeichelhaften Auszeichnung eigentlich eine beleidigende Geringschätzung verbergen. Ich fragte also ziemlich kalt: Mit wem hab' ich die Ehre? ...

„Hammer heißt mein Mann!“

Hammer? —

„Ja, Josef von Hammer!“

Ah, das ändert die Sache; dieser Hammer schlägt gewaltig an mein Ohr. Josef von Hammer! Natürlich stehen wir zu Befehle. Aber, gnädige Frau, mit der Mystification wird es Nichts sein; ich bin Ihrem Herrn Gemahl schon bekannt außer der Bühne, traf mit ihm vor etlichen Tagen bei Baronin Pereira zusammen. ...

„Wenn Sie sonst keinen Kummer haben, mein lieber Holtei, können Sie sich ruhig als Kaiser von Marocco präsentiren lassen. Mein Mann ist so prächtig zerstreut, daß mit ihm jedweder Scherz dieser Art gelingen muß. Uebrigens ist es bei uns hübsch dunkel, und ich werde Sorge tragen, daß wir ein Viertelstündchen ohne Kerzen bleiben. Da wir um vier Uhr diniren, haben wir Finsterniß nach Herzenslust. Also, Sie kommen?“

Das versteht sich, gnädige Frau!

„Nun trinkt Euren Kaffee, und Punkt vier Uhr stellt Euch ein!“ — —

Dies war das Vorspiel meiner dramatischen Skizze. Jetzt folgt die kurze Hauptscene.

Wir hielten auf's Genaueste die Stunde ein, wie abgerichtete Theaterleute, die sich vor Strafabzügen von der Gage fürchten, welche letztere bekanntlich in einer sehr

beschwerlichen Wechselwirkung versäumter Minuten zu Groschen pro Thaler bestehen. Der Herr des Hauses war noch nicht von der Staatskanzlei zurück. Außer uns befanden sich nur wenige Verwandte in den allerdings sehr dunklen Räumen, in denen auch ein minder Zerstreuter wie Hammer schwerlich den nächsten Freund auf den ersten Blick erkannt hätte. Wie er nun eintrat, empfing ihn seine Gemahlin mit den halbgeflüsterten Worten: „Wir haben unerwartet Gäste bekommen, Berliner, die mir dringend empfohlen sind; ich konnte nicht anders, als sie zum Essen hier behalten; sie kamen, da gerade der Tisch gedeckt wurde.“ — Er gab sich einige Mühe, sein Mißbehagen über die unerwartete Störung zu maskiren, und kam freundlich genug auf uns zu. „Herr und Madame Feder aus Berlin!“ sagte Frau von Hammer (Feder heißt der Magister im „schottischen Mantel“).

Das Diner begann ziemlich stumm und kalt. Hammer zeigte kein besonderes Bedürfniß, dem Berliner Herrn Feder, der ihm da so auf die Nase gesetzt worden, große Conversation zu machen. Auch nannte er mich abwechselnd Reder und Leder. Daß die Damen, ihn zurechtweisend, ihr „Feder“ absichtlich betonten, schien ihn, als etwas Alltägliches für einen Namensverwechsler von seinem Range, nicht stutzig zu machen. Die Finsterniß nahm zu, die Stockung im Gespräch desgleichen, — der Diener stellte Leuchter mit brennenden Kerzen auf die Tafel. Sogleich entdeckte der Orientalist, daß seine

Nachbarin, Madame Feder, nicht häßlich sei. Er mochte denken, was schiert mich Herr Feder und sein langweiliges Gesicht? Die niedliche Frau kann Nichts dafür, daß ihr Mann sie zu so unpassender Visitenstunde hiehergeführt; — und er fing an, nach seiner rechten Seite hin gesprächig zu werden. Meine arme Julie rang mit Leben und Tod. Sie war, bei all' ihrer sonstigen Charakterfestigkeit, gänzlich unvermögend, in solchen Lagen das Lachen zurückzuhalten, und schon sah ich den Moment herannahen, wo sie losplatzen würde. Ich schlug mich also in's Mittel und nahm mit lauter Stimme das Wort, von einem in Breslau lebenden, mir bekannten orientalischen Philologen redend. Hammer hielt inne und horchte auf. Ich sprach weiter. Jetzt fixirte er mich. Dann wieder zu meiner Frau gewendet, unterwarf er ihre Züge einer schärferen Musterung. Und plötzlich rief er fröhlich aus: „Ja so, das sind die Liederspiel-Leute; deshalb kamen mir beide Feder'schen so bekannt vor." Und nun dankte er seiner Frau für den lustigen Schwank, und wir waren heiter und guter Dinge. Wie oft ich aber beim Dessert dem verwelkenden Blumenstrauß des Magisters Liebesleid habe vorsingen müssen, weiß ich heute nicht mehr. Hammer wollte das Liedchen durchaus im Gedächtniß behalten. Und so oft ich ihm, während späteren Aufenthaltes in der Kaiserstadt, begegnete, unterließ er fast niemals, mir wie ein fleißiger Schüler die Reimlektion herzusagen. Ja, er machte kein Hehl daraus, daß ich seinetwegen gar keine anderen Verse

sonst verfertigt zu haben brauchte! — was mich, einen dazumal stets bereiten, fingerfixen Versifex, bedeutend verdroß.

Hier ist die Scene zu Ende. Jetzt kommt das Nachspiel.

Zwanzig Jahre sind vergangen. Ich mache meinen gewöhnlichen Spaziertrab um die Promenade der Hauptstadt Steiermarks und sehe Josef Freiherrn Hammer-Purgstall (denn dieser Zuname war mittlerweile durch Adoption auf ihn gefallen) rüstigen Schrittes daher steigen. „Willkommen in Gräz!" ruf ich ihm zu, habe jedoch glücklicherweise noch im Sprechen Zeit gewonnen, mein Gräz in sein Graz oder Gratz umzugestalten. — Sonst wär' es mir schlimm ergangen, und er hätte sich gewiß nicht so zutraulich in meinen Arm eingehängt, um ein Stück Weges mit mir zu schlendern. Noch nicht fünfzig Schritt hatten wir gemacht, so blieb er stehen und begann das unvermeidliche: Ich klag's euch, ihr Blumen! — Um Alles in der Welt, liebster Herr Hofrath, flehte ich, nur das nicht! — Aber kein Erbarmen! Ich mußte es durchhören. „Und wissen Sie," setzte er dann hinzu, „daß ich es auch in's Französische übersetzt habe?" Eh' ich noch mein Erstaunen äußern konnte, daß er seine kostbare Zeit auf solche Nichtigkeit verschwenden mögen, recitirte er mir seine Uebertragung. Und als ich ihn bis zum Garten der (seitdem nun auch hinübergegangenen, vielbetrauerten) Baronin Mandell geleitet, rief er mir noch aus der

Allee, die da zum Wohnhause führt, auf die Straße heraus zu: „Sie sollen die französische Uebersetzung haben!"

Das ist das letzte Mal gewesen, daß ich mit diesem merkwürdigen Manne zusammentraf. Mir wäre im Traume nicht eingefallen, daß er jenes flüchtigen Versprechens bei seiner sprichwörtlich gewordenen Zerstreuung sich erinnern werde. Aber er war kaum wieder in Wien eingetroffen, als ich schon nachstehende Abschrift empfing, die ich hier hinter den deutschen Originaltext stelle.

Ich klag's euch, ihr Blumen, ihr plaudert's nicht aus,
Bewahrt das Geheimniß im duftigen Strauß;
Nur euch sei mein Lieben, mein Leiden vertraut!
Verschweigt es, ihr Blumen, und redet nicht laut.

Doch wenn ihr am Busen der Theuren erglüht,
Dann öffnet die Kelche, dann duftet und blüht,
Dann flüstert hinauf mit bescheidenem Wehn:
Er liebt Dich, er liebt Dich und darf's nicht gestehn!

Und wenn ihr verwelkt eure Köpfe gesenkt,
Ja, wenn sie euch wegwirft und meiner nicht denkt,
Dann findet im Bächlein das wogende Grab
Und nehmt mein Geheimniß nur mit euch hinab.

A vous, o fleurs si discrètes,
Mon secret soit exprimé.
Gardez le sur les tablettes
De ce bouquet parfumé.
C'est à vous que je confie
Mon amour, mon triste cas.
Gardez le, je vous en prie,
Et n'en parlez que fort bas.

Mais seulement quand ardentes
Ecloses sur son beau sein,
En couleurs les plus brillantes
Remplissant votre destin,
Qu'alors mon secret transpire,
(Vos parfums vont le trahir,)
Il t'aime jusqu'au délire,
N'osant pas en convenir.

Quand mourants sur l'herbette
Vous devez subir la loi,
Et qu'elle au loin vous rejette
Et ne pense pas à moi,
Cherchez alors votre tombe
Dans les ondes du ruisseau
Qu'avec vous, hélas! succombe
Mon secret pourtant si beau.

Von Druckfehlern.

Klägliches Sendschreiben eines deutschen Schriftstellers an die geehrte Redaction der „Bohemia.“

Gräz in Steiermark, am 24. Dec. 1852.
Abends 4½ Uhr.

Verehrungswürdige!

Sie wissen, es giebt Menschen, die von ihrer Geburt bis zum Tode an den Scropheln leiden. Andere sind mit Zahnschmerzen gequält; noch Andere mit Hühneraugen, was komisch klingt, aber durchaus nicht komisch ist. Wieder Andere kränkeln an der Brust, oder haben Kopfschmerzen, Migräne; Manche klagen ewig über Durst; Einige haben Schulden! und so weiter bis in's Unendliche. — Was ist das Alles gegen einen Autor, der an Druckfehlern leidet?

Gegen diese Qual kommt keine andere auf, und ihr Uebermaß bringt den Geduldigsten zur Verzweiflung. Wer nun gar gleich mir eingestehen muß, daß seine Handschrift keine Seydelmannische ist — denn Seydelmann schrieb die schönste, reinste, klarste, consequenteste, — wer sich folglich bei vielen Irrthümern des Setzers und Correctors selbst schuldig anklagen muß: o Gott, ein solcher wird endlich so verzagt, daß er schon nicht mehr wagt, seiner Feder freien Lauf zu lassen. In jedem Buchstaben, der ihr entfließt, sieht er einen Gedankenmörder, eiuen

Todfeind, einen Spötter. Und aus lauter Furcht undeutlich zu schreiben, schreibt er zuletzt gar nicht; er bemüht sich zu malen, und in diesem peinlichen Bemühen, jeden einzelnen Zug deutlich hervortreten zu lassen, kritzelt er, was er dann selbst kaum zu lesen vermag, wie viel weniger ein Setzer. Ist nun der unglückliche Schriftsteller nebenbei so ungeschickt, mit Stahlfedern gar nicht und mit Gänsefedern nur dann vom Fleck zu kommen, wenn er sie selbst sorgsam zugeschnitten, was wieder bei schwachen Augen und nebelgrauen Herbsttagen neue Schwierigkeiten bietet: so wird die liebe Schriftstellerei zur furchtbarsten Marter, und ein solider Holzhacker scheint beneidenswerth.

In dieser Lage befindet sich Ihr ganz ergebenster Mitarbeiter. Ich bin auf vielfältigen Reisen im heißen Sommer vielfältig von Mücken, Bremsen und anderen peinigenden Insecten gequält worden, habe manche Nacht unter tückischen Bissen ungeflügelter Blutsauger verseufzt und verwünscht; aber was sind jene Leiden, durch Myriaden kleiner Menschenfeinde veranlaßt, gegen die Bisse und Stiche der unvertilgbaren, immer wieder auflebenden, mit jedem neuen Werke sich neugestaltenden Autorfeinde — der Druckfehler? Ist es, o ewige Gerechtigkeit, nicht genug, daß uns jedes Stündchen sommerlichen Morgenschlafes durch freche Fliegen, jede süße Nacht durch kriechende oder hüpfende Bestien, jeder laue Waldabend durch stechende Mücken, vulgo Gelsen, verdorben wird! Hat der Autor nicht hinreichend zu dulden von gleichgültiger Apathie der Lesewelt, von Grausamkeit der

Kritik, von Zweifeln an sich selbst? Muß es denn auch noch Druckfehler geben? Ja, muß es denn, frag' ich, Literaten geben, welche vorzugsweise davon verfolgt werden, wie es süßblütige, feinhäutige Personen giebt, in deren Epidermis jedes kleine Beest stacheln will? Manche Druckfehler läßt man sich ja gefallen; man vermag ihren Ursprung zu verfolgen; man gesteht sich ein, daß der Setzer nur ihr Pflegevater, der Corrector nur ihr Curator oder Vormund geworden, nachdem die eigene unsichere Hand ihre leichtsinnige Erzeugerin gewesen. So hat es mich nur wenig erschüttert, daß vor etlichen Tagen ein Freund in mein Zimmer trat, Nummer 247 der Bohemia in den Fingern haltend und mich angelegentlich fragend, wo der von mir als kindlich bezeichnete Engländer **Urganius** eigentlich lebe, und was er geschrieben? Ich errieth augenblicklich, daß von meinem „Zur Erinnerung an Raupach" eingesendeten Aufsatz die Rede sei, und daß meine verwetterte, krähenfüßige Handschrift im Ur-Genius, anstatt ihn gebührend abzutheilen und das **e** hübsch deutlich zu zeichnen, einen neuen Beinamen für Shakespeare hervorgerufen habe. Dabei konnt' ich mich leicht trösten, weil ich mir sagen durfte: wer die Perioden im Ganzen auffaßt, wird, wenn er selbst Etwas von Shakespeare's historisch-epischen Dramen weiß, augenblicklich wissen, wer mit Herrn Urganius gemeint sei. Und wer Nichts von Shakespeare weiß, für den bleibt es total gleichgültig, was er sich unter jenem Urganius denken mag.

Nachdem mein Besuch mich verlassen, fing ich aber

zu grübeln an. Es war gegen Abend; ich saß im Dunkeln allein, und die Gespenster verschiedenartiger Druckfehler aus meinen zuletzt erschienenen Büchern tanzten, von einer allerliebsten Grippe begünstigt, ihren Wirbelreigen um mich her, mit dünnen, kreischenden Stimmen singend: „Noch mehr! Noch mehr!"

Was konnten sie sonst meinen, als daß in dem nämlichen Aufsatze noch mehre ihres Gleichen enthalten seien? Und schlimmere? Viel schlimmere, als Urganius statt Urgenius? Darauf deuteten ihre höhnischen Accente.

Na, nun habe Einer so recht aus dem FF die Grippe und quäle seine fiebernde Phantasie im Halbschlafe mit allen ersinnlichen Druckfehlern!

Verehrte Redaction! Sie haben keine Ahnung, was ich in der auf jene Scene folgenden Nacht für schwarze, Ihrer berühmten Officin entsprungene Lettern in furchtbarer Mischung sah, Wörter bildend, mir zum Trotze, die entweder gar nicht existiren, oder doch in ein Journal durchaus nicht gehören. Urganius nahm Fleisch und Blut an; er wurde ein finsterer Zauberer, auf dessen Wink der ganze Satz sich verunstaltete und greulichen Unsinn abdruckte.

Bei dem Erwachen konnte ich nur lächeln über die überschwänglichen Tollheiten, von denen mir einige in der Erinnerung hängen geblieben waren, und von denen ich mir wiederholt sagen durfte: Nein, Gott sei Dank, das ist doch unmöglich; magst Du Dein Lebelang noch so wüthend von Druckfehlern verfolgt werden, — solche,

wie der vergangene Traum Dir gezeigt, bringt die Wirklichkeit nicht zu Stande!

Ja, ich dachte was mir wäre! Triumphire Niemand zu früh!

Die Wirklichkeit ist jetzt da, sie liegt vor mir in fünf Blättern der Bohemia, welche S. mir zur Ansicht gesendet, damit der Verfasser sich am Anblick seines Geschwätzes schwarz auf weiß labe, und siehe, gleich auf der ersten Seite, in der vorletzten Zeile der zweiten Spalte fällt mein Blick auf einen Druckfehler, der alle Ausgeburten des phantastisch-dämonischen Grippetraumes an Kühnheit übertrifft; ja, ich muß demuthvoll bekennen: mein Verhängniß in Allem, was Druckfehler heißt, ist mächtiger, schöpferischer, an Qualen erfinderischer, denn der erfindungsreichste Traum. Die Stelle heißt:

„Raupach reisete nicht nach Düsseldorf, um sich Immermann, so wenig wie er nach S p e i e r oder Palmaria reisete, um sich Platen zu versöhnen.“

Nach Speier reisen!.... Verwünschtes Wort! Welche katzenjämmerliche Reminiscenzen aus der Burschenzeit werden dadurch angeregt. Im ersten Augenblicke begriff ich nicht, wo es herkam? Konnte mich, erschreckt wie ich war, nicht besinnen, was ich denn hatte sagen oder schreiben wollen, und welch' unseliger Ort es eigentlich sei, woraus des Setzers ironischer Griff die selige Reichsgerichtsstadt ge-, vielmehr ver-bildet haben könnte? Platen hat meines Wissens niemals in Speier gelebt! Erlangen, Anspach, München, dort wär' er zu suchen gewesen, ehe er

nach Italien zog, und als er aus Italien zurückkehrte. Aber Speier .....

Und ich erinnere mich, daß ich einen Brief des großen Dichters besitze, der meiner Verzweiflung auf die Sprünge helfen könnte. Ich suche nach und finde am Schlusse desselben folgende Bemerkung: „Sie addressiren Isola Palmaria, vicina a Porto Venere, golfo della Spezia!“

Da ist's gelöset, das düstre Räthsel. Spezia hatte ich geschrieben. Und der Setzer hatte richtig gelesen: S—p—e; dann jedoch hat er mein z für ein y genommen, hat es in ein i verwandelt, und aus **i—a** hat er in eigener Machtvollkommenheit: **e—r** gemacht.

So ist aus Spezia S p e i e r entstanden.

Gestehen Sie ein, daß ich für meine Rodomontade, mit einem Briefe Platen's gleichsam prahlen zu wollen, hart genug bestraft worden bin! Hart, dennoch gerecht; denn der Brief ist gar nicht an mich gerichtet, und ich darf nicht einmal verrathen, an wen. Ich wollte mich der Lesewelt als Geograph darthun; wollte, nur hingeworfen, andeuten, wie mir sehr wohl bekannt sei, daß man nach Palmaria über Spezia gelangt, und nun hab' ich sämmtlichen Lesern den Weg über Speier vorgeschlagen und stehe vor den kleinsten Schuljungen als Ignorant da. Höhnisch lachend schlagen sie auf ihr geographisches Schulbüchlein und einer ruft dem andern zu: „Speier sucht er in Italien, der alte Esel!“ Ja wohl, der alte Esel, der seinen eigenen Ausruf: **i—a** nicht einmal deutlich genug hinzumalen verstand, so daß **e—r** daraus werden konnte!

Dieser Druckfehler, all' jene unzähligen Brüder und Schwestern, mit welchen ich auf langer, dornenvoller Autorlaufbahn gequält worden bin, weit übertreffend, ist ein trauriges Anhängsel für den heutigen Christbaum.

Ich war auch schon so verdrießlich darüber, daß ich, im ersten Unmuth, den Festabend ungefeiert lassen und in geheimnißvollem Halbdunkel mit meinen Druckfehlern allein sitzen wollte. Da dringen meine Enkel ein und fragen ängstlich nach ihren Weihnachtsbäumen. Was wissen die armen Kinder von Druckfehlern? Was können sie dafür? Ahnen sie doch nicht einmal, was ein deutscher Schriftsteller sei! Und noch weniger, daß ihr Großvater zu dieser großen Schaar gerechnet wird, wenn er auch kaum mitzählt.

Also rasch die hundert und aber hundert Wachskerzen hervor! Aus dem Kasten die kleinen, blanken Zinnleuchter heraus, die ich gestern bei meiner Freundin, der steinalten Zinngießer-Frau am „Kapaunen-Platzel," einkaufte. Ich hatte im vorigen Jahre der Guten versprochen, heuer wieder bei ihr einzusprechen, wenn wir Beide noch am Leben wären. Gestern hielt ich mein Wort und fand sie wie immer unbeschäftigt in ihrem armseligen Laden; denn ich bin, fürcht' ich, ihr einziger Kunde. Na, Mutter, rief ich ihr zu, noch leben wir, und da bin ich wieder.

Ich lebe wohl, erwiederte sie, aber mein Mann ist gestorben. Es geht uns erbärmlich; sieben Kinder: drei Töchter arm verheirathet, vier Söhne, zwei sind krank, und zwei in der Noth. —

O weh, das sind noch schlimmere Druckfehler, als von Speier nach Palmaria!

Also murre nicht, grauer Buchmacher. Geh' und zünde Deine Kerzen an, und wenn die Kleinen am flimmernden Lichtschein sich ergötzen und über bunte Spielereien jubeln, danke Gott, der Dir vergönnte, mit schwacher Feder zu erwerben, was den schönsten, heiligsten aller Abende schmückt.

Für jeden Druckfehler ein brennendes Lichtlein! So werden sie abgebüßt, die Sünden und Gebrechen Deiner schlechten Handschrift.

Und möge jedem unserer Leser und jeder unserer Leserinnen jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, ein frischer Tannenbaum mit unzähligen Kerzen entgegen duften!

Auch meinem Setzer, auf die Gefahr hin, daß er vom Lichtglanz geblendet, Drufkehler statt Druckfehler als Ueberschrift setze, wie einer seiner Vorgänger in der edlen Schriftsetzerkunst es einst wirklich gethan.

Einer verehrten Redaction wünsche ich aber die höchsten, grünsten Bäume, die hellsten Lichter, die fröhlichsten Gaben für Sie und die Bohemia, und verharre als demüthiger Mitarbeiter,

H.

Mama Beer.

Es scheint mir merkwürdig, daß eine der bekanntesten und vielgesungensten Melodieen Meyerbeer's auf die Behauptung geht: „Das Gold ist nur eine Chimäre!" Wenn man freilich unter Chimäre ein fabelhaftes und entsetzliches Ungeheuer versteht, dann ließe sich eine gewisse Beziehung zum Golde leicht herausfinden. Soll das Wort aber ein leeres Hirngespinnst, ein Erzeugniß der Einbildung, ein Nichts bedeuten, — dann, dünkt mich, wäre Maestro Giacomo der Letzte gewesen, der Grund wie Neigung gehabt hätte, seinen eigenen Gesang anzustimmen. Denn unser lieber Meister hatte viel Gold und Goldeswerth. Und ich gönnte es ihm von Herzen, weil ich mich überzeugt habe, daß er es würdig zu verwenden wußte; daß er Gutes übte ... vielleicht mehr im Stillen, als mit Ostentation. Ich sah ihn spenden, geben, helfen voll Bereitwilligkeit, und bittend: sein Name möge dabei nicht genannt werden. Das liegt in der Familie. Man ist nicht für Nichts und wieder Nichts der älteste Sohn von Herz Beer, von Amalie Beer. — Ich bin kürzlich auf traurige, mich wenigstens betrübende Weise an jenes verstorbene Ehepaar, an sein gastliches Haus erinnert worden. Es kam mir ein Berliner Schreiben zu, worin es unter Anderem heißt: „Das allbekannteste Haus am Exercierplatze ist zur Turnanstalt für Marine-Cadetten geworden." Das Beer'sche Haus im Thiergar-

ten! Welche Welt von Erinnerungen erhebt sich bei diesem Gedanken! Da ging ein und aus, was bei Hofe strahlte, was im Staate waltete, was vom Lehrstuhle unterrichtete, was in Leben, Wissen, Künsten glänzte; Reich und Arm, Vornehm und Gering, Einheimische wie Fremde! Ich betrat die Schwellen dieses in ganz Europa bekannten und mit dankbarer Achtung genannten Hauses zum ersten Male, als ich beim Königstädter Theater angestellt wurde. Das Königstädter Theater, neu erbaut, kürzlich gegründet, von einer aus Actionairen erwählten siebenköpfigen Direction geleitet (als deren Secretair ich fungirte), war Vater Beer's Puppe. Dort wirksam, nützlich, dafür eifrig, hieß zugleich bei Herz Beer heimisch, hieß: ein Kind seines Hauses sein. Wenn ich draußen bei ihm getafelt hatte, — denn das war ein süßes onus des Theater-Dichters und Secretairs, der trotz aller Leckerbissen manchmal gern in seinem stillen Stübchen bei Hausmannskost geblieben wäre, — und wenn dann die Theaterstunde schlug, dann litt es den dicken Herrn nicht länger im Thiergarten, mochte der Abend noch so lieblich, mochte die Gesellschaft noch so auserlesen sein. Zur bestimmten Stunde hielt Kutscher Lindner vor dem Eingangs-Portale, und hinein ging es in die staubige Stadt. Lindner war ein guter Kutscher, aber ein Pfiffikus daneben, der es verstand, auf seine Weise sich anzuschmeicheln. In der Königsstraße wußte er es gewöhnlich so geschickt einzurichten, daß er mit anderen Wagen in Conflict gerieth; daß er ein Weilchen still halten mußte. Erscholl die Frage heraus: Was giebt's denn,

Lindner? So kam regelmäßig die Antwort zurück: „Ach, Herr Beer, es geht ja nicht vom Flecke; seitdem das „Königstädter“ steht, giebt's hier um die Theaterstunde ein ewiges Gedränge!“ Diese so barsch wie möglich ertheilte Auskunft schmeckte dem Protector des neuen Musentempels angenehmer als die reinste Raffinade aus seiner Zuckersiederei: „Ich muß Ihnen sagen,“ wandte er sich dann lächelnd zu mir, „ich hab' ein großes Vergnügen von der Sache!“

Guter Herz Beer; redliches, wohlwollendes, oft getäuschtes Herz, auch dabei lief manche Täuschung mitunter. Denn es fügte sich wohl an schönen, heißen Sommertagen, daß wir das Theater (d. h. wo Henriette Sontag nicht auf dem Zettel stand) ganz leer fanden, und dann unterlag es keinem Zweifel: Lindner hatte abscheulich geflunkert. Doch darüber vermieden wir jegliche Auseinandersetzung.

Es gehört nicht hierher, wie Vater Beer's plötzlicher Tod eine schon lange im Dunklen arbeitende Kabale gegen die erste Direction zum Ausbruch förderte; wie eine zweite aus der bisherigen Opposition entstand; wie selbige die schöne Anstalt ihrem Untergange zuführte und endlich einem Vorsteher in die Hände spielte, der weder schreiben noch lesen konnte und dennoch mächtige Gönner hatte.

Wir wenden uns nach vorangegangener kurzer Einleitung der Wittwe Amalie Beer zu, mit welcher ich Dich, geehrter Leser, ein Bischen bekannt machen will. Die Mutter des strebsamen Astronomen Wilhelm, den

Mädler, Karl Ritter, Alexander Humboldt und dergleichen Männer ihren Freund nannten; des jungverstorbenen Michael, dessen poetischer Nachlaß eines edlen Menschen Grabmal schmückt; des tonreichen Giacomo (Meyerbeer heißt er von einem Verwandten, der ihn als Erben einsetzte); diese Frau verdient schon um ihrer Söhne willen, daß man von ihr spreche. Und das thu' ich voll Pietät, der hübschen Aeußerung gedenkend, welche ich in einem französischen Buche von Charles Barbara fand: „Die Zurückbleibenden sollen die Geschichte der Vorangegangenen zu schreiben versuchen; das ist in der Ordnung."

Mama Beer zählte noch einen vierten Sohn, Heinrich mit Namen. Von dem hab' ich nicht viel zu berichten. Es cursirte ein Geschichtchen echt berlinischen Schlages, diesen Heinrich betreffend. Ein Fremder hätte der Mutter Glück gewünscht, daß sie den Gelehrten, den Dichter, den Componisten zu Söhnen habe; nur der Maler fehle ihnen. Dafür ist der Pinsel wenigstens vorhanden, wäre ihre Erwiederung gewesen. Wer die Verstorbene kannte, weiß auch, daß diese Anekdote erfunden ist. Denn so hart würde die alte Dame von Heinrich, trotz seiner Schwächen, nie geredet haben; und dann war dieser Nichts weniger als ein Pinsel. Ich wage kein Urtheil über ihn. Ich erwähne nur einen Umstand, der viel Gerede und viel Erstaunen erregte. Heinrich liebte zwei Dinge vorzugsweise: das Theater (das lag im Blute) und das Kartenspiel. Nicht etwa, daß er ein Hazardspieler von Profession gewesen wäre! Nein, er

pflegte seine solide, spießbürgerliche, philisterhafte „Partie;" — mit wem aber pflegte er diese? Wer waren die drei Männer, die gewöhnlich an seinem Spieltisch saßen? Ein Kaufmann Sparkäse, ein Stallmeister Schur — und — und — jetzt kommt der Gegenstand des Erstaunens: — Hegel, der Philosoph.

„Das Sein ist das Nichts, und das Nichts ist das Sein."

Wie Mutter Amalie ihre Söhne vergötterte, — ich meine die drei erstgenannten, — das geht über alle Beschreibung. Sie labte sich an ihrem Lobe, sie lebte in ihren Bestrebungen, sie verjüngte sich mit ihren Erfolgen. Eine wissenschaftliche Broschüre von Wilhelm, ein Schauspiel von Michael, eine Oper von Giacomo, — darüber ging ihr Nichts! Daß Michael's Tragödieen die Bühnenwirkung nicht erlangten, welche wohlgesinnte und warme Freunde ihnen vorher zu verkündigen pflegten, nagte und zehrte wie ein Wurm am Herzen der zärtlichen Mutter. Ja, es hätte sie vielleicht verzehrt, wenn nicht Meyerbeer's Triumphe sie zu rechter Zeit wieder neu zu beleben und zu verjüngen bestimmt gewesen wären. Glücklicher als Vater Beer machte sie dies Alles noch mit und erquickte sich daran, nachdem sie lange genug darauf hatte harren müssen. Denn seine ersten Werke drangen ja nur in einigen Städten Italiens entschieden durch; und wenn auch bei der ersten Aufführung des Crociato in der Scala die beifallrasenden Mailänder nach ihrer Loge hinauf-jubelnd jauchzten, laut ausrufend: la madre piange! wenn auch dieser

Kreuzritter sammt Margarethe von Anjou in Paris Beifall fanden, so war dies doch immer noch nicht der eigentliche, ersehnte, kolossal-europäische Succeß, dessen Echo dann auch aus der neuen Welt zurückschallt. In Berlin, im rigoristisch-musikalischen, lange gegen Rossini's Zauber verschlossen gebliebenen Berlin; im Gluckischen, Mozartischen, nur bedingungsweise Spontini'schen Berlin; in des Maëstro's Vaterstadt wollte man Nichts von ihm wissen und bespöttelte nur nachträglich seine quasi zu Grabe getragene Emma von Resburg. Mama Beer aber war viel zu sehr Berlinerin, um sich mit solchen Ovationen zufrieden zu stellen, die ihr die welschen Verehrer des Componisten widmeten. Sie wollte den Sohn dort anerkannt hören, wo seine, wo ihre Heimath war. Die reiche Frau hatte alle großen Städte gesehen — sie zog Berlin allen vor. Sie war die echte, richtige, alte, getreue Berlinerin im ehemaligen besten Sinne des Wortes. — Ich weiß nicht, ob es heute noch anwendbar wäre, wie ich es meine? Meyerbeer mit seinem scharfen Verstande sah wohl ein, daß er in Berlin erst dann entschieden durchdringen könne, wenn er anderswo triumphirt habe; und dies nicht in irgend einer Stadt Italiens, sondern kurzweg in Paris. Von dort aus mußte er seinen Landsleuten wie ein Fremder, in Lorbeerblätter wohl verpackt, als ausländische Waare zugeschickt werden. Da ging es denn auf das tausend und aber tausend Mal seitdem gesungene Prachtstück „Robert der Teufel" los. Ich habe immer sehr beklagt, daß der

Text zu dieser, von reichen Melodieen strotzenden Oper so unklar und verworren ist. Die Schuld dabei trifft, wie ich glaube, nicht den eminenten Scribe, welcher ja seine unerreichte Meisterschaft im Scenenbau vielfältiger Dichtungen dieser Art hinreichend bewährt hat. Ich glaube die Ursache darin suchen zu müssen, daß Robert le diable (ursprünglich für die komische Oper bestimmt) eine ganz andere Anlage hatte, und späterhin erst, auf des Componisten ausdrückliches Begehren in eine ernste, große Oper umgestaltet werden mußte. Doch dies aus den Fugen rücken hinderte nicht den beispiellosen Erfolg. Ich befand mich bei Mama Beer, als die ersten Nachrichten über die erste pariser Aufführung eintrafen. Telegraphen (d. h. elektrische und dem Publikum zugängliche) gab es damals nicht; nicht einmal Eisenbahnen. Sie kamen auf ganz gewöhnlichem Wege mit der Post an, wie andere Briefe. Auf drei Glückwunsch-Schreiben, unter so vielen an die in Wonne schwimmende Mutter gerichteten, besinne ich mich so deutlich, als ob ich sie gestern gelesen hätte. Das erste war von Alex. Humboldt. Dieser Allerwelts-Mann verstand von Musik nicht das Geringste; ich meine ihm nicht Unrecht zu thun, wenn ich sage, daß er sie haßte. Gleichwohl hatte er's für Pflicht gehalten, der „hochverehrten, würdigen Mutter seines theuren Freundes" ausführlichen Bericht abzustatten. Die Daten dazu schien er sich nun von Loge zu Loge bei allen Kennern und Freunden der Tonkunst zusammengetragen zu haben. Sein Brief glich einer

höchst gewissenhaft abgefaßten Spezifikation sämmtlicher anerkennender Urtheile über sämmtliche einzelne Nummern des Werkes. Er wäre in seiner pedantischen Genauigkeit, aus der auch nicht eine Silbe eigener kennerischer Einsicht oder auch nur laienhafter Entzückung herausklang, geradezu komisch gewesen, hätte nicht jeden unbefangenen Leser zugleich einige Rührung ergriffen, bei dem Gedanken, daß ein Mensch wie Humboldt solch' ungeheures Opfer zu bringen, sich in eine für ihn gänzlich fremde Welt mühsam hinein zu arbeiten im Stande gewesen, — blos um der alten, von ihm aufrichtig geachteten Frau eine Freude zu bereiten. Das zweite war von Spontini, der eben auch nach Paris gereist war, vielleicht (Gott verzeihe mir's, wenn ich ihm fälschlich dies Motiv unterschiebe!) in der Hoffnung: einem Fiasko beizuwohnen? So viel ist gewiß, daß er zum Erfolge ein süß-saures Gesicht schnitt. Sein Brief bewegte sich in angemessenen Formen, schien aber mehr mit Eis, wie mit Dinte geschrieben zu sein, und zwischen pomphaften Floskeln grinsete die Furcht heraus: „Diese Oper werd' ich vom Berliner Theater nicht fern halten können!"

Desto frischer, lebhafter, inniger zeigte sich das dritte Schreiben von Rossini. Da war keine Spur von Zurückhaltung, von selbstsüchtigen Nebenideen, von Neid zu entdecken. Herzliche Künstlerfreude, lustige Kameradschaft, fröhliches „Evviva!" tönte melodisch aus der Handschrift des fröhlichen Lebemannes, der sich sagt: Meine Kränze raubt er mir doch nicht, weshalb soll ich ihm die seinigen nicht gönnen? Und die Art, wie er der

Mutter zu solchem Sohne Glück wünschte, hatte etwas so Natürliches, Liebevolles, daß man den Brief nicht ohne Thränen im Auge zu Ende brachte.

Ich wollte aber hier von ganz anderen Dingen reden und bin nur plaudernd und schwatzhaft vom eigentlichen Kern dieses Erinnerungsblättchens abgekommen. Ich wollte darauf hindeuten, was Amalie Beer, die zweifach-reiche Erbin, die reiche Wittwe, die dreimal reiche Frau für die Armen gethan, für die Leidenden und Kranken. Deshalb auch bot ich diesen kleinen Beitrag der Redaktion eines Kalenders an, welcher den Titel „Charitas" führt; so steht auf dem Titelblatte, so heißt es im Leben und Thun des edlen Freundes, der mit Herz und Geist einem großen, frommen Werke sich opfert, des menschenfreundlichen Gründers und Erhalters jenes musterhaften Kinderhospitales in Prag; des unermüdlichen Arztes und Helfers Prof. Dr. Löschner*). Charitas war auch das Losungswort unserer unvergeßlichen Amalie, die bis in's späteste Greisenalter eigentlich nur zwei Freuden, zwei Lebensgenüsse kannte (denn in ihren persönlichen Bedürfnissen blieb sie eben so mäßig wie anspruchslos), deren Dasein sich nur um zwei Ideen drehte: Glück, Anerkennung, Ruhm ihrer Söhne — und Wohlthätigkeit! Was sie gethan mit unerschöpflicher Aufopferung, voll patriotischer Treue, in den Jahren 1813, 14, 15, das künden die Annalen jener Zeit des gewaltigen Aufschwunges. Und wenn ihre Verdienste

*) Siehe den Aufsatz: „Das Kinderspital in Prag."

nicht bezeichnet wurden durch den sinnigsten aller Orden, durch das nur für hochherzige Frauen gestiftete Louisenkreuz, so fiel diese (allerdings von ihr schwer empfundene) Entbehrung ihr gewiß nicht so schwer, als es unserem guten Könige gefallen ist, gerade ihr diesen Beweis seiner Dankbarkeit zu versagen. Aber Friedrich Wilhelm der Dritte hielt nun einmal die Ansicht fest, eine Jüdin dürfe mit dem Zeichen des Kreuzes nicht belehnt werden*). Dafür jedoch gab ihr der gerechte Monarch einen schönen Beweis herzlicher Achtung und Huld, den meines Erinnerns sonst Niemand mit ihr theilte. Als auf seinen Befehl von Rauch's himmlischem Marmorbilde aus dem Charlottenburger Mausoleum einige wenige Abgüsse für die Kinder der schönsten, edelsten Königin genommen wurden, — da empfing Amalie Beer in diesem Meisterwerke ihren Ersatz für das Louisenkreuz. Die Brust der Jüdin war mit dem Orden nicht geschmückt worden; aber der treuen Preußin, der deutschen Frau warmschlagendes Herz ehrte der König mit solcher Gabe des Herzens. Wer entsinnt sich nicht, der jemals das gastfreie Haus am Thiergarten betreten, jener Gruppe von düsteren Cypressen und andern ernst-grünen Gewächsen, die sich zur Laube wölbten über der genialen Schöpfung des unsterblichen Bildners; über dem in Schlummer gehüllten Antlitze voll reinster Weiblichkeit,

*) Unseres Wissens hat Sein Nachfolger ihr späterhin diese Anerkennung nachträglich gewährt.

voll sanftester Majestät. Auf dieses Geschenk war die Herrin des Hauses stolz, und sie durfte es sein.

Wir Alle, die wir in engen Verhältnissen vielleicht kümmerlich uns bewegen und durchschlagen, auch wir erfahren es täglich, wie viele Menschen es giebt, die, noch ärmer als wir, in ihrer Noth uns für reich genug halten, von uns Beihilfe zu fordern, zu erwarten.

Mögen wir gern geneigt sein zu geben, zu unterstützen; oft wird es uns denn doch zu arg, und wir fertigen die Bittenden unfreundlich ab. Erwägen wir nun, welch' eine unübersehbare Masse von Ansprüchen nothwendigerweise diejenigen bedroht, die, in einer großen Stadt lebend, mit Recht für reich gehalten werden; deren Freigebigkeit sprüchwörtlich geworden ist; wie die Forderungen, welche Elend, Mangel, Bedürfniß, nicht minder Faulheit, schlaue List, unwürdiger Betrug an sie stellen, mit dem Rufe ihres Reichthums steigen, — da lernen wir begreifen, daß auch die vollste Kasse zu Zeiten nicht mehr genügt, Alle zu befriedigen; daß sogar ein kolossales Vermögen schmelzen müßte vor den hitzigen Angriffen und Belagerungskünsten, welche dagegen gerichtet werden. Von diesen Stößen täglich eingehender, mit Certifikaten jeder möglichen und unmöglichen Gattung ausgestopfter Bittschriften; von der theilweise darin dargelegten Unverschämtheit kann sich doch nur einen Begriff machen, wer oft Zeuge davon gewesen ist. Mich überfiel nicht selten ungeduldiger Zorn, wenn ich sah, wie die arme reiche Frau gequält wurde; wie man

ihr buchstäblich kaum Zeit ließ, einen Löffel Suppe zu essen. Denn das ging seinen Weg unausgesetzt, und die Diener durften Nichts zurückweisen.

Ein Zug, der mir jetzt eben vor's Gedächtniß tritt, mag Mama Beer bezeichnen; besser als die breiteste Schilderung vermöchte.

Wir hatten uns zu Tische gesetzt. Es war keine größere Gesellschaft zugegen; nur wenige Hausfreunde. Ich befand mich Frau Amalien zur Seite, und sie erzählte mir gerade, daß es ihr heute doch ein wenig zu viel geworden mit Bettelbriefen. Bald muß ich selbst betteln gehen, sagte sie; ich habe mich völlig ausgesäckelt. So kann's nicht bleiben. Es wird ein Etat gemacht werden für diese Ausgaben, und den überschreite ich dann nicht mehr. —

Das scheint mir denn doch höchst unnütz, wendete ich ein; Sie können ja unmöglich „Nein" sagen, wenn Sie gebeten werden. Was soll der Etat? —

Sie werden sehen, daß ich es ja kann, erwiederte sie; ich habe mir's fest vorgenommen? —

In diesem Augenblicke reichte ihr ein Diener links eine Schüssel, und ein zweiter legte rechts ein dickes Schreiben vor ihr auf den Tisch, dem man viele Schritte weit den mit Attesten gespickten Bettelbrief ansehen konnte. — Was ist das? fuhr sie auf. Wie so unterstehen Sie sich, mir heute noch ein solches Ding zu bringen? Wollen Sie vielleicht das Hundert voll machen? Fort damit! ich will's nicht sehen! —

Der erschrockene Diener trug das Paket auf einen

andern Tisch. Wir fanden den Unwillen der sonst so guten Frau ganz erklärlich, und Jeder befleißigte sich tiefen Schweigens über den Gegenstand.

Die Teller waren noch nicht gewechselt, als Frau Amalie den Diener fragte (doch immer noch in verdrüßlichem Tone): wer hat das abgegeben?

„Ein kränklicher Mann, Madame Beer; er sah so bekümmert aus. Sonst hätt' ich's nicht angenommen; heute schon gewiß nicht." —

Fräulein Antoinette von Montalban, die innig ergebene Freundin und Gesellschafterin, lächelte mir über den Tisch zu, als wollte sie sagen: Warte nur, es wird noch besser kommen! Sie kannte ihre Gönnerin.

Es wurde ein andres Gericht präsentirt. Frau Amalie ließ es unberührt vorübergehen. Der Aerger, versicherte sie, habe ihr die Eßlust geraubt. Der betroffene Diener schlug im Bewußtsein, dies verschuldet zu haben, erröthend die Augen nieder. Geben Sie her! rief sie ihn plötzlich an. Er stürzte sich auf die Schüssel, hoffend, der Appetit, den er verscheucht, kehre zurück. Nicht doch, den Brief will ich haben; ich will sehen, was der Mann für eine Hand schreibt! — (Antoinettens Lächeln ging in Lachen über.) Kaum hielt sie das Paket, so riß sie auch das unförmliche Siegel auf, und machte große Löcher in mehrere festgeklebte Papiere. Die Zeugnisse schob sie bei Seite. Den an sie gerichteten Brief gab sie mir, ich sollte ihn vorlesen. Der Mann war ein Handwerker; Kinder, Frau, er, waren krank gewesen; Arbeitszeug und Hausgeräth versetzt. Eine bestimmte

angegebene Summe konnte ihn retten, wenn er sie noch im Laufe der nächsten Tage empfing. Das Schreiben war verständig, bescheiden abgefaßt. Einige amtliche Beilagen bestätigten, daß er ein vorwurfsfreier, ordentlicher Bürger sei.

Steht die Adresse im Briefe? fragte unsere Wirthin.

„Gewiß, Madame Beer; schon die Gegend wo er wohnt giebt Zeugniß von seiner Armuth.“ —

Es war am entgegengesetzten Ende der Stadt; schier eine Meile weit. Sie stand auf und kam sehr bald mit einer Handvoll Kassenanweisungen zurück, die sie mit sämmtlichen Zeugnissen in den Umschlag hüllte. Dann winkte sie den hartangelassenen Diener herbei: „Jetzt gleich tragen Sie das hin, und lassen Sie sich bescheinigen, daß der Mann seine Papiere zurückerhalten hat und sein Geld auch. Gehen Sie rasch, zur Strafe, daß Sie mir mein Mittagessen verdorben!“ —

Kaum war er hinaus, so rief sie den andern Diener: Geben Sie mir 'was zu essen! jetzt hab' ich Hunger! —

Aber Ihr Etat, Madame Beer? fragte ich.

Lassen Sie mich ungeschoren mit meinem Etat, antwortete sie; werd ich mich lassen auch noch auslachen? —

Das fiel vor im Jahre 1832.

Als ich im Jahre 1850 durch Berlin reiste, waren Heinrich und Michael längst begraben; Wilhelm kurz vor meiner Ankunft gestorben. Ich fürchtete, die sehr alte Frau durch mein Erscheinen zu erregen, und beschloß, ihr keinen Besuch zu machen, was um so natürlicher war, als ich nur wenige Tage in Berlin verweilte.

Sonnabends war ich eingetroffen. Sonntags speiste ich bei Alexander Dunker's Schwiegereltern, und wie ich nach meinem Hôtel heimkehrte, erblickte ich die Beer'sche Equipage vor dem Hausthor. Frau Amalie saß darin, meiner harrend. Ich mußte einsteigen und mit ihr hinausfahren. Lange saß sie schweigend neben mir. Dann hub sie an: „Cacadu" — (Dies war mein Spitzname im Beer'schen Familienkreise) — „Cacadu, Sie sollen mir eine Grabschrift machen für meinen Sohn Wilhelm. Ich hätte nicht gedacht, daß ich den auch begraben würde. Alle todt! Alle todt! Und ich lebe noch, Cacadu."

Und Giacomo?

„Gott sei gelobt, ja, der lebt auch noch!" —

Ich habe sie nicht wieder gesehn. Im Jahre 1854 ist sie altersmüde sanft gestorben. Aber ihr Andenken lebt, und wird leben bei ihren Zeitgenossen. Wäre mir der Auftrag geworden, ihr Grabmal mit einer Inschrift zu versehen, ich hätte Nichts in den Denkstein graben lassen, als:

Charitas.

Ueber unser heutiges Theaterwesen.

(1858.)

Von den geehrten Lesern, denen nachstehender Aufsatz vor Augen kommt, mag mancher sich erinnern, wie einstmals — es ist lange her — Ludwig Tieck aus seinem

wohlbekannten Lehnsessel häufig den Ausspruch that: Erst muß das deutsche Theater ganz tief sinken, eh' es sich wieder aufrichten und neu beleben kann. Ein Theil seiner Vorhersagung ist nun eingetroffen. Viel tiefer, sollte man meinen, als es jetzt herabgekommen ist, läßt sich's kaum denken. Dennoch nehmen wir keine Aufrichtung und Erhebung im Allgemeinen wahr. Was hier und da im edleren Sinne geschieht, steht vereinzelt, ohne organische Verbindung mit dem Ganzen, ohne Einfluß auf das Ganze. Die vollständigste Anarchie herrscht in der Bretterwelt. Der Anfang des Endes ist gekommen.

Wer soll, wer kann helfen?

Wenn Jemand, indem er über den Mangel an Talenten für Plastik, Malerei, Composition, Poesie, Klage führt, von der Regierung verlangen wollte, daß sie Rath schaffte, so würde man ihn für verrückt halten; denn die Talente verleiht der liebe Gott allein. Aber darin unterscheidet sich die dramatische Kunst (wenn wir sie so nennen wollen) von den übrigen Künsten, daß sie neben jenen producirenden im besten Falle eine reproducirende bleibt, und daß, was hier noch wichtiger wird, keiner ihrer Jünger berufen ist, allein und selbstständig zu wirken, sondern daß sie vielmehr ja ihren Hauptzweck, ihre Bedeutung erst in gemeinschaftlicher Ausübung Mehrerer und in deren sich unterordnendem entsagendem Gehorsam findet. Wer sich diesem obersten Gesetz theatralischer Darstellung nicht fügt, wird mehr schaden als nützen, und je größer seine Begabung ist, desto schädlicher

wird sein Beispiel sein. Wer jedoch diese Ansicht festhält, alle Kräfte daran setzend in ihr aufgeht, der vermag auch mit geringen Mitteln, bei gutem Willen und angestrengtem Fleiß, ein höchst schätzbares Mitglied der Bühne zu werden, welcher sein Streben gewidmet ist.

Aus diesem Gesichtspunkt allein betrachte ich die Ansichten, die ich hier anzudeuten versuchen will. Auf sie gestützt wage ich auszusprechen, daß unser heutiges Theater nur noch durch entschiedenes Einschreiten der Regierungen — das heißt wenn diese, soweit die Macht der deutschen Bundesstaaten*) reicht, gemeinsam und zugleich handeln! — von seinem gänzlichen Verfall zu retten ist. Ich will ohne Vorrede zur Sache übergehen, und ziehe vor, einzelne Bemerkungen und Erörterungen, welche als Einleitung dienen könnten, in den Verlauf dieses Aufsatzes einzuflechten.

Letzterer zerfällt in drei Abtheilungen, die sich von selbst machen, indem wir fragen: was zu theatralischen Aufführungen gehört? und uns die Antwort ertheilen: 1) Theaterdichter, 2) Darsteller, 3) Publikum.

Theaterdichter habe ich geschrieben; richtiger wär' es gewesen zu sagen: dramatische Schriftsteller, oder noch bezeichnender: Bühnen-Schriftsteller. Denn es kann Einer gar ein lieber, beliebter, bedeutender Dichter, und doch der Bühne von keinem Nutzen sein; und es braucht hinwiederum Einer nichts weiter zu sein als ein Schrift-

*) Das war 1858 in's Leere, Blaue geredet. Vielleicht gestalten sich von 1866 ab die Zustände auch für's Theater besser?

steller von Verstand und Geschick, und kann dem Theater die ersprießlichsten Dienste leisten, ohne doch Poesie im höchsten oder tiefsten Sinne des Wortes zu besitzen. Daß der größere Dichter, wenn er das Wesen des Theaters zu erfassen, sich dessen Ansprüchen zu schmiegen weiß, immer der bessere Bühnenschriftsteller sein wird, versteht sich ja von selbst. Daß aber der hochbegabte Poet, sogar hochbegabt in drastisch-großartiger Auffassung und Bearbeitung seines Stoffes, für's Theater völlig unbedeutend und ohne Einfluß bleiben kann, das lehrt uns leider die Erfahrung. Es ist so, weil dramatisch und theatralisch zweierlei ist. Zwar was theatralisch dauern soll, muß dramatischen Kern haben. Nicht alles aber, was dramatisch-poetisch lebt, wird auf den Brettern lebendig. Ein dramatisches Gedicht als solches wird durch nichts begrenzt, als durch das Gesetz innerer Wahrheit. Auf dem Theater giebt es äußerliche Grenzen, durch Form, Raum, Zeit, ja sogar durch Brauch und Sitte, manchmal durch Mißbräuche und Unsitten gezogen, die sich nicht ungestraft übertreten lassen. Daher der Irrthum so Vieler.

Auch ist's nicht möglich, eine Bühne mit sogenannten classischen Stücken zu erhalten. Diese sind unentbehrlich wie alles Große und Schöne auf Erden, soll der Mensch nicht im Irdischen untergehen. Nur machen sie das Mittelgut nicht entbehrlich — weder den Darstellern, noch den Zuhörern. Ein Repertoir ohne Mittelgut wäre eine ununterbrochene Reihe von aufregenden Feier- und Festtagen. Niemand vor und auf der Bühne hielte

dabei aus. Diejenigen, welche mit kritischen Trompetenstößen gegen Schriftsteller zweiten, dritten Ranges eifern, würden die ersten sein, welche wegblieben, wenn man ihnen vier Wochen hinter einander Calderon, Shakespeare, Molière, Schiller und Goethe vorspielte. Wie viel rascher würden sie davonlaufen, wollte man ihnen auch noch in ununterbrochener Reihe dasjenige darbieten, was sie neben jenen, aus verschiedenen oft persönlichen Gründen, jetzt anpreisen, um es zur Darstellung zu empfehlen.

Schon Gutzkow hat es gesagt: „die Menge muß es bringen!“ Wir brauchen neue, mit Geist und Gewandtheit gemachte Theaterstücke. Wie sich die Schauspieler, unserer oben angedeuteten Meinung nach, von andern Künstlern unterscheiden, unterscheiden sich auch die Theater-Schriftsteller und resp. Dichter von allen andern Schriftstellern und Dichtern. Deshalb verzeihen wir nicht blos den großen Poeten, wenn sie schon erfundene Stoffe, sogar schon dramatisirte Stoffe, für ihre Bretter umschaffen; wir verzeihen auch denen, welche, weit entfernt Shakespeare zu sein, der Gegenwart anpassen, was längst veraltet war — wofern solche Versuche nur gelingen. Daß beliebte Theaterstücke so schnell veralten können, ist eben ein Beweis für das immer vorhandene Bedürfniß neuen oder erneuerten Vorrathes. Nicht die ursprünglich schaffende Produktionskraft origineller Poeten ist zur Befriedigung dieses Bedürfnisses erforderlich. Ginge es ohne diese nicht, wo bliebe das Repertoir eines ganzen langen Jahres? Große Gedichte

zu schaffen, läßt sich nicht erlernen. Gute, annehmbare Dramen zu schreiben, kann erlernt, soll erlernt werden; mögen sie nun fesselnden Erzählungen nachgebildet, mögen sie scharfsinnig erfunden, mögen sie zeitgemäße Umänderungen schon aus der Mode gekommener älterer Schauspiele sein. Ich gebrauche absichtlich den Ausdruck „aus der Mode gekommen," weil ich damit bezeichnen will, daß ein solchermaßen veraltetes Stück trotz des besten Kerns nutzlos wird, sobald es der Gegenwart und ihren conventionellen Formen nicht mehr zusagt. Was mit tiefeingehender Wahrheit, Zeit und Sitten schildernd, sich an einen historischen Hintergrund anlehnend, von sicherer Meisterhand geformt wurde, das kann freilich nicht so leicht veralten. „Minna von Barnhelm" wird jung und frisch sein, so lange es Menschen im Parterre giebt, die wissen, wen Tellheim meint, wenn er von seinem König redet. Aber dazu gehört ein Lessing, der zwar selbst von sich und seinen dramatischen Arbeiten voll heiliger Bescheidenheit wie von den Versuchen eines nicht zur Poesie Berufenen spricht, der darum nicht weniger Lessing, das heißt einer der größten und edelsten Geister der Welt ist. Die Lessinge sind selten, und Lustspiele wie Minna gleichfalls. Nun kann es Schau- und Lustspiele geben, die so weit unter den seinigen stehen, als z. B. weiland Rautenstrauch unter ihm, und können deshalb doch recht niedliche, spielbare, wirksame Stücke — gewesen sein. Ich nannte Rautenstrauch. Bleiben wir, um ein Beispiel zu wählen, bei dessen „Jurist und Bauer" stehen. Die anerkanntesten Schauspielerinnen

im naiven Fache haben als „Rosinen" geglänzt. Rosine ist (wie Ifflands Margarethe in ihrer Gattung) in der ihrigen die Urmutter aller Bauernsoubretten. Noch vor vierzig, dreißig Jahren haben die Renner, Haizinger, Lindner, Anschütz, Rogée, Bauer u. s. w. nirgends gespielt, wo sie nicht mit den treuherzig gesprochenen Worten: „Mein Vater sagt, vor den Advokaten wäre man sogar des Hemdes nicht sicher? Na, den wollt' ich doch sehen, der mir das Hemd vom Leib abstritte!" Beifallsstürme erregt. Im Jahre 1845 versuchte die jetzt in St. Petersburg angestellte Pollert es in Breslau, für dessen Liebling sie mit Recht galt, mit dieser Rolle, und nur die Rücksicht für ihre Persönlichkeit verhinderte den Ausbruch unwilliger Opposition. Es war mir lehrreich, beim Nachhausegehen die härtesten Urtheile über ein harmloses Stück zu vernehmen, welches die ältern dieser Beurtheiler doch so oft erfreut, in welchem Ludwig Devrient, Schmelka und andere, die den Rechnenmeister Grübler zu ihren lustigsten Rollen zählten, doch so gern mitgespielt hatten. Ich fragte mich: woran liegt das? Sind die jungen Tonangeber sittlich und künstlerisch um so viel wähliger geworden? O Gott nein; jauchzten sie doch gestern dem Vicomte von Létorières zu, und werden morgen einer noch unzüchtigeren Komödie zujauchzen. Es ist nur, weil der ehrliche Rautenstrauch in einem Rock vor ihnen erscheint, wie man ihn jetzt nicht mehr trägt. Auf der Bühne thut das Kleid sehr viel; der Zuschnitt des Kleides fast noch mehr, als das Zeug, welches dazu verwendet wurde. Das ist nun

einmal so. Das Publikum läßt sich nicht ändern. Es läßt sich verblüffen, zum Besten haben, täuschen, betrügen, dies alles in seinen wichtigsten Rechten und Ansprüchen. Dagegen was gewisse, oft nichtige, formelle Dinge betrifft, verharrt es in eigensinnigem Trotz; da läßt es sich nicht ändern. Deshalb ändere man jene älteren Stücke, und schneide die neuen so zu, daß sie angenehm in's Auge fallen. Wer das trifft, erwirbt Gelegenheit, gar manchen tüchtigen Gedanken, gar manchen treffenden Tadel einschwärzen zu können, der kaum durchgehen würde, erschiene er nicht in ansprechender Hülle. Ich gebe es zu: es ist dabei etwas vom Handwerk der edlen Schneiderei. Und wie diese fleißig und mühsam erlernt werden will, ist auch dasjenige recht fleißig und mühsam zu erlernen, was an der Theaterschriftstellerei Handwerk ist. Wir haben nun einmal keine altenglische Bühne mehr. Unsere Zuschauer begnügen sich nun einmal nicht mehr mit einem Teppich und einer papiernen Inschrift, vermöge deren sich Julia's Balcon in die Bastion einer belagerten Festung, oder Portia's Brautschaugemach in eine Gasse Venedigs verwandelt. Unsere Scene begehrt wirkliche scenische Verwandlungen. Diese stören, zerreißen, hemmen. Deshalb genügt es nicht mehr, daß ein Stoff dramatisch en gros behandelt wird, er muß auch en détail theatralisch zugeschnitten sein. Und wenn der unsterbliche William heute für Wien oder Berlin schriebe, ja sogar für das heutige London, würde auch er anders „zuschneiden" müssen. Man liest so oft die verächtlichsten Bemerkungen über dieses handwerksmäßige Zuschneiden, als ob es

eine geringfügige Nebensache wäre. Nun, woher kommt es denn, daß die Meisten, welche sich blos an die Hauptsache, an die Poesie halten, mit und an verfehlter Nebensache scheitern? Doch nicht etwa daher, weil sie dieselbe ernstlich verachten? Gewiß nicht, denn sie wünschen ja Nichts sehnlicher als Erfolg. Nur daher, weil sie sich nicht die Mühe gaben, erst Handwerker von Profession zu werden, ehe sie als Bühnendichter vor die Masse traten.

Damit sich nun aber Leute von Verstand, Geschick, Bildung, Fähigkeit entschließen, ihre Zeit und, was noch mehr sagen will, ihre bürgerliche Stellung (die der für's Theater arbeitende Schriftsteller, gegenüber dem Recensententhum, wie es jetzt waltet, stets gefährdet) — jene zu opfern, diese zu beunruhigen, muß ihnen geboten werden, was reichlich entschädigt, was die Mühe lohnt, was mehr einbringt als einige magere Honorare und hie und da einige Tantiemen, über deren Genuß, wenn er nicht gänzlich verkümmert wird, noch tausenderlei Clauseln und Bedingungen schweben. Wer daran gehen soll, seine anderweitige schriftstellerische Thätigkeit zu vernachlässigen und sich mit allem Eifer dem Theater zu widmen, der will denn auch, neben allen Gefahren, die ihm drohen, die Aussicht haben, für seine Zukunft nicht leeres Stroh zu dreschen. Es werden sich schon geistreiche Schriftsteller finden, dem deutschen Theater sein tägliches Brot zu liefern, so gut als sie sich in Frankreich fanden, wenn sie nur so bezahlt werden wie dort; wenn ihnen ihre Autor-

rechte so garantirt werden. Es giebt nichts Einfacheres als nachstehende Bestimmungen:

Von jeder öffentlichen Aufführung innerhalb der deutschen Staaten erhebt die locale Behörde eine Bruttoabgabe mit Zehn vom Hundert. Dafür ist die Direction des Theaters ein für alle Mal jeglicher andern Steuern überhoben und mit der Obrigkeit sowohl, als mit den Autoren völlig abgefunden. Die eine Hälfte dieser zehn Procente gehört der Regierung, der städtischen Administration, was weiß ich? Die andere fließt mit fünf Procent in die Vereinskasse deutscher Bühnenschriftsteller, welche in irgend einer Stadt mitten in Deutschland, nehmen wir Dresden an, unter Controle der obersten Behörde, so wie einiger Autoren, durch Regenten und Staaten sanctionirt, niedergesetzt ist. Die wenigen Beamten dieser Vereins-Kasse werden aus ihr selbst besoldet; dafür könnte allerhöchstens ein Procent von den fünfen darauf gehen. Folglich blieben den Autoren von jeder öffentlichen Darstellung ihrer Arbeiten, mögen es Originale, Uebersetzungen*), Umgestaltungen, Nachbildungen sein — (ästhetische Unterschiede sind hier nicht anwendbar, wofern nur ihr Autorname auf dem Zettel genannt ist!) — vier Procente der Bruttoeinnahme, bestehe dieselbe aus Tausend oder aus Zehn Thalern. Man

*) Gute, verständige, praktisch brauchbare Uebersetzungen sind zugleich Bearbeitungen, und oft recht schwierige; geben mehr zu thun als flüchtige Originale; sollen deshalb honorirt werden — wenn auch nicht mit Lorbeeren.

bedenke, was dies ausmacht! Wer nur drei Repertoirstücke, die den Abend füllen und sich halten, aufgebracht hat, kann von dem Jahresertrag schon existiren, ohne daß Theaterdirectionen zur Großmuth aufgerufen, oder an ihre Schuldigkeit erinnert werden müssen. Wer fortdauernd thätig bleibt, so lange seine geistigen Kräfte es gestatten, braucht eben nicht allzu fruchtbar zu sein, um sich ein kleines Vermögen zu erwerben. Und den Wittwen und Waisen kommt die Einnahme noch zehn Jahre nach seinem Tode zu gute.

Diejenigen Dichter, welche es verschmächen, sich den Bedürfnissen und Ansprüchen des Coulissenzwanges fügen zu lernen; deren Genius zu gewaltig ist (oder zu sein glaubt), um sich durch scenische Verpflichtungen binden und darin gängeln zu lassen, diese werden freilich wie bisher nur für die Lesewelt Dramen schreiben. Von denen dürfte die reale Bühne so oder so nur in seltenen Ausnahmsfällen Vortheil ziehen. Es wird aber auch an solchen nicht mangeln, welche, von mißverstandener Nachahmung Shakespeare's frei, zu dramatischer Concentration geneigt, die theatralische Nothwendigkeit mit ihren hochpoetischen persönlichen Anforderungen möglichst in Verbindung bringen, und äußerliche Formen betreffend bei jenen in die Schule gehen werden, auf die sie vorher wie auf geringe Taglöhner herabsahen. Vorzüglich werden sie sich bemühen müssen zu erlernen, nicht was sie hinschreiben, sondern was sie weglassen, was sie von ihrem Reichthum unterschlagen sollen. Die meisten Lectionen dieser Art sind negative.

Solche Poeten können dann viel thun zur Veredlung der deutschen Bühne, zur Erhebung des Publikums, wenn sie nur erst die Güte haben wollen, sich so weit herabzulassen, daß sie selbst festen Fuß gewinnen, und auf dem Brettgerüste sicher stehen. Man muß die Leute haben, halten, bevor man sie mit sich empor zieht; und wer als Verkündiger des Erhabenen sich Hörer gewinnen will, muß sie erst vertraulich machen, muß ihre Bräuche annehmen, muß unter ihnen wandeln, muß ihre Sprache mit ihnen reden, sonst fliehen sie ihn, anstatt ihn zu bewundern.

Ich wiederhol' es: Damit Dichter sich entschließen, das Bühnenhandwerk zu erlernen; damit geistreiche Schriftsteller in gleicher Absicht sich entschließen, ihre Feuilletons, ihre Correspondenzenartikel, ihre politisirenden Memoiren und dergleichen theatralischen Versuchen nachzusetzen; damit überhaupt recht viele fähige Menschen Hand anlegen, unsere Repertoirs zu bereichern (nicht unsere Bücherschränke), ist es nothwendig, sie durch die Aussicht auf dauernde pecuniäre Erfolge anzulocken; das klingt entsetzlich prosaisch, bleibt jedoch bei den materialistischen Ansprüchen der Jetztzeit nicht minder wahr.

Wem ein Gedicht im vollen Busen keimt und knospt, der wartet nicht auf den Antrag reicher Honorare, um es erblühen zu lassen. Wer aber ein Handwerk erlernen soll, der will im voraus überschlagen, was er als Meister desselben erwerben kann und wird. Sichert den Theaterschriftstellern Deutschlands ihre Zukunft — und die Zukunft wird viele deutsche Theaterschriftsteller aufweisen.

Die wenigsten davon werden eine Generation ausdauern, das gesteh' ich zu; doch „die Gegenwart von einem braven Knaben ist, dächt' ich, immer auch schon was!"

Welchen vortheilhaften Einfluß solch ein frisch erwachendes Bestreben, solch ein Sichzuwenden reger geistiger Kräfte auf die Theaterwelt haben, in welch günstiges Verhältniß diese namentlich dadurch mit vielen ihrer jetzigen literarischen Gegner treten dürfte, — das brauch' ich einsichtigen Lesern wohl nicht auszumalen. Der hohe Bundes-Tag*) kann diesen günstigen Zustand herbeiführen, wenn alle seine Theilnehmer wollen, wenn keiner an der Möglichkeit der Ausführung zweifeln will! Wie lange ist es denn her, daß es noch kein Autorrecht gab den Bühnen gegenüber? Bestohlene Autoren wurden vor dreißig Jahren amtlich befragt, ob unberechtigte Manuscripthändler ihnen das Papier, worauf ein heimlich verkauftes Stück geschrieben stand, entwendet hätten? Und wenn sie zugeben mußten, daß dies nicht geschehen, sondern nur eine bei Nacht und Nebel gewonnene Copie verkauft worden sei, so war Nichts zu machen, weil das Recht geistigen Eigenthums noch nicht genügend anerkannt und festgestellt war. Gott sei Dank, das ist jetzt geschehen, es ist begründet. Weshalb sollte nicht eben so leicht geschehen können, was nur eine natürliche, folgerechte Consequenz davon ist?

Das deutsche Theater leidet daran, daß es nicht (wie Frankreich) eine einzige tonangebende Hauptstadt besitzt.

---

*) Der Bundestag? Gute Nacht! Anm. d. Setzers. 1866.

Es kann gerade daraus große Vortheile ziehen, wenn die Vertreter deutscher Bundesstaaten sich die kleine Mühe geben wollen, Nachtheile in Vortheile zu verwandeln. Ein Stück, welches in Paris durchfiel, ist verloren für ganz Frankreich, vielleicht oftmals nur durch Cabalen, durch momentane Stimmungen. Der deutsche Autor kann in Wien oder Dresden Ersatz erleben für allzu harte Beurtheilung, die ihm in Berlin oder Hamburg zu Theil wurde, und umgekehrt. Das wog für ihn schon längst manche aus staatlicher Absonderung erwachsende Mängel auf, die aber augenblicklich ganz verschwinden, sobald man höheren Ortes dem vernachlässigten Bühnenwesen endlich einmal diejenige Aufmerksamkeit gönnen will, welche es doch verdient; mindestens deshalb verdient, weil es vielleicht dadurch gehoben werden kann.

Geben wir uns denn einmal der sanguinischen Hoffnung hin, es gelinge, Zuwachs an neuen leidlichen Komödieen zu gewinnen — wie sieht es jetzt mit denen aus, welche dieselben darstellen sollen, mit den Schauspielern?

Die Eisenbahnen, deren Segen hoch gepriesen wird, haben der deutschen Bühne keinen Segen gebracht. Durch sie ist das Hinundherziehen so sehr erleichtert, die weitesten Entfernungen sind in kurze Tagereisen zusammengeschmolzen, berühmte Schauspieler sind zu Touristen, alle auf eigenen Erwerb angewiesenen Theaterunternehmungen zu Gasthäusern, ihre stabilen Mitglieder zu Kellnern und Kellnerinnen geworden, welche die stolzen Fremden bedienen und ihnen Kränze auf die Köpfe stülpen müssen. Daß dadurch das letzte Restchen von

Ensemble auseinandergerissen wird, sieht Jeder ein, der Etwas von der Sache versteht. Und auch die leiseste Spur des Anspruchs, den etwa das Publikum noch auf Zusammenspiel hätte machen wollen, verschwindet vor gedankenloser Bewunderung einseitigen Virtuosenthums, über welches man mit vollem Recht Klage führt; wobei aber zu erwägen, daß jene Klagen nicht die Virtuosen (denn diese sind auch im vollen Recht, wie Alle, welche Pfeifen schneiden, so lange sie im Rohr sitzen!), sondern den Zustand des Theaters treffen. Die tyrannischen Solospieler könnten unmöglich ein sonst sprödes Publikum anlocken, wenn im letzteren noch ausgebildeter Sinn für die Seele dramatischer Kunst, für harmonisches Ineinanderwirken lebte. Nur die gänzliche Versunkenheit der Bühne und des Parterres — von den Logen schweigt man ohnedies am liebsten — giebt den flachen Boden für isolirte Künste und Kunststücke. Beide, Bühne und Publikum, sind miteinander, durcheinander gesunken, sinken täglich tiefer, und ziehen in ihren Verfall nach und nach sogar diejenigen Kunstanstalten mit hinab, die bisher als höchstes Muster und Beispiel hervorgeragt. Auch ein geistvoller, energischer, unermüdlich fleißiger und, was viel sagen will, praktisch-tüchtiger Director empfindet, sobald es darauf ankommt Lücken auszufüllen, welche Alter und Tod machten, den allgemeinen Mangel an genügendem Zuwachs, und muß laviren, experimentiren, tergiversiren. Von jeher haben sich die großen Bühnen aus den mittlern, die mittlern aus den kleinern ergänzt. Das Genie (oft nichts weiter als Talent mit seltenem

Glück vereinigt) gestattet eben so seltene Ausnahmen; sonst soll das Talent sich emporarbeiten, von Stufe zu Stufe steigen. So war es. So hätte es bleiben müssen! „Das ist das ewige Gesetz der Welt.“ Wenn nun aber die untern Stufen so niedrig angebracht sind, daß sie tief im Schmutz stecken ..?

Ich will mich so kurz wie möglich darüber aussprechen. Wo Gewerbefreiheit herrscht, hört denn doch die Verpflichtung verwaltender Behörden nicht auf, in irgendeiner Art jene fürsorgende Obhut zu übernehmen, welche sonst durch Zunftzwang ausgeübt wurde. Irgend eine Beschränkung muß sich ermitteln lassen, sollen bei allzu ausgedehnter Concurrenz die Kunden nicht vernachlässigt werden, die Concurrenten nicht haufenweise zu Grunde gehen. Bei Barbieren, Victualienhändlern, Schneidern, Schustern u. s. w. mag solche Beschränkung ihre großen Schwierigkeiten haben, erscheint aber auch nicht besonders wichtig; denn am Ende hängt es doch von einem Jeden ab, seine Kleider bei Pfuschern zu bestellen und sich das Kinn schinden zu lassen oder nicht. Und wenn schlechte Arbeiter sich ruiniren wollen, so hat höchstens die Armenverwaltung drein zu reden, der sie später zur Last fallen. Anders jedoch steht es mit den Concessionen für Theatertruppen; diese dürften in die Gewerbefreiheit nicht mit eingeschlossen sein, wozu es jetzt fast den Anschein hat.

Bei allzu großem Andrang von Studirenden sind wohl zur Abschreckung die Examina (wie z. B. die juri-

stischen) bedeutend erschwert worden, um durch vermehrte Schwierigkeiten den Andrang zu verhindern.

Wer schreckt (was doch weit nöthiger wäre) die jungen Leute ab, die sich zum Theater drängen? Niemand! Im Gegentheil: man ermuntert sie zu diesem leichtsinnigen Schritte, indem man, noch leichtsinniger als sie, die Bewilligungen an reisende Truppen mit vollen Händen ausstreut. Gelegenheit macht Diebe. Reisende Banden machen auch Diebe, die unserm Herrgott die Zeit und unserm Theater die Würde stehlen. Jene Tausende, welche als erbärmliche Pfuscher Deutschlands Gauen unsicher machen, wären ohne dergleichen planlos ertheilte Concessionen etwas Anderes geworden; wären bei „ihrem Leisten" geblieben, hätten weder Anreiz noch Gelegenheit gefunden „drunter zu gehen!" Je mehrere solcher Truppen vorhanden, je größer die Zahl der unberufenen Gesellen, welche sich, ohne jemals Lehrlinge gewesen zu sein, von Zufälligkeiten begünstigt vor- und hier oder dort eindrängen — desto mächtiger die schädliche Rückwirkung auf größere Bühnen! desto unharmonischer, nachlässiger, roher das ganze Treiben! Ist es dann ein Wunder, wenn über solchem kunstlosen Jammer auch eine dürftige, durch schlechte Effekte bestechende Virtuosität als Meisterschaft glänzt und blendet? Wer auf einer geordneten, geistig geleiteten Bühne sich als Gast ehrenvoll behaupten will, der muß sich ihrem Gange fügen, anschließen, sonst steht er vereinzelt da, und man merkt es zu seinem Nachtheil. Wenn Iffland auf Provinz-

theatern gastirte, so nahm er auch bei Solopassagen seiner Hauptrolle gebührende Rücksicht auf das Orchester, welches ihn in Nebenrollen secundirte; er hütete sich sorgfältig, störend einzugreifen, wo er gutes Ensemble fand. Und er fand es überall. Denn die Provinzbühnen waren viel, viel besser als jetzt. Einfach deshalb meist, weil das Material, woraus sie sich bildeten und ergänzten, viel besser, viel bildsamer war. Damals wie jetzt lieferten reisende Truppen ihr Contingent an stehende Provinzbühnen. Aber bei jenen reisenden Truppen hatten jüngere Mitglieder schon Etwas gelernt; hatten schon eine, wenn auch mangelhafte, dennoch meist strenge Schule durchgemacht. Eine Wanderbühne war nicht, wie heutzutage, lediglich auf kleine Nester angewiesen. Sie mußte Mittelstädten, die jetzt stehende, sogenannte „Stadttheater" besitzen, an denen der prunkvolle Titel das wichtigste ist, genügen können. Auch gab es sehr wenige solcher Truppen. Man war vorsichtig bei Ertheilung von Erlaubnissen. Ich kenne eine Provinz, die damals drei concessionirte Gesellschaften zählte, und welcher jetzt an dreißigen nicht viel fehlen dürfte. Da rennen denn faule Jungen und lustige Mädel ihren Herren und Verwandten fort und — sind, werden Schauspieler! Und aus diesem „confluxus canaillorum" rekrutirt sich in raschen Uebergängen das deutsche Theater. Was von diesem Völkchen etwa ein Bischen Talent hatte, ist im verworrenen Gewühl ohne gutes Beispiel, ohne ernste Zucht, der unseligen Richtung vereinzelter Spielerei zugewendet, keck geworden; kommt

eine passende Gestalt dazu, so ist der Künstler fertig. Damit begnügen sich Intendanzen und Zuschauer. Sie müssen wohl, weil sie nichts Besseres zur Auswahl haben. Aber mit den geringeren Ansprüchen, mit den täglich mehr erschlaffenden Forderungen erschlafft auch natürlicher Weise das Pflichtgefühl. Es ist so weit gediehen, daß ein alter Theaterfreund, verirrt er sich in's Schauspielhaus, mit bangem Erstaunen lauscht, ob denn nicht endlich einmal die um ihn her Stehenden unwillig ausbrechen und ihre Unzufriedenheit kundgeben werden? Doch er lauscht vergebens. Die unordentlichsten, lüderlichsten Aufführungen scheinen Allen in der Ordnung, und ihm bleibt nichts übrig, als kopfschüttelnd seiner Wege zu gehen.

Ehe nicht die Quantität des Theatergesindels sich um drei Viertheile vermindert, ist auf keine Purification des vierten Viertheiles zu hoffen. Nur ein Gewaltakt kann retten! Nur die Vernichtung eben so vieler Truppen im Verhältniß von vier zu eins! Nur die Aufhebung stehender Bühnen in allen Städten, die weniger als 50,000 Einwohner haben. Nur die daraus hervorgehende Sicherstellung und bessere Existenz der wenigen geduldeten, reisenden Gesellschaften.

Nur die daran sich knüpfende Belebung wirklicher Freude am seltneren Genusse des Schauspiels, die jetzt einer traurig versumpfenden Uebersättigung gewichen ist! Man muß erst wieder fragen hören: „Werden wir nicht bald einmal Theater hier haben?" Statt daß man jetzt gähnen hört: „Ich gehe in's Theater; es ist zwar schlecht,

doch will der Abend todtgeschlagen sein!" Dieses Todtschlagen ist der Tod des Theaters.

Wenn sich nun, woran ich nicht zweifle, Stimmen erheben gegen diese meine Theorie von reisenden Truppen, so antworte ich: Ihr bedenkt nicht, daß eure jetzigen „stehenden Bühnen" auch nichts Anderes sind. Denn läuft nicht ihr Personal nach Beendigung der Saison alljährlich auseinander? Muß es nicht alljährlich im Herbst erst wieder zusammengetrommelt werden? Kann bei solcher, dem Zufall anheimgestellter Vereinigung auch nur an Ensemble gedacht werden? Eure „stehenden Bühnen," wie ihr sie nennt, weisen alle Uebelstände reisender Truppen auf, ohne einen ihrer Vorzüge darzubieten. Meine reisenden aber, die euch im Sommer verlassen, um kleinere Orte zu erfreuen, kehren im Herbst als ein ungetrenntes, geschlossenes Ganzes zu euch zurück; können euch durch Darstellung neuer Stücke ergötzen, die sie mittlerweile fleißig einübten. Wer das nicht einsieht, muß vom Wesen des Theaters gar keinen Begriff haben.

Dadurch würden auch die Ansprüche gebildeter Hörer wiederum Recht und Muth gewinnen sich zu steigern. Die verderbliche Nachsicht, die Indolenz, welche sich jetzt einer halb barfüßigen Bande erbarmt, würde begründeten und berechtfertigten Anforderungen weichen: Menschendarsteller wenigstens wie Menschen reden zu hören. Die kleinen Landstädtchen würden dann zwar selten und nur ausnahmsweise von reisenden Gesellschaften berührt, das Theater vielleicht Jahrelang entbehren müssen. Das wäre, im Vergleich mit der Gegenwart, für ihre

künstlerischen Anschauungen kein Unglück, für die Kasse geprellter Wirthe ein Glück, für die Schul- und andere Jugend ein wahrer Segen.

Nicht von oben kann die Reform beginnen. Es kann von oben nur Sorge getragen werden, daß sie von unten anfange. Grund und Boden ist zu säubern bevor etwas Gutes erwachsen und gedeihen soll. Theaterschulen ohne Praxis haben sich stets unpraktisch, d. h. nutzlos erwiesen. Gute, ordentlich geführte Wanderbühnen sind die wahren, lebendigen Theaterschulen, weil sie zugleich Lebensschulen sind. Ihre Resultate reichen bei uns von Schröder und Eckhof über Ludwig Devrient bis Seydelmann, zwischen und neben denen ein langes Verzeichniß minder berühmter, nicht minder verdienstreicher Namen zu füllen wäre. Hoch hervorragende Künstler, große Meister braucht das deutsche Theater nicht unumgänglich nöthig zu seiner Wiedergeburt. Schön, wenn der Himmel sie sendet — leider thut er es selten ohne Gefahr für's Ganze. Was wir brauchen, was wir haben müssen, soll es nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts überhaupt noch Etwas wie ein deutsches Theater geben, das sind geschulte, fleißig eingeübte, im Ganzen aufgehende, ihm redlich dienende Schauspieler, die ihr Handwerk im edleren Sinne des Wortes verstehen. Und diese gewinnen wir nur aus anständigen, geregelten Wandertruppen, aus den zünftigen Schulen für's Handwerk.

Auch diese Angelegenheit, mit jener der Autoren zugleich, kann nur geordnet werden, wenn die Staats-

verwaltung sie ihrer Aufmerksamkeit würdigt, und sie im Großen, Allgemeinen pflegt. Ist sie dieser Pflege nicht werth? —

Nun endlich das Publikum!

Wer ist das Publikum? Beaumarchais' beleidigende Frage: Combien faut il de sots pour faire un publique? hat viel Wahres. Hübscher und humaner drückte einmal Grillparzer es aus, als er sagte: „Es ist doch curios: wenn man mit den Einzelnen spricht, hört man selten 'was Gescheidtes über's Theater, sowie aber Tausend beisammen sind, haben sie Verstand!" Man kann das vox populi, man kann die Berechtigung der öffentlichen Meinung nicht naiver, nicht liebenswürdiger bezeichnen. Aber unser deutsches Theaterpublikum muß erst wieder Gelegenheit finden streng zu sein. Es muß erst wieder begreifen lernen, worin die nächstliegenden Pflichten des Schauspielers bestehen, ehe es sich entschließt, diejenigen von den Brettern zu jagen, die ihre Schuldigkeit verabsäumen. Es muß erst wieder in den Besitz jener Rechte gelangen, welche Schlendrian und Gemeinheit ihm nach und nach entwunden haben, damit es den faulen Schauspieler, den Helden der Kaffee- und Bierhäuser, den eitlen Müssiggänger entweder durch unerbittliche Härte zu seiner Pflicht zurücktreibe, oder ihn zwinge den Platz zu räumen. In der Macht des Zuhörers liegt es, sich sein Recht zu verschaffen. Er sei dankbar für Fleiß und Eifer, nachsichtig gegen bescheidenes, schüchternes Streben, aufmerksam auf Nachlässigkeiten, schonungslos bei nichtswürdiger, frecher Anmaßung.

Dann wird er schon einen wichtigen Theil der Reform befördern und ausüben helfen! Denn mit den kleinsten, mäßigsten Talenten kann bei einsichtiger Leitung und fleißigem Willen Aller ein Zusammenspiel erreicht werden, welches auch dem eigensinnigsten Kenner angenehme Abende bereitet. Das zeigt uns jede französische Truppe, die, oft aus elenden Schauspielern zusammengewürfelt, in dieser Beziehung manches theuer bezahlte Personal großer deutscher Bühnen überbietet. Blos deshalb, weil diese Leute gewöhnt sind, vor ihrem Parterre zu zittern, weil sie wissen, sie werden erbarmungslos ausgepfiffen (wie ich in ähnlichem Fall den Liebling der Pariser, Potier, auspfeifen hörte), sobald sie sich nur einige Mal versprechen. Wie dann eine französische Truppe in Deutschland stabil wird, läßt sie nach. Das böse Beispiel corrumpirt sie. Die Berliner Gesellschaft des Herrn Delcour gerieth binnen wenigen Jahren auf deutsche Sprünge, und das Ensemble wurde schwächer.

Daß auch mit deutschen Schauspielern dritten und vierten Ranges derlei Gesammtwirkungen bei redlichem Wollen bald zu erreichen, daß die Zuhörer dadurch zu gewinnen, für ein feineres Urtheil zu erziehen sind, ist dem Verfasser dieses Aufsatzes aus Erfahrung bekannt. Fest gelernte, fleißig eingeübte, rund zusammengehende Darstellungen bilden ein sinniges, aufmerksames, gerechtes Publikum heran; dieses fördert wechselwirkend dramatisches Leben und haucht ihm Seele ein: — Das Zusammenspiel. Eines besteht nicht ohne das andere. Wer hielte es nicht unter seiner Würde, jene Strolche auszu-

pfeifen, die jetzt in deutschen Landen von Ort zu Ort zigeunern? Lieber schenkt man ihnen ein Almosen. Erst schafft uns anständige Truppen, dann wollen wir mit ihnen rechten. Anständige Truppen aber können nur bestehen, nachdem die unanständigen beseitigt sind. Sie müssen freies Feld gewinnen, um Nahrung zu finden.

Daß zugleich mit den kleinen und vielen vegetirenden größeren Banden alle — ich sage: alle Sommertheater, Arenen, Tivolis, Elysiums und wie das Elend heiße, unterdrückt werden müssen, soll Hilfe kommen, darüber, denk' ich, sind sämmtliche Kenner der Sache einig. Wer diese Ansicht etwa nicht theilen sollte, gegen den vermag ich nicht zu streiten; dem ist das Theater ein unbekanntes Land. Diese Anstalten demoralisiren das Theater eben so sehr als die Darsteller durch sie demoralisirt werden. Hätte die bisweilen laut gewordene Behauptung Grund, daß nur durch solche Nachgiebigkeit gegen das Kneipenpublikum manche Directionen sich zu halten vermögen — nun, so sollen diese Directionen untergehen, und mit ihnen meinetwegen das ganze deutsche Theater; dann ist nichts mehr daran verloren. Wenn die Theilnahme für dramatische Kunst nur noch durch Tabaksqualm und Bier aufgefrischt werden kann, so hole der Teufel diese Kunst und diese verächtliche Theilnahme, beide miteinander! Durch das bei Sonnenlicht Zurschautragen theatralisch-modernen Flitterstaates und geschminkter Angesichter; durch dieses abscheuliche Zerreißen des mystischen Schleiers, der die Coulissenwelt früher von der Wirklichkeit trennte, ist der letzte unentbehrliche Zauber theatra-

lischer Täuschung, poetischer Phantasie geschwunden; die nackte Dürftigkeit steht in voller Blöße da, ist der Geringschätzung des Pöbels preisgegeben, — wohlverstanden auch des Pöbels, der Glacéhandschuhe und lakirte Stiefeln trägt.

Der Schauspieler muß erst wieder in der öffentlichen Achtung steigen, die er bei Klügeren und Besseren verscherzt hat, seitdem er einstmalige Vorurtheile wider seine Stellung beseitigt wähnt. Seine Rehabilitirung in der Gesellschaft hat der guten Sache der Kunst schlechte Früchte getragen, und was Einzelne für sich eroberten, ging der Allgemeinheit als solcher verloren. Es wird sich wiederfinden, sobald nicht fürder einem Jeden, einer Jeden gestattet ist sich Schauspieler zu nennen; sobald die Anzahl mittlerer und kleiner Bühnen beschränkt ist, und ihre Unternehmer bessere Auswahl treffen können; sobald man weiß, es gehört Etwas dazu, auf- und angenommen zu werden; Etwas mehr wie jetzt, wo die meisten Prinzipale nicht gewissenhafter zu Werke gehen, als John Falstaff bei Musterung seiner Rekruten, und auch nicht so witzig wie jener.

Es ist nicht wahr, daß es an tüchtigen Männern mangelt, die sich der Führung mit Lust annehmen, und in wohlregierten Truppen brave Mitglieder aufziehen würden. Arbeiten sich doch durch die gegenwärtige Wildniß Einzelne, allen Hemmnissen zum Trotz, mit männlicher Kraft. Der talentvolle Dichter Hermann von Bequignolles, ein Günstling Leopold Schefer's, hat seiner Vaterstadt Liegnitz, wie dem größeren Görlitz bewiesen,

daß es noch aufopferungsfähige Direktoren giebt. Man ebne ihnen die Bahn. Man vertilge die Banden; man öffne den anständigen reisenden Gesellschaften die fälschlich also genannten stehenden Bühnen der Mittelstädte, indem man diese aufhebt.

Daß die durch Regenten unterstützten (auch kleineren) Hoftheater von dieser „Aufhebung" ausgenommen sind, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Diesen ist ja schon gesichert, was wir den übrigen erst erringen wollen — die Möglichkeit der Existenz. Und was gut geleitete Theater auch in minder großen Residenzen für wohlthätige Wirkungen weithin durchs Land verbreiten können, indem sie das deutsche Theater ehren, davon haben wir ein erfreulich aufmunterndes Beispiel erlebt, als die Universität Jena von ihren Jubelfest-Doctordiplomen eines an Eduard Devrient zu verleihen sich angeregt fühlte. Diese Nachricht lächelte wie ein Lichtblick durch die Finsterniß, in welche der deutsche Theaterfreund sich gehüllt weiß. Aber außer diesen durch fürstliche Zuschüsse gedeckten Theatern — in Mittelstädten keine stehende Bühne mehr! Wie lange ist's denn, daß wenige Truppen zwischen Breslau, Königsberg, gar Berlin wechselten? Man lese die Verzeichnisse ihrer Mitglieder durch; man wird staunen. In Lessing's Briefwechsel lassen sich lehrreiche Beziehungen nachweisen, die hier nicht erörtert werden können. Wir wollen Städte wie Königsberg und Breslau ihrer stehenden Bühnen nicht berauben; doch könnt' es beiden

nicht schaden, wenn an kleineren Orten etwas bessere Vorbereitungsanstalten für sie da wären.

Fruchtbare Schriftsteller, bühnengerecht arbeitende — weil sie gut bezahlt,

Fleißige, geübte Schauspieler — weil sie gut geschult sind;

Empfängliches, strenges Publikum — weil es sich der Bühne aufmerksamer zuwenden lernte.

Es ist wahrlich keine Hexerei. Es braucht nur aus dem Gewölk des Idealen, aus der Phraseologie kunstkritischer, doctrinärer Abhandlungen auf den Erdboden der Realität herabgestiegen und ein energisch durchgreifender Beschluß gefaßt zu werden!

Wie ein auf solchem Wege sich allmählich regenerirendes deutsches Theater neben und mit der modischen Oper bestehen könne, das ist denn eine sehr bedenkliche Frage, deren Lösung wir nur ahnen, insoferne große Städte (nach Wiens lehrreichem Beispiel) recitirendes Drama und Oper entschieden zu trennen, mittlere und kleine jedoch der großen Oper gänzlich zu entsagen den Muth fassen. Jene anspruchlosen Zeiten, wo ein Fleck den Vater in Gotters und Georg Benda's Oper: „Romeo und Julia“ gab; wo eine Bethmann auf derselben Bühne als Susanne in Mozart's Figaro, als Stuart und als Fanchon; wo eine Eigensatz als Marie im Gretry'schen Blaubart und als Sena in Salomo's Urtheil bewundert wurden; wo ein Rebenstein Mehül's Josef und Gluck's Orest neben Schiller's

Max und Carlos; wo ein Anschütz den Don Juan neben Wallenstein und Posa stellte; wo unser Dr. Ed. Devrient, während er Rossini's Barbier sang, sich auf den Egmont vorbereitete; wo Mosevius heute Cherubini's Wasserträger, morgen Heinrich v. Kleist's herrlicher Kottwitz (und beides vortrefflich) war; wo Ludwig Löwe als Paul in der Schweizerfamilie Jubel erregte; wo La Roche die Belagerung von Korinth siegreich mitmachte; wo Amalie Haizinger der Prinzessin in Aubers Schnee dieselbe Gerechtigkeit erwies, wie der Prinzessin Eboli . . . ach, sie sind längst verklungen, sie kehren nicht wieder. Nun schreien singen, nun brüllen siegen heißt; nun Rigoletto, Nebukadnezar, Hernani, mit Rienzi und Johann von Leyden um die Wette rasen — nun reicht eine Lunge für zweierlei Fächer nicht mehr aus. Wir wagen nicht zu behaupten, jene Künstler wären bedeutende Sänger gewesen, mit dem Maßstab höchster Technik zu messen. Wenigstens nicht alle. Aber lieber waren sie uns immer, als viele unsinnig bezahlte Stimmen-Phänomene, die jetzt spectakuliren. Mehr Sinn, Verstand, Gefühl athmete in ihrem Vortrage. Und den besonnenen Ansprüchen des Publikums gemäß vermochten auch damals Mittelstädte eine beliebte Oper neben einem gediegenen Schauspiel zu ernähren, was jetzt nicht mehr zu erschwingen ist. Jetzt muß eins dem andern weichen. Und weil wilde Gurgeleien mehr sinnlichen Eindruck machen, weil Herren und Damen „auf hohem Balcone" dadurch zu denken nicht belästigt

werden, ist es natürlich das arme recitirende Drama, welches überall den Kürzeren zieht.

Um gerecht zu sein, werde noch zugestanden, wie die Oper einen nicht abzuleugnenden Vorsprung hat dadurch, daß sie wenigstens einige Vorbildung verlangt; daß ein Sänger doch Etwas gelernt, daß er seine Partie inne haben, daß das Ganze „zusammengehen" muß — während beim recitirenden Drama von all' diesen Requisiten fast keines mehr gefordert, folglich auch nicht mitgebracht wird. Theilweise liegt es also an den Direktionen, durch Eifer und Fleiß dem Drama dieselbe Rundung zu geben, welche jede Oper braucht. Verwenden sie nur halb so viel Zeit und Mühe darauf; trachten sie mit ausdauerndem Ernst danach, daß ein harmonisches Ensemble auch durch Redner sich bilde (nicht blos durch Sänger), so werden sie diejenigen Theaterfreunde wieder an sich ziehen, sich gewinnen, die dem Besuch ihrer Vorstellungen jetzt entsagen. Und endlich wird auch die Masse wieder spüren, daß ein Unterschied waltet zwischen rohem hergelaufenem Volk, welches, auf die Apathie der Hörer trotzend, dem Vorschreier nachzuschreien versucht, was es vorher kaum überlas; und zwischen fleißigen Mitgliedern, die gewöhnt sind, ihre Rollen zu wissen, die dadurch für manche Mängel entschädigen. Ein festgelernter, in einander klappender Dialog, sei er auch von Anfängern gesprochen, verfehlt nie seine günstige Wirkung. Darum, liebes deutsches Publikum im Süden wie im Norden, groß oder klein, erwache aus Deiner Lethargie; beginne

Du die Reform der Bühne, indem Du jeden von den Brettern pfeifſt, der die Achtung für Dich und die Kunſt ſo frech mit Füßen tritt, daß er, ſeiner Rolle nicht ſicher, vor Dir zu erſcheinen wagt. Du wirſt anfänglich viel zu pfeifen haben! Werde nicht müde — und laß Dich um Gottes Willen nicht vom falſchen Mitleid beſchleichen. Denn daß die Schauſpieler manchmal nicht Zeit hätten ihre Rollen ordentlich zu lernen, iſt — experto crede! — eine unverſchämte Lüge. Wer ernſtlich will, lernt die ſtärkſte Rolle über Nacht, wenn es ausnahmsweiſe ſein müßte. Wer es aber nicht ernſtlich will, lernt ſie auch in vier Wochen nicht. Und ein ſolcher mag hingehen und Steine an der Landſtraße klopfen oder ſonſt eine ſeinen Nebenmenſchen einigermaßen nützliche Beſchäftigung treiben!

Verſchiedene Anſichten.

Der Knabe.

Er trägt ſeine Groſchen feſt in die Hand geklemmt, zitternd vor Sehnſucht, Ungeduld und Erwartung dem Schauſpielhauſe zu. Zwei Stunden, ehe die Kaſſe eröffnet wird, ſteht er vor der Thüre im dickſten Gewühl. Was ſie um ihn her ſprechen von alltäglichen Dingen, von gewöhnlichen Ereigniſſen, klingt ihm wie Entweihung. Er begreift nicht, daß dieſe Menſchen für etwas Anderes Sinn haben, von etwas Anderem reden können, als von dem Schauſpiele, welchem beizuwohnen

sie sich einfanden. Jeder Scherz dünkt ihm profane Lästerung. Seine Stimmung ist eine begeisterte und fromme. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht er den Aeußerungen, die seine Nachbarn laut werden lassen über einzelne Mitglieder des Theaters. Doch entsetzt wendet er sich ab, wenn etwa tadelnde, oder gar frivole Bemerkungen vernehmbar werden. Für ihn ist jeder Schauspieler, jede Schauspielerin Gegenstand bewundernder Achtung. Wer berufen ward, die erhabenen Gestalten der Poesie auf der Bühne zu verkörpern, hat ja — das ist des Knaben fester Glaube — Ansprüche auf unbedingte Verehrung zu machen. Dennoch reden diese Zuschauer von Künstlern, als ob Künstler eben auch nur Menschen wären, wie Andere? Ja, von Manchen reden sie Uebles. O, das ist empörend! Ihr verdient gar nicht, denkt er, daß Euch Einlaß gewährt sei durch jene schmale Pforte, die sich — ach noch immer nicht öffnen will!

Das Geräusch nimmt zu, das Gewühl wächst, die Schläge der Thurmuhr dringen nicht mehr durch. Naht sich denn nicht endlich die ersehnte Stunde?

Siehe, da drängt sich ein Mensch durch die Masse, von unscheinbarem Aeußeren, den meisten Anwesenden gleichgiltig oder unbekannt, dem Knaben von jeher Gegenstand höchster Aufmerksamkeit; denn es ist der Zettelträger; es ist der gewaltige Zauberer, der alltäglich mit den ersten Morgenstunden die Gassen durcheilt und an gewisse bevorzugte Ecken jene verhängnißvollen Blätter klebt, auf denen die Titel der zu spielenden Stücke, auf denen die Namen der Darstellenden prangen. Es ist

ein wichtiger, ein großer Mann, der kleine schiefgewachsene Herold Melpomenens und Thalias, mit seinem linken Arme voll Proclamationen, mit seinem Kleistertöpfchen in der Rechten. Heute zwängt er sich zur ungewöhnlichen Zeit zwischen die wogende Menge, und ehe die Harrenden sich's versehen, pappt an der noch immer nicht geöffneten Eingangsthür ein bedrucktes Blatt, worauf zu lesen steht: — (denn als der Knabe ein Knabe war, galt es für unziemlich, das Publikum erst im allerletzten Augenblicke zu enttäuschen!) — worauf zu lesen steht: „Wegen Krankheit der Madame X. kann die für heute angekündigte erste Aufführung der neuen Tragödie nicht stattfinden. Es werden drei kleine Stücke gegeben."

Murrend, schimpfend, lästernd verlaufen sich die Lesenden. Bittre Anklagen wider Madame X. werden laut; vernichtende Beschuldigungen erklingen höhnend aus den sich zerstreuenden Gruppen. Der Knabe wüthet über solchen Frevel, doch er muß die Wuth in sich verschließen. Von der Thüre wankt und weicht er nicht; sein Legegeld bleibt in der krampfhaft geballten Faust. Bald steht er allein. Außer ihm ist kein Schaulustiger mehr vorhanden, die Eröffnung der Kasse abzuwarten. Dennoch stürzt er, wie sie nun erfolgt, eiligst hinein, als ob er Etwas zu versäumen hätte! Eine gute halbe Stunde hindurch ist er der Einzige im großen, kühlen, dunklen Parterre. Er ist so selig! Es riecht so himmlisch nach schlechtem Lampenöl; es dämmert so geheimnißvoll im leeren Hause! So still ist's. Man hört jeden Tritt hinter dem Vorhang auf der Bühne. O welches

Glück: das sind die Stimmen einiger Schauspieler, die laut miteinander scherzen. Man versteht, was sie reden. Nicht gerade Perlen der Weisheit fallen aus ihrem Munde, doch den Knaben durchschauert jede Silbe mit Wonne. Nur ein Gram stört noch sein Entzücken, ein Gram, entsprungen aus der furchtbaren Besorgniß, daß sich außer ihm kein Zuschauer weiter einstellen dürfte? daß man für ihn allein schwerlich spielen wollen, daß man ihn zwingen werde, sein Legegeld an der Kasse zurück zu nehmen! Gräßlicher Gedanke!

Doch nein, so schlimm geht es nicht aus. Nach und nach finden sich etliche wirkliche lebendige Personen ein, die mit schnöden Witzen aus der Helle des heißen Sommertages in die „dumpfe Höhle" kriechen. Endlich kommt auch der Lampenputzer zum Vorschein und verbreitet spärliche Beleuchtung. Gähnende Musiker betreten den Orchesterraum und schwatzen laut, ohne Rücksicht auf die Anwesenden, die sie spöttisch zählen, und deren Gesammtheit sie Alles in Allem auf siebzehn Seelen bringen. Nun wird das Zeichen gegeben zum Beginn der Symphonie, die bald herabgekratzt ist — und der Vorhang hebt sich.

Der Knabe sieht und hört — die Besten, die damals zu sehen waren, die unübertroffen blieben. Sie zeigen weder Unmuth noch Gleichgiltigkeit; sie entfalten ihre reichen Gaben so warm, so eifrig, wie wenn es vor dem größten Zuhörerkreise geschähe; sie erwärmen das mittlerweile zu einem halben Hundert angewachsene Publikum. Lauter, begeisterter Jubel dringt zur Bühne empor; und

der Knabe kehrt nach beendigter Vorstellung heim, voll der Freude dessen, was er empfangen, und glücklich in dem Bewußtsein, daß ein Schauspieler ihn bemerkt, von den Brettern herab sein rasendes Applaudiren belächelt habe! — Freilich hieß der Lächelnde Ludwig Devrient.

Der Jüngling.

Er hat es durchgesetzt. Er ist Schauspieler geworden. Auf der Bühne darf er umherstolzieren, auf der seit Jahren die ersten deutschen Meister glänzten. Viele sind abgestorben, weggezogen seither. Aber noch lebt der alte Maximilian Scholz, Fleck's berühmter Nebenbuhler, und flößt immer noch Ehrfurcht ein, trotz des Verfalls seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Auch wirkt der edle Anschütz dort, und ehrt durch sein würdiges Streben sich und den Raum in dem er waltet. Es theilen sich Schmelka und Stavinsky in die Gunst der heiteren Muse. Das Ganze aber schwankt schon auf schwachem Grunde; es ist nicht mehr die sonstige Weihe, die das dürftige kleine Haus zu einem Schauplatz ersten Ranges machte. Man spricht viel von dem Bedürfnisse eines Neubau's, — größerem Umfang, — prachtvoller Ausstattung. Die Fortschritte der Zeit haben in ihrer Hast auch das Theaterleben ergriffen, reißen es mit sich. Was zünftig daran war, was Lehrlinge, Meister, Gesellen sonderte, was die „Komödianten" von der Welt abtrennte, und sie auf sich, auf traulich-artistisches Zusammensein hinwies, — all' dies ist weggefallen, ist abgestreift worden wie unwürdiger Zwang. „Komödiant"

gilt für ein Schimpfwort. „Menschendarsteller, Mime“ soll es nun heißen. Innerliche Begeisterung hat äußerlichen Eitelkeiten weichen müssen. Der Jüngling findet nicht, was er hinter den Coulissen suchte; und leider, bald sucht er gar nicht mehr, was er noch Gutes finden könnte.

Er begann zu zweifeln an den Künstlern, er lernte zweifeln an der Kunst; bald verzweifelte er an sich. Und der Leichtsinn mischt sich in's Spiel, frühe Reue giebt wilder Thorheit Raum, der fromme Glaube flieht.

Auch die Bühne kann zum Tempel werden, auch der Schauspieler kann ein Priester sein; doch nur so lange, als er das wahrhaft Göttliche will; nur so lange er kindlich glaubt. Mit dem Unglauben stellt sich der Götzendienst ein, aus der Heuchelei entsteht die Lüge, und die Lüge ist der Fluch.

Dieser Fluch belastet die Erde, er bedrückt auch die Kunst, er trifft am schwersten die Theaterwelt. Er entzieht gute Anlagen und nützliches Geschick dem Ganzen, daß sie sich nicht mehr unterordnen und fügen; er treibt vereinzelte Selbstsucht aus Unrath hervor; fördert neidisch-eitlen Egoismus, dem es nicht anders ergeht, wie den in künstlicher Hitze aus Mist getriebenen Gewächsen: sie bringen ein Mal nothreife unvollkommene Früchte ohne würzigen Saft, — und blühen dann nicht wieder. Solche Bäume erleben keinen gesunden Frühling mehr.

Der Jüngling wähnte in ewig grüne Haine zu treten. Er irrt durch dürre Hecken, durch dornichtes Gestrüpp. Wo aus dunklen Büschen feurige Augen

locken, wo weiche, weiße Arme ihm zuwinken, da zischen auch Schlangen, da drohen Skorpione, da fletschen Eifersucht, Bosheit, Gemeinheit ihre Zähne. Er weiß sich weder Hilfe noch Rath, und er taumelt rathlos, hilflos — leichtsinnig fort.

Der Mann.

Der Mann empfindet schwer was der Jüngling verschuldet, muß dafür büßen. Alle Kränze sind entlaubt, alle grüne Hoffnungen sind verwelkt und abgefallen. Nur die kahle, leere Wirklichkeit umgiebt ihn. Keine Täuschung mehr! Auch nicht die letzte, momentaner Aufregung. Keine Freude mehr am Erfolge! Keine Achtung, wehe! keine Spur von Achtung mehr vor dem Durcheinander vielsinniger Köpfe, die man Publikum nennt, wenn ihrer tausend beisammen sind; die einzeln, Kopf um Kopf betrachtet, wenig Beruf zeigen, richtende Stimmen zu führen. Wen soll der Mann verehren, der arme Mann, dem Kummer und Sorge schon das Haar bleichen im Getriebe der Bühnenwelt?

Soll er die Vorstände hochachten, die ihn als Mittel für ihren Zweck, als Taglöhner für ihre Kasse betrachten? Die ihn laufen, die gleichgiltig ihn verhungern lassen, wenn er ihnen nicht mehr zusagt? Die vielleicht weder lesen noch schreiben können, aber triumphirend ihm zuschreien: „Versteh' ich dafür doch, was Du nicht verstehst; kann ich doch rechnen?“

Soll er seine Collegen verehren und lieben, die nichts Wichtigeres zu thun haben, als ihn zu verfolgen, zu

beneiden, zu verleumden, wenn es ihm irgend einmal glückt und erträglich geht? Ihn auszulachen, ihm den Rücken zu kehren, barfüßige Handlanger der sogenannten Literatur hinter ihm her zu hetzen, wenn es ihm mißlingt? Die ihn hassen, desto giftiger hassen, je zärtlicher sie sich gegen ihn betragen, je mehr Dank sie ihm zu entrichten hätten für manche Gefälligkeit?

Soll er die Kritik schätzen und anerkennen, die ihm in schlecht oder gut (gleichviel!) geschriebenen Abhandlungen Zeile für Zeile darthut, daß sie selten von der Sache Etwas versteht; daß sie bei den sublimsten Redensarten oft nicht weiß, um was es sich eigentlich handelt?

Soll er das Publikum .... hu hu, „da unten aber ist's fürchterlich!“ Armer Mann, Du hast Dir wohl eingebildet, Du wärest ihnen lieb und werth geworden? Du hast alle Kräfte aufgeboten, ihnen zu genügen. Sie schienen Dein Bemühen anzuerkennen; sie jauchzten Dir zu. Gestern ihr Liebling, heute von einem erbärmlichen Farceur und Gaukler überboten, morgen vergessen .... zieh' hin, und suche Dir anderswo Dein mageres Futter! Sie wissen längst nicht mehr, daß Du ihnen kürzlich Thränen der Rührung entlocktest. Weine selbst, armer Mann, statt Andere weinen, — lächle selbst, statt Andere lächeln zu machen; aber lächle weinend über Dich!

Jeder Mensch ist zu beklagen, der ohne Lust und Freude den Pflichten obliegt, die ihm und seinen Angehörigen den magern Bissen Brodt erwerben sollen. Zwiefach beklagenswerth ist der Unglückliche, der ohne Lust und Freude daran das Geschäft hat: Anderen Lust

und Freude zu bereiten; der, auf die Galeere des Theaters geschmiedet, rudert und rudert im flachen, öden, unermeßlichen, trüben Gewässer grauer, trübseliger Nothwendigkeit.

Der Mann bei Jahren!

Hast Du auf dem Marktplatze jenen Herumtreiber gesehen, der possierlich angekleidete Hunde nach einer verstimmten Drehorgel tanzen ließ? Die Musik belebte seine vierbeinigen Tänzer nur zum Schein; die lange Peitsche blieb die Hauptsache. Einige jüngere Hündchen machten das Ding lustig genug, hielten fröhlich aus; ja, ihre bunten Jacken schienen vielleicht ihnen zu gefallen. Doch ein bejahrtes Thier war dabei, ein weißer, vielerfahrener, alternder Hund. Wie traurig sah der darein! Wie gern hätte der die Narrenhülle abgeworfen! Wie gern sich unter die freien Hunde gemischt! Er schämte sich, daß er noch mittanzen mußte. Ach, wäre die Peitsche nicht gewesen .... !

Der Greis.

Er hat sich losgerissen, der alte Mann. So rasch die Füße, die wunden, ihn tragen wollten, ist er entflohen und weit — weit von den Idealen seiner Knabenjahre hat er ein Asyl; spät, sehr spät hat er ein Ziel für das Restchen geistiger Wirksamkeit gefunden. Zuerst, als Blut und Schweiß unfruchtbarer Leiden und Mühen noch nicht abgewischt waren, schauderte er, wenn er reden hörte von dem Tummelplatze verworrener Nichtigkeiten,

den sie Theater heißen; der ihm dereinst die Welt schien; den er jetzt für ein Tollhaus halten wollte.

Allgemach hat er sich beruhiget. Die rothen Flecken von Marter und Qual sind verblichen; freudige Bilder nehmen wieder Farbe an, treten wieder als Gestalten hervor. Auch der Greis feiert noch Stunden der Jugend. Wenn er müde von der Gegenwart sich Ruhe gönnt, in vergangene Tage sich zurück träumt; wenn er sich in liebe, alte, reine Entzückungen versenkt .... dann bevölkert sich die Einsamkeit um ihn her, und er lebt wieder mit Denen die ihm Leben brachten; lebt wieder in und mit unsterblichen Erinnerungen.

Iffland, der oft verkannte, der unerreichte große Meister, der tüchtige Deutsche, der deutsch und treu Gebliebene, da französischer Zwang uns knechtete ... er tritt hervor und schilt den Greis: „Man dürfe nicht das Kind mit dem Bade verschütten; und die Kunst bleibe doch Kunst, wenn gleich ....“

Wir sind auch noch da! ruft Ludwig Devrient, dem drei Jünglinge folgen: Eduard, Karl, Emil. Wir gehen mit dem Onkel, sagen sie zu ihren Eltern; wir folgen dem Onkel Ludwig!

Wer ist jener bekränzte Mann im hohen Bildersaale? Wer giebt ihm das Recht zu Correggio's Ausspruch: anch' io? Ah, es ist auch ein Ludwig: es ist Ludwig Löwe.

Und Pius Alexander Wolff entsteigt seinem Grabe in Weimar, winkt Iphigenien — Iphigenie aber ist

Amalie Malcolmi, seine Gattin, und er ist Orest, und sie reden von Schiller und Goethe, mit denen sie lebten, von denen sie geliebt wurden.

Mit feinem Lächeln das kluge Haupt wiegend, nähert sich La Roche: „Stamme auch noch aus dem Urwald; sah die letzten Kronen im Abendschein; bin der letzte Mohikaner!"

Zwei Sophieen zeigen sich. Bei ihrem Anblick, beim Klange dieses Namens ertönt ringsum der Sprache Wohllaut, die Macht der Rede, die Wundergewalt beseelten Wortes. Sophie Schröder — Sophie Müller! —

Und jetzt erscheinen dem Greise: Wilhelmine Schröder, Fanny Elßler, Henriette Sontag. Henriette, die Du deutscher Gesangskunst Zauber in Frankreichs, Englands Hauptstädten zur Geltung gebracht; unnachahmliches Lieblingskind heitrer und ernster Musen; entsteige, mit allen Reizen geschmückt dem Sarge, dem sie Dich in Mexikos Wildnissen anvertrauten! — Wilhelmine, nicht umsonst zogen die Namen „Schröder-Devrient" vor Dir her; nicht umsonst warst Du Deiner Mutter Tochter. Als Sängerin warst Du eine große Schauspielerin. O nur noch ein Mal lasse mich vernehmen, Leonore-Fidelio, den Sphärenklang: „Du armer, Du armer Mann!"

Und Du Fanny! Aus der Frivolität nichtiger Umgebungen erhobst Du Dich siegreich, ein unvergeßliches Vorbild zu werden für Wahrheit und Natur im Gewande vollendeter Künstlerschaft. Der Name Fanny

Elßler bleibt im Gedächtniß des Greises neben den Namen, deren Trägern er die herrlichsten Stunden verdankt. Erwecke sie alle! Nur noch einmal, Esmeralda, bilde mit sicherer Hand Dein „Phöbus," daß er strahle, Phöbus-Apollo, daß von seinem Lichte verklärt, der Greis wieder deutlich schaue, was jetzt wie im Nebel vor den matten Augen vorüber zieht; daß er sich daran erlabe, erfrische; daß er wieder ein Knabe werde voll seliger Begeisterung, ehe des Todes Hand ihm die Augen schließt! Daß er sterbend flüstere, und versöhnt: „Ach, es war doch schön!"

Und Ihr Wenigen, die Ihr heute noch festhaltet am Theater in unserem Sinne; denen die Bühne noch etwas Anderes bedeutet, als nur ein Brettgerüst, aufgeschlagen zur Ausfüllung müssiger Abendstunden, zur Befriedigung gähnender Langweile! — Dauert aus! Bleibt getreu! Haltet fest — bis an's Ende!

Karl Maria von Weber.

(1854.)

Im „kleinen Rauchhause" war kein Platz mehr; auch nicht das kleinste Stübchen leer. Die Wirthin, die mich in gutem Andenken behalten, weil ich vor zwei Jahren einen bei ihr angebundenen Bären von Breslau her mit vierundzwanzig Thalern richtig und ehrlich gelöset, bedauerte gar sehr, mich von ihrer Thüre weisen zu müssen, wollte mich so viel wie möglich in ihrer Nähe behalten,

und deshalb schickte sie mich „zum goldenen Hirsch" ihr gerade gegenüber. Dort wimmelte es zwar auch von Studenten, — denn im Jahre zweiundzwanzig gehörte eine Lustreise nach Dresden zu den Herbstferien des deutschen Burschen. Wer nur einige wenige „Spieße" auftreiben konnte, pilgerte nach Elb-Florenz; und wer gar nichts hatte, machte sich um desto gewisser auf den Weg, weil er sicher war, dort Bekannte zu finden, bei denen gepumpt werden konnte. Und fand Einer keinen Bekannten, oder fand er die Bekannten ohne Mittel, so pumpten sie vereiniget einen Unbekannten an. Diese Ehre widerfuhr auch mir von den Mitbewohnern des goldnen Hirsches. Ich war ein Mann, dem es auf eine Hand voll Geld nicht ankam. Theatersecretair und Theaterdichter bei'm Königl. priv. Nationaltheater in Breslau mit Dreihundert Thaler fixem Gehalt; Nebeneinnahmen und literarischen Erwerb gar nicht einmal zu rechnen! Wurde ich nicht von meiner hochlöblichen Direction in Engagements-Aufträgen entsendet und stand in Diäten? Machte ich nicht außerdem auf eigene Rechnung Geschäfte für eine neue belletristische Zeitschrift, welche unter dem Titel: „Deutsche Blätter ꝛc. ꝛc." vom 1. Januar 1823 erscheinen wollte? Ich war ein bedeutender Mensch. Und erstaunlich herablassend kam ich mir vor, daß ich mich mit einem Gasthause dritten Ranges begnügte, wo mir doch ganz andere Hotels offen standen! Die Studenten machten anfänglich verzweifelt wenig aus mir; meine Titel schienen sie kalt zu lassen. Doch nachdem wir miteinander gekneipt, und sie mich für ein fideles

Haus anerkannt hatten, wurden sie wärmer. Wir zogen Arm in Arm nach dem Theater, in dessen Parterre wir uns mühsam eindrängten. Man gab den Freischützen. Der Componist sollte, von einer Urlaubsreise heimgekehrt, zum ersten Male wieder dirigiren. Aller Augen warteten auf ihn. Auch ich war sehr gespannt, den Meister lebendig zu erblicken, dessen kräftige Kriegslieder ich als freiwilliger Jäger so oft mit den Kameraden auf dem Marsche gesungen. Einige Studenten aus dem kleinen Rauchhause hatten ihn schon gesehen und schilderten ihn als lahm. Einer kannte gar mehrere Weber'sche Vettern und versicherte, jeder von diesen sei lahm und zugleich Musik-Director; Beides gehöre zur Familien-Aehnlichkeit. Während wir nun ungeduldig nach vorn starrten und harrten, wurde es hinter uns lebhaft, und ehe wir's uns versahen, rückte ein großer, prachtvoller Lorbeerbaum heran, in stattlichem Gefäße, mit Blumenkränzen umwunden. Von unzählbaren, aus dem Gedränge auftauchenden Händen getragen, bewegte sich die bedeutungsvolle Gabe dem Orchester zu. Und so thätig und geschickt zeigten sich Alle, die auf dem Wege dahin standen oder saßen, daß der Baum den Platz des Kapellmeisters in demselben Augenblicke erreichte, wo Karl Maria von Weber erschien.

Man wird alt, matt, gleichgültig. Ich bin es auch geworden. Aber noch heute weht mich die Erinnerung dieser Abendstunde mit frischem, jugendlichem Hauche an, und indem ich diese Zeilen niederschreibe, dringen die ersten Töne der Ouverture mir in's Herz, wie durch den

Jubel der Zuhörer, und ein Wonneschauer süßer Wehmuth durchrieselt mich. O, mein Himmel! haben wir geschrieen, ich, und meine Studenten aus dem goldenen Hirsch, und die anderen aus dem kleinen Rauchhause, und alle Uebrigen, alle, alle: „Weber, Weber, hoch!"

Manchem jungen, eleganten Leser, wenn ein Solcher mein Buch in die Hand nimmt, werd' ich sehr abgeschmackt und albern erscheinen, — aber darauf bin ich stolz! — weil ich hier bekenne, mein Wunsch, Weber in der Nähe zu sehen, ihn reden zu hören, wurde zurückgedrängt durch ein Gefühl ehrerbietiger Schüchternheit, welches mich mein Lebenlang abhielt, berühmten, von mir verehrten Leuten ohne Weiteres entgegen zu treten. Gar, wo ich Begeisterung empfand, stand ihr bescheidene Hochachtung zur Seite, und ich hätte um keinen Preis zu ihm hinlaufen mögen, — obgleich ein Secretair des Breslauer Theaters und Redacteur in spe allerlei Vorwände erfinden konnte, an die Thüre eines Dresdener Hofkapellmeisters zu klopfen. Zu Tieck, bei dem ich gern gesehen war, kam Weber zu jener Zeit gar nicht, oder doch sehr selten. So begnügte ich mich denn, unter seinen Fenstern auf und ab zu wandeln und nach dem Erker hinaufzuschauen, der die Ecke seiner Wohnung bildete; war auch darauf gefaßt, Dresden wieder zu verlassen, ohne eine Silbe aus seinem Munde vernommen zu haben.

Gott hatte es besser mit mir im Sinne.

In sanftem Herbstsonnenschein begegnete ich auf der

Terrasse einer beliebten Sängerin sammt ihrem Gatten, die ich einige Monate zuvor in Schlesien kennen gelernt, und die nun auf dem Rückwege von einer großen Kunstreise in Dresden Halt machten. Augenblicklich wurde für den nämlichen Abend ein Zusammentreffen in Chiapone's Keller verabredet: nach dem Schauspiel wollten wir uns finden, um Maccaroni zu speisen und Austern. Sobald diese wichtige Sache geordnet war, spazierten wir plaudernd weiter. Ich erzählte vom neulichen Theaterjubel, von Weber's Empfange, von meinem Entzücken. Die schöne Frau ließ sich's gesagt sein, doch erwiederte sie Nichts. Als ich aber des Abends in jenen traulichen Räumen wartete, die sich über so vielen heitern Künstlerkreisen schon gewölbt, daß sie einen classischen Ruf genossen; als ich mit Freund Chiapone, die Anordnung des kleinen Festmahls besprechend, meine Gäste zu empfangen bereit stand; — da öffnete sich die Thüre, und am Arme der Holdseligen hinkte herein der Meister, dessen Agathe sie so gern und so glorreich in's Leben gerufen. „Ich lade mich selbst ein," sagte er; „ich gehöre ja auch so zu sagen zur Bande."

Das war ein Abend! Einunddreißig Jahre sind seitdem vergangen. Könnte man ihn noch einmal durchleben, man lebte sich, glaub' ich, wieder jung. Wir waren unserer Sechs oder Sieben. Ludwig Robert mit seiner junonischen Gattin befand sich auch in Dresden. Schändlich lügen würde ich, wollt' ich versichern, das Gespräch habe sich lange auf dem Punkte gehalten, den gelehrte, verständige, sittsame, weise Personen als den

Mittelpunkt vornehm-geselliger Würde bezeichnen. Das war Weber's Art nicht. Er konnte sehr ernsthaft sein, wo es galt. Aber wo es darauf ankam, sich gehen zu lassen, zwanglos, lustig zu scherzen, da gab er sich auch ohne Rückhalt hin, da wurde er kindisch, und sein anmuthiges Beispiel wirkte bezaubernd auf jeden Genossen, der eben nicht völlig eingestaubt und eingetrocknet neben ihm saß. Von dem humoristischen Unsinn, den er sprechen, den er die Nachbarn sprechen machen konnte, haben achselzuckende Schönredner und Phrasendrechsler und Süßholzraspler keinen Begriff; sollen, dürfen ihn auch nicht haben. Denn wär' es nicht gar zu traurig um die Künstlerwelt und was darum und daran hängt in dieser Welt bestellt, wenn sie nicht wenigstens ein Recht besäße oder sich nehmen dürfte, in ihren Kreisen des Horatius Worte vom „dulce est desipere in loco" zum Wahlspruch, oder sich bis zu diesem Wahlspruch zu erheben? Lassen Sie sich dieser lateinischen Worte Sinn, schöne Leserin, von Ihrem Vater verdeutschen. Dieser wird vielleicht noch unbefangene Heiterkeit aus seinen Burschenjahren bewahrt haben, um das „desipere" mit Wieland's „holdem Wahnsinn" zu übersetzen. Ihren jungen Herrn Bruder befragen Sie nicht; er ist, fürcht' ich, allzu sehr eingenommen von dem Ernst weltbürgerlicher, politischer Betrachtungen, und würde auf unsere kleine Gesellschaft im italienischen Keller mit Verachtung von seiner deutschen Höhe herab die Nase rümpfen. Unsere Jugend versteht keinen Spaß mehr. Weber verstand ihn. Verstand auch, wie schon erwähnt, guten-s c h l e c h t e n Spaß

zu componiren, vorzutragen, bei Andern zu fördern und zu dirigiren. Ebenso gut und mit ebenso feinem Takte, wie er sein Orchester zu dirigiren verstand. Und wie er dieses ohne Verrenkungen, ohne herausfordernde Actionen, ohne Ziererei — (von welcher sogar ein Spohr, den Stab in der Rechten, sich nicht ganz frei hielt) — mit sicherem, gefälligem Wesen, mit geistiger Gewalt zu leiten wußte, so hielt er auch in der Geselligkeit das schönste Maß zwischen Bewegung und Ruhe. Wer bei ihm, durch ihn nicht behaglich verkehren lernte, der war wohl überhaupt nicht geboren, mit anderen Menschen umzugehen, als nur mit solchen, deren Haupt-Lebenszweck es scheint, bête zu machen und à tout auszuspielen.

Weber gehörte zu jenen nicht häufigen Musikern, bei denen wissenschaftliche Ausbildung, vielseitiges Streben, überwiegender Verstand der ursprünglich-schöpferischen Melodieenfülle keinen Abbruch gethan, dem natürlichen Talente keinen gelehrten Zwang angelegt haben. Er gehörte aber auch zu jenen seltenen Menschen, welche im freundschaftlichen Umgange, im gegenseitigen Austausch der Meinungen und Ansichten eben ihr geistiges Uebergewicht auf keine Weise zur Schau tragen; vielmehr in liebenswürdiger Heiterkeit und Milde dafür sorgen, daß neben ihnen ein Jeder sein kleines Lichtchen leuchten lassen dürfe. Anregend, auffordernd, aufmerksam, belebend wies er in streitigen Fällen und Gesprächen dem Gegner die Stelle an, wo ein bedrohliches Disputatorium leicht und schicklich in's Gebiet des Scherzes und durch diesen zur friedlichen Vereinbarung zurückgeführt werden

konnte. Nur ein Gegenstand machte davon eine Ausnahme. Nur in einer Sache zeigte sich der große Mann kleinlich; nur eines Menschen Name mochte ihn aus der edlen Haltung bringen, die er sonst immer behauptete. Das war die Sache der italienischen Oper; das war der Name Rossini. Da zeigte sich der scharfsichtige und aus klaren Augen blickende Weber blind; da wollte er blind bleiben. Da wollte er sich absichtlich verschließen gegen Schönheiten, die endlich ihm doch nicht hätten entgehen können, hätte er nicht verstockt und trotzig blos auf Mängel gelauscht, — die sich freilich auch im Uebermaße darboten. Es war aber sehr menschlich, sehr begreiflich. Seine Stellung als Kapellmeister einer deutschen Oper im damaligen Dresden macht Alles klar. Die italienische Oper, mit ihrem Führer Morlachi, war das Schooßkind des Hofes. Um ihretwillen mußte Weber manche Zurücksetzung geschehen lassen und erdulden, die er desto schmerzlicher empfand, in je schärferem Gegensatze sie erschien zu der Verehrung, die seines Namens Klang in der ganzen Welt zu erregen anfing, seitdem der „Freischütz" und „Preciosa" des Meisters Ruhm von allen Bühnen verkündeten. Auch zeigte sich die gedankenlose Rossini-Manie, ohne Urtheilskraft häufig nur leerem Geklingel nachhängend, mitunter so auffällig, daß sogar ein Laie wie ich trotz aller Lust an Rossini sich darüber ärgerte. Man brauchte gerade nicht gleich Karl Maria mit Gottfried Weber und Meyerbeer zusammen bei Abt Vogler in Darmstadt Contrapunkt studirt zu haben, um in Verzweiflung zu gerathen über die

unaufhörlich beklatschten Trommelwirbel der gazza ladra im Gartenconcerte des Linke'schen Bades, oder auch über die verwünschten Triolen und anderen Tanzfiguren, in denen der sonst vorzügliche Benincasa und Sassaroli (der Bassist) Verzweiflung darlegten, wenn wegen eines gestohlenen Silberbesteckes die edelmüthigste aller Köchinnen hingerichtet werden sollte, statt jener spitzbübischen Elster. Ich rede vom Jahre zweiundzwanzig. Heute steht es allerdings anders, und in einem dreißigjährigen Kriege der Kritik gegen den Geschmack haben wir einsehen gelernt, daß Rossini auch in seinen schlimmsten Verirrungen immer noch für einen Gluck gelten kann, die dramatische Wahrheit mancher gefeierten Nachfolger neben ihn gehalten. Weber wollte nun einmal nichts von ihm wissen. Des deutschen Meisters Widerwille gegen moderne italienische Musik zwang ihm sogar die kritische Feder manchmal in die Finger; ja, er vergaß sich so weit, eine bittere Parodie der Schiller'schen Kapuziner-Predigt drucken zu lassen, wo er den Schwan von Pesaro ziemlich unverhohlen eine schnatternde Gans schimpfte. Und das war Seiner unwürdig; ich betrachtete dies wie einen Flecken auf des geliebten Todten unsterblichem Nachruhm. Doch gerade weil diese Zeilen seinem mir heiligen Andenken gewidmet sind; weil sie, obgleich mit schwachen Farber, eine bewunderungswürdige Persönlichkeit schildern wollen; gerade deshalb darf nicht verschwiegen bleiben, was am Menschen menschlich gewesen, unvollkommen. Denn nur unvollkommene Menschen können wir wahrhaft lieben. Für solche, die

kein Tadel trifft, hab' ich auch keine Liebe; denen kann ich nur furchtsames Erstaunen widmen und gehe ihnen verzagt aus dem Wege.

Weber wurde bei diesem unserem ersten Zusammentreffen mehrfach in die Enge getrieben von seinem rasch auflodernden Zorne wider Rossini, und von seiner Galanterie für die schöne Sängerin, die dem „Barbier von Sevilla, dem Tancred, dem Othello" ebenso viel Applaus verdankte, als dem „Freischützen;" die folglich gar nicht geneigt schien, unbedingt einzustimmen in seine halb launigen, halb wüthenden Verdammungsurtheile. Um aber durchaus bei der Wahrheit zu bleiben, darf ich nicht verschweigen: es ist mir, als hätte der „Barbier" auf dem Weber'schen index librorum prohibitorum unter den Ausnahmen gestanden und Gnade vor ihm gefunden, quand même!

Ehe wir Chiapone's Keller verließen, um noch einen Gang in die laue Sternennacht zu unternehmen, war schon wieder Versöhnung geschlossen, und Weber drückte dem Friedenstraktate das Siegel auf, indem er uns sämmtlich für den nächsten Mittag an seinen Tisch lud.

Da war es denn erreicht: ich trat in sein Haus! Ich stand ihm gegenüber und seiner Gattin, die mir, theatertoll und närrisch, wie ich noch geblieben war, zwiefach merkwürdig erschien. Zuerst als Frau von Weber; nicht minder sodann als ehemaliger Liebling des Publikums in Prag, wo sie als „Demoiselle Brand" Jung und Alt, Logen wie Parterre, durch Talent, Geist, Anmuth —

und Uebermuth entzückt, ja sogar ihrer Blicke Brand in's Orchester geschleudert und dessen Kapellmeister in Feuer und Flammen gesetzt hatte, welche erst vor dem Traualtare einigermaßen gelöscht wurden. Ohne sie auf der Bühne gesehen zu haben, war mir doch durch lebhafte Schilderungen aus mancher Kenner Berichten ihr ganzes Repertoir, ihre kecke, geniale Darstellungsgabe — (die sich sogar bis an den „Lorenz im Hausgesinde“ gewagt) — bekannt und vertraut. Und ich lieferte, meinen bis in späte Lebenszeit fortdauernden Flegeljahren entsprechend, gleich bei der ersten Anrede eine recht hübsche, brauchbare Dummheit, indem ich beklagte, daß eine so gerngesehene Schauspielerin den Brettern entsagen müssen, was doch gewiß auch ihr unendlich schwer geworden sei. — Sehr schmeichelhaft für mich, sagte Er. — Und Schnuff lachte mich aus.

„Schnuff“ hieß ein Affe; ein kleiner, Herrn und Herrin liebender, schmeichelnder Schlingel, der allen andern ehrlichen Menschen tückisch die Zähne entgegenfletschte. Beide, Weber und dessen Frau, trieben tausend Tollheiten mit ihm. Sie versicherten höchst wichtig, daß Herr Schnuff damit umgehe, ein Werk zu verfassen, worin die Verdienste italienischer Componisten um dramatische Musik gebührend an's Licht gestellt werden dürften; und mehr dergleichen.

Welch' Geheimniß ist es doch um den Zauber, wie bei solch' eines Künstlers Mahle an kleiner Tafel waltet!? Warum perlt der Wein in diesen fröhlichen Kreisen frischer und heller? Warum leiht er den Gesprächen

höheren Schwung, dem Scherze raschere Flügel, den Flügeln duftigeren Blüthenstaub? Da saßen wir „vereint zur guten Stunde," und die Herbstblumen, welche den Tisch zierten, wurden zu Rosen; die Reden wurden zu frühlingsgrünen Zweigen; und sie schlangen sich lächelnd, mit harmlosen Albernheiten durchwebt, um Weber's Haupt. Wir trieben Possen, daß Schnuff allein seine Würde bewahrte. Und mitten in diese kindischen Spiele mischte sich ein hoher Sinn, wenn das Auge der beglückten Gäste sich nach jener halboffenen Thüre wendete, wo neben seinem Klaviere der Schreibtisch stand, an welchem irgend eine armselige Feder in kleinen krausen Schriftzeichen die Weise festgebannt, die durch ferne Welttheile das rührende Gebet verbreitete: „Für mich auch wird der Vater sorgen."

O Karl Maria von Weber! Kranker, leidender, oft betrübter Sänger! Reiner, herrlicher Geist! Ahntest Du, konntest Du im Voraus wissen, welch' andächtige Wonne tausend und aber tausend Herzen erheben werde bei Agathen's himmlischer Melodie, die den Weg empor zeigt, dahin, wo „ein Auge, ewig rein und klar, all' seiner Kinder liebend wahrnimmt?" Warst Du doch glücklich und sorgenfrei; fühltest Du Dich über körperliche und Seelen-Leiden erhoben und getröstet, als Du den frommen Gesang anstimmtest, in den bald einstimmen sollte auf Gottes weiter Erde, wem der Himmel eine Stimme verliehen? Und beben jetzt diese Töne, bei denen wir Deiner stets dankbar gedenken, von Welle zu Welle im klaren Aether bis hin zu Dir, wo Du weilest?

Mischen sie sich mit den Harmonieen, in denen ewige Sänger loben und preisen? — Ja, ja! Du lebst! Du bist! Du wirkst fort! Dort, wie hier.

Er entließ mich bei meiner Abreise von Dresden gütig und liebevoll. Er bewahrte mir seine Neigung und that dies durch freundliche Briefe dar, die ich in Breslau und später an anderen Orten von ihm empfing. Einer derselben schloß mit den Worten: „Unser Theater hat elf Sängerinnen; Max hat einen Zahn; Schnuff ist noch immer beschäftiget, ein Affe zu sein."

Leider marterte ich ihn einige Male durch Zusendung lyrischer Gedichte, die er componiren sollte. Er erwiederte darauf: „Wenn ich ein Lied beim ersten Ueberlesen nicht in mir wiederklingen höre, so ist's nicht für mich. Ihre Gedichte haben mir ganz gut gefallen, doch in Musik setz' ich sie nicht." Dabei lobte er, daß ich nicht beleidiget sei durch seine Offenherzigkeit, und wünschte manchem Dichter ein Wenig von dieser sich still-bescheidenden Entsagung. „Denn (schrieb er) Andere haben die Gichter, ich habe die Dichter; was ich mit Zusendungen gepeiniget werde, seitdem ich unter die berühmten Leute gegangen bin, das ist erbärmlich. Es sollte mich gar nicht verwundern, wenn sie mir nächstens das Intelligenzblatt oder den Reichsanzeiger zur Composition einschickten."

Ich glaub's wohl, daß sich meine Collegen, die Herren Versmacher, nach Weber'schen Noten sehnten! Einen besseren Vorschub, in aller Menschen Mund zu gelangen, konnte es nicht geben. Was sind seine Lieder so

göttlich schön, so volksthümlich schlicht und originell! Und wie Schade, daß viele davon aus der Mode gekommen sind! Schier vergessen! Deshalb scheint es mir recht bedauernswerth, daß ein Liederspiel, welches der verstorbene Karl Blum aus lauter Weber'schen Melodieen, geschickt instrumentirt, künstlerisch zusammenstellte, durch den wenig fesselnden, fast matten Scenenbau ohne besondere Wirkung vorüberging. Es wurde unter dem Titel: „Die Rückkehr in's Dörfchen" in Berlin gegeben und keineswegs mit der Begeisterung aufgenommen, die Webers Manen gebührt hätte. Wenn sich doch jetzt ein bühnenkundiger, zugleich musikalisch-gebildeter Schriftsteller, der die Ansprüche der Gegenwart mit der Achtung für Vergangenheit zu vereinen verstände, darüber machen wollte! Es könnte ein Schatz für Direktionen werden. Auch vermuthe ich, daß die Blum'sche Partitur sich noch in der Bibliothek des ehemaligen Königstädter Theaters, so wie jener des Wiener Hof-Operntheaters vorfindet.

Auf, meine jungen Herren von Geschick! hier ist ein lohnender Stoff, Ihre Fähigkeiten zu üben; und gewiß ehrenvoller, als eine Uebersetzung aus dem Französischen.

Im Jahre dreiundzwanzig ging Weber nach Wien, um daselbst seine „Euryanthe" zum ersten Male aufführen zu lassen. Meine Frau und ich wohnten schon längst im „Wilden Manne," wo wir uns heimisch gemacht, bevor er anlangte. Und wir durften es als ein rechtes Glück betrachten, daß P. A. Wolff, mit dem wir die ersten Wochen unseres Wiener Aufenthaltes durchlebt, nun durch seinen Freund ersetzt wurde. Wolff und

Weber, obgleich zwei innerlich verschiedene Naturen, hatten doch wieder merkwürdige Aehnlichkeiten, die sich hauptsächlich in geistreichem, ruhigem Humor, in geselliger Grazie und in dem, bei Beiden vorwaltenden Bedürfnisse aussprachen, bisweilen kindisch zu sein, Dummheiten zu treiben, scheinbaren Unsinn zu sprechen und zu befördern. Sie waren vertraute Freunde geworden durch — „Preciosa," für welche Weber eine so wunderbar-schöne, charakteristische Musik geliefert, daß sie Wolff's Poesie hoch an Werthe übersteigt, obschon sie auf dieser fußt und von ihr getragen wird. Durch die gemeinschaftliche Arbeit waren sich die beiden W's näher gerückt. Wenn zwei Menschen solcher Gattung sich einmal kennen und liebhaben gelernt, lassen sie nicht mehr von einander. Und diese zwei fesselte noch ein anderes, ein trauriges Geheimniß ihres Daseins zusammen. Weber sah bedenklich, welch' früher Tod ihn erwarte; und er sah in dem großen Schauspieler einen Leidensgefährten; er erkannte wohl Wolff's Krankheit früher noch, als dieser selbst. Leider, daß er richtig sah, für sich und für Jenen.

Seit dem Tage, wo ich, durch ein glückliches Zusammentreffen begünstiget, den theuren Wolff (im Herbst 1820) bei Ludwig Tieck in Dresden eingeführt, arbeitete Letzterer mit allen Kräften dahin, daß Wolff dem Königl. Sächsischen Hoftheater gewonnen werde. Er schreibt ihm*) vom 1. August 1822 nach Berlin: „Mein geliebter

*) Der gütige Leser wird bemerken, daß er es mit einem Handschriftensammler zu thun hat. Allerdings liegen auch die citirten Briefe in Originalen vor mir, und ich prahle gern mit solchem Besitz-

Freund! Mit der größten Sorge, von tiefem Kummer bin ich befallen, seit ich erfahren habe, daß Sie wieder so schmerzlich krank sind. Ich habe Sie, seit ich Sie hier kennen lernte, unter die Zahl meiner theuersten Freunde aufgenommen. Bei jedem poetischen Werke denke ich an Sie und träume mir oft, was wir noch miteinander besprechen und verhandeln können. Erhalten Sie sich ja der Kunst! Dichten Sie noch viel in Zukunft! Ueben Sie noch auf die völlig sinkende Schauspielkunst einen glücklichen Einfluß aus! Denn Sie sind ja doch der Einzige, an den sich eine wahre deutsche Schule lehnen kann. Wären Sie nur hier! Ich bilde mir ein, Sie würden hier gesünder sein! Abgesehen, daß das hiesige Schauspiel unter Ihrer Leitung ein ganz anderes werden würde. Der kleinere Saal (1822) müßte Ihnen schon auf alle Art mehr zusagen. Mit Ihnen könnte ich auch erst gemeinschaftlich Etwas arbeiten. Meinen Empfehl an die tragische Muse, Ihre theure Gattin. Wann werden wir sie wieder sehen? Wann werde ich denn die Melodie und den Wohllaut dieser Sprache wieder hören? 2c."

So weit Ludwig Tieck, dessen Brief an Wolff ich

---

thum. Mag man eine Sammlerwuth, welche lediglich auf leere Namenszüge, auf Curiositäten, Raritäten und andere -täten ausgeht, tadelnd verspotten; — die Freude an Briefen bedeutender Männer, die in Wissenschaft, Poesie und Kunst lebten, wird kein Spötter mir wegspotten. Und ich denke, wenn ich noch einige Jahre das Leben behalte, gelegentlich durch eine Blumenlese aus meiner Sammlung zu bekräftigen, was ich hier gesagt. H.

im obigen Auszuge nur deshalb mittheilte, um einen Brief unseres Weber vollständig daran zu knüpfen, der gewissermaßen ergänzend fortsetzt, was jener erst beginnend vorbereitet: die mit dem trefflichen Berliner Freunde anzuknüpfenden Dresdner Unterhandlungen. Nachdem Weber von Tieck in's Vertrauen gezogen war, arbeitete auch er eifrig daran. Er hätte nicht eifriger sein können, wäre Wolff ein ersehnter Zuwachs für die unter seiner Leitung stehende deutsche Oper gewesen. Daß sich der Kapellmeister dieser Oper mit lebhaftester Theilnahme die Veredelung des recitirenden Drama's angelegen sein ließ, giebt auch wieder einen Beleg für seinen geistigen Werth und beweiset, wie Karl Maria neben der eigenen Kunst auch der Kunst im Allgemeinen, Großen huldigte. Das hier mitzutheilende Schreiben läuft dem Gange meines vorhergehenden Geplauders um ein Jahr voran, denn es lautet aus Dresden vom 27. September 1824: „Mein theurer Freund! In der Verwirrung des Hereinziehens vom Lande schreib' ich Ihnen diese gewiß konfusen Zeilen, um nur ja keinen Posttag in der höchst wichtigen Angelegenheit zu versäumen. Was Ihnen Tieck gemeldet, ist fast buchstäblich zu nehmen: jetzt ist der Zeitpunkt, wo wir uns Sie gewinnen können, oder nie. Und ich bezweifle kaum das Gelingen, wenn Sie nur ernstlich wollen. Ich habe Könneritz von Ihrem Briefe mitgetheilt, was mir nöthig schien. Er nimmt sich der Sache mit Feuer an. Heute Mittag esse mit Könneritz und Lüttichau ganz allein zusammen. Es wird also wahrscheinlich in wenig Tagen ein Antrag an

Sie kommen; denn was geschehen soll, muß bald geschehen. Um nun die Zwischendinge so bald als möglich zu beseitigen, so schreiben Sie mir umgehend, was Sie in Berlin haben. Offenbar verbessern Sie sich, wenn Sie hier dieselben Vortheile erhalten. Ich bin zwar auch Partei in dieser Sache, denn die Freude, mit Ihnen wirken zu können, wäre zu groß! Aber ich bin auch wieder zu ehrlich, und habe Sie zu lieb, um Etwas anzurathen, was Ihnen nachtheilig werden könnte. Lassen Sie aber ja das Ganze noch das tiefste Geheimniß unter uns bleiben.

Das Singspiel in einem Akte erwarte ich mit Vergnügen. Die größere Oper sollte eben für London sein, wohin ich einen Ruf habe. Auf jeden Fall aber nur für vier-fünf Monate. Noch dauern die Unterhandlungen. Sobald etwas Entscheidendes ausgesprochen ist, erfahren Sie es sogleich. Alles Herzliche von meiner Frau und mir an Ihre verehrte Gattin. In treuer Freundschaft Ihr Weber.

Wer mit dem Theatertreiben nur einigermaßen vertraut, die eifersüchtigen Reibungen kennt, die überall zwischen Schauspiel und Oper Statt finden; — (denn neben dem Wiener Hofburgtheater war nur das kleine Oldenburg so glücklich, eine dem recitirenden Drama ausschließlich gewidmete Bühne zu besitzen!) — wer es weiß, wie mit neidischen Blicken fast überall die Führer musikalischer Leistungen ein zeitweiliges Uebergewicht des gewöhnlich vernachlässigten Stiefkindes und Aschenbrödels „deutsche Poesie“ genannt, betrachten; — der

wird Webers Verfahren zu würdigen verstehen und auch hier den hochgebildeten Mann verehren, welcher sich über seines Gleichen erhob.

Wir kehren nach Wien zurück, in den Spätsommer dreiundzwanzig.

Wolff, wie schon gesagt, reisete ab; Weber reisete zu, und wir waren dessen froh. Zwar lag Euryanthe und deren Schicksal wie eine Last auf seiner schmalen Brust, und er athmete manchmal ängstlich auf. Mochten immer die gesangsfertige Grünbaum, der erprobte Forti, der in voller Kraft stehende Haizinger, endlich die in erster Blüthe prangende Sontag glückverheißende Träger seines Werkes scheinen; — verschweigen durften sich's die Freunde nicht; und wenn sie es verschwiegen hätten, er wußte es nur allzugut auch ohne sie, wie es im Jahre drei und zwanzig unter Barbaja um die Zukunft einer neuen deutschen Oper stand. Vergebens schwang Castelli ihr Banner; vergebens rief er nach Hilfstruppen; bei der Mehrzahl des tonangebenden Publikums war ja Rossini's Gegner gerichtet, ehe noch der erste Strich seiner Musik erklang. Ja gewiß, er sah voraus, daß Euryanthe im besten Falle nur einen succès d'estime erringen konnte. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich erzähle, daß er seinem Werke den boshaften Spott- und Beinamen „die Ennuyante" schon prophezeihte, ehe seine Gegner noch daran dachten, etwas der Art zu erfinden. Und das Schlimmste bei der Sache blieb die unwiderstehliche Gewalt der zu jener Zeit vortrefflichen italienischen Truppe, mit deren sich täglich

erneuernden Erfolgen er in die Schranken treten und kämpfen sollte. Wo David, Lablache, Donzelli, Ambrogi, Fedor-Mainville sangen, — man pflegte dazumal Gesang: Gesang, und Geschrei: Geschrei zu nennen, — da ließ sich schwer dagegen aufkommen; sogar wenn diese, jeder in seiner Art einzigen Künstler Opern von Signor Verdi, oder so Etwas, vorgetragen hätten; es brauchte gar nicht Rossini zu sein. Nun war es aber — glücklicher- oder unglücklicherweise — Rossini. Und unser armer Weber mochte sich noch so zornig dagegen anstellen, bisweilen wuchs ihm der geringgeschätzte „Dudler" doch über die Kritik und lief ihm mit dem Kopfe davon. Dann aber wurde Weber erst recht wüthend. Es gab dabei manchen ergötzlichen Schwank. Er hatte eine Loge zu seiner Disposition und liebte, wenn wir ihn darin besuchten. Dies geschah denn auch einmal während der Aufführung der „Cenerentola." Signora Comelli-Rubini in der Titelrolle hätte, mit aller Achtung vor ihrer schönen Altstimme und guten Schule sei es gesagt, ein Bischen jünger, dünner, zierlicher aussehen dürfen. Alles Uebrige dagegen mußte man vollkommen nennen und Lablache wie Ambrogi von einer Vollendung in Gesang, Parlando, Spiel, Komik, daß ich immer noch vor Freude zappeln möchte, wenn ich nur daran denke. In Webers Loge aber durften wir ans Zappeln nicht denken, weder meine Frau, noch ich; denn wir wollten den reizbaren Freund nicht wissentlich kränken. Wir schluckten also unser Entzücken, so gut es gehen wollte, hinunter und zappelten inwendig; was uns auch wäh-

rend des ersten Aktes leidlich gelang. Im zweiten jedoch, beim Duett zwischen „Dandini und Magnifico,“ welches, mag es immerhin eine Nachahmung Cimarosa's heißen, nichts desto weniger ein Meisterwerk genannt werden muß, trieben Ambrogi und Lablache ihre Buffonaden so in's Erhabene, daß wir Webers Nachbarschaft vergaßen und in das Jauchzen des überfüllten Hauses einstimmten. Als wir wieder zur Besinnung kamen, war Er verschwunden. Am nächsten Morgen — wir sahen uns öfters beim Frühmahl — befragte ihn meine Frau, warum er gestern so plötzlich aufgebrochen, und ob er unwohl gewesen sei? Nein, erwiederte er, ich wollte nicht länger bleiben. Denn wenn es diese verfluchten Kerls schon so weit bringen, daß solches nichtswürdiges Zeug mir zu gefallen anfängt, da mag der Teufel dabei aushalten! Wir schrieen laut auf, dies sei die größte Lobeserhebung, die der italienischen Oper noch zu Theil geworden. Zuletzt mußte er selbst lachen über seinen Ingrimm.

Wir lachten überhaupt viel, wenn wir mit ihm zusammen waren. Dafür sorgte er redlich. Er verstand, Andere lachen zu machen; er ließ sich ebenso willig zum Lachen bringen; er war ein dankbares Publikum und nahm sogar meine schlechten Witze hin.

Wie mächtig das alte Leopoldstädter Theater mit Schuster, Korntheuer, Raimund, Sartori's, der Ennöckl, Huber, Krones u. A. ihn anzog, ist leicht zu denken. Und wie sich, die mit ihm waren, an seiner Freude erfreuten! Welche unvergeßlichen Abende in „Faust's

Zaubermantel, — Bürger in Wien, — Aline, — Fiaker als Marquis, — Leopoldstag" — und wie sie alle heißen, jene prächtigen Farcen, derengleichen heute nicht mehr gedeihen will, weil . . . ja, weil die Unbefangenheit fehlt, oben wie unten; auf der Bühne, wie im Parterre! Reizte uns das Theater nicht, so fuhren wir auf's Land, kehrten in irgend einem Dorfwirthshäuschen ein, immer sicher: Wein zu finden, gebackene Hähndel und — schwarzen Rettig. Ohne diesen that es Karl Maria nicht. Er lebte übrigens höchst mäßig, theils durch seine körperliche Schwäche, theils durch Vorwalten geistigen Lebens in ihm auf Enthaltsamkeit angewiesen. Nur Zweierlei war ihm so lieb, daß er zum lüsternen Näscher daran wurde: Gefrorenes — und schwarzer Rettig. Er klassifizirte in folgender Art: erst kommt der liebe Gott; dann müßte bei mir von Rechtswegen gleich die Musik kommen; aber ich kann mir nicht helfen, erst kommt der Rettig, der geht vor; dann erst kommt die Musik; hernach Gefrorenes; und hernach alles Uebrige. Aber der Ruhm? fragte meine Frau; Weber, der Ruhm? — Nichts gegen schwarzen Rettig! entgegnete er mit einem Ernst, daß man wohl wähnen durfte, es sei ihm auch mit dieser Versicherung Ernst. Darin vor Allem bestand die Gewalt, die jeder seiner Späße über den Hörer übte, daß sie nicht allein ohne Lächeln gesagt wurden, sondern daß sie auch das Gepräge überzeugender Wahrheit an sich trugen. Und worin läge denn auch sonst, was wir Humor nennen, als in dieser Doppelmischung von bitterer Thorheit mit scherzhafter Wehmuth? War es nicht

eben dieser Humor, der den Aermsten dann kurz vor seiner Londoner Reise sagen hieß: ich möchte in die Luft fahren, wenn Einer sich noch so freundschaftlich erkundiget, wie es mit meinem Befinden stehe? Als ob er das nicht schon längst wissen müßte, wofern er wirklich Antheil an mir nähme, der Narr? Einem solchen antworte ich auch regelmäßig: „wie mir's geht? sehr gut; nur daß ich die Halsschwindsucht habe; aber das macht weiter Nichts, mein theuerster Gönner!"

Das war, wie gesagt, erst später. Zur Wiener Epoche stand es noch nicht so schlimm, daß nicht auch bei ihm, wie bei den meisten Leidenden dieser Gattung, Niedergeschlagenheit mit momentaner Hoffnung abgewechselt hatte. Gerade so, wie bei'm Hinblick auf den zu erwartenden Erfolg der Euryanthe. Ueber diesen war er Mittags, wo er aus den Singproben kam, wohl so ziemlich getröstet, und meinte: es wird sich schon machen. Des Abends jedoch, gar wenn er wieder Gelegenheit gefunden, die vorherrschende Geschmacksrichtung zu bewundern, schüttelte er den Kopf und murmelte: „hat mich der T— geritten, daß ich mich in dies Wespennest setzen mußte?"

Zuversichtlicher als er, weniger Hypochonder, zeigte sich die Dichterin des Buches, Frau Helmina von Chezy, die gekommen war, der Einübung der Euryanthe beizuwohnen, und die ebenfalls im Wilden Mann abgestiegen war. Sie, gleich uns; und wir, wie Weber; und Weber, wie Wolff; und Wolff, wie Eduard Devrient: wir sämmtlich hatten viel gelitten und litten noch; nicht so-

wohl durch theilnehmende Besorgniß um Karl Maria's und Helmina's poetisch-musikalische Tochter, als vielmehr, daß ich es höchst prosaisch eingestehe, durch eine Masse unzählbarer Feinde, die weder Schlaf, noch Ruhe gönnten, die sich vorzugsweise unsere ausländischen Häute zum Tummelplatze ihrer „Rösel's Insekten-Belustigungen" auszusuchen schienen und uns, als ob auch wir, Jeder und Jede ein wilder Mann und eine wilde Männin wären, förmlich tättowirten. Ich selbst habe doch siebzehn Jahre später in demselben Hôtel unangefochten von ähnlichen Friedensstörern geschlafen. Gott weiß, welch' ein feindseliger Zauberer im Sommer und Herbst dreiundzwanzig derlei Landplagen über uns verhängte! Weber machte sich anheischig, vollständige Partituren von uns herunterzulesen, die besagte Schnellschreiber in punktirter Manier auf uns gestochen. Wolff, etwas empfindlicher Natur, hatte unbedenklich am meisten auszustehen gehabt. In seiner Ungeduld hatte er sich aus feiner, mit Wachs getränkter Leinewand einen lebensgroßen Sack nähen lassen, und in solchen mußte ihn sein Diener allabendlich bei'm Schlafengehen schieben und einbinden bis an den Hals, so daß nur der Kopf ungeschützt blieb. Auf diesem hielten dann die durstigen Blutsauger ihren rechten Hexensabbath; und weil der Patient beide Hände im Sack stecken hatte, konnte er das Antlitz nur unvollkommen vertheidigen. Er brachte grimmige Nächte zu, mit Sack, wie ohne Sack; und diese waren Grund, daß er seinen Wiener Aufenthalt abkürzte. Weber begehrte den berühmten Sack als Vermächtniß, damit er sich säcken

und zur Donau schleppen lasse, wenn Euryanthe durchfalle. Die verschiedenartigen Ausbrüche verschiedener Verzweiflungen gaben uns freilich viel zu lachen, wo wir am Tage zusammen kamen; das hinderte doch nicht, daß unser nächtliches Lager bisweilen zur Folterbank wurde. Was blieb am Ende übrig, als eben dieses Lager so spät wie möglich zu besteigen? Und dazu war denn die „Ludlamshöhle" das sicherste Mittel. Aus dieser gab es so leicht kein Entkommen. In meinen Memoiren (Bd. III. pag. 193 II. Aufl.) hab' ich flüchtig angedeutet, wie Weber sich anfänglich gegen die nicht immer zarten Ludlamsspäße gesträubt. Ja, ich glaube fast, hätte nicht die Rücksicht für sein Debüt als Operncompositeur warnend im Hintergrunde gestanden, er wäre zum zweiten Male nicht wieder eingetreten. Etwas dem Aehnliches vertraute er mir, als wir am ersten Abende nach seiner Aufnahme mit einander heimgingen. Doch nach und nach lernte er sich fügen, und zuletzt lebte er sich so tief und fest in diese Höhle, die ihres Gleichen auf Erden nicht mehr hat, daß „Agathus der Zieltreffer, Edler von Samiel" — (so hieß er als Ludlamit) — der feurigste Verkünder ihrer Herrlichkeiten wurde und blieb.

Meiner Frau und mir war es nicht beschieden, die erste Aufführung der Euryanthe in Wien abwarten zu dürfen.

Wir mußten scheiden. Und da wir Lebewohl sagten; da wir innig gerührt unsern aufrichtigen Wünschen für das Gelingen seines großen Unternehmens Worte und Ausdruck zu geben versuchten: — da deutete er feierlich-

ernst auf ein Blatt im Stammbuch meiner Frau, worauf er so eben erst sein Motto als Denkspruch eingeschrieben: „Wie Gott will!“

Einige Jahre sind vergangen, bis Weber den bestimmten Ruf erhielt, sich nach Berlin zu begeben und auch dort die erste Aufführung der Euryanthe zu leiten. Unser hochseliger König liebte ihn nicht. Die Ursachen dieser Abneigung auseinanderzusetzen, würde hier zu weit führen. Doch dürfen wir als sicher annehmen, daß dieselbe nicht allein in der Vorliebe für Spontini wurzelte. Spontini freilich war — schwach genug, Alles anzuwenden, was seine Protectionen ihm gestatten wollten, um der jüngeren Schwester des „Freischützen“ und ihrem Vater die Pforten des Opernhauses so lange wie möglich zu verschließen. Gerade das Nämliche that auf der anderen Seite und im entgegengesetzten Sinne der General-Intendant Graf Brühl, — bei dem es nicht des wohlbegründeten Hasses gegen seinen Erbfeind Spontini bedurfte, damit er Alles aufbot, für Weber zu handeln. Vermittler bei den Einleitungen dieser Begebenheit — denn das war es für Berlin! — ist der gelehrte Reisende, der geist- und gemüthvolle Naturforscher Lichtenstein gewesen; Weber's vertrautester Freund. Theilnehmer waren alle Berliner mit Ausnahme der Indifferenten oder Stockspontinianer.

Der König, zwischen Brühl und Spontini, und zu gerecht, um einen willkürlichen Machtspruch zu thun, übergab die Entscheidung dem Minister Seines Hauses,

dem Fürsten Wittgenstein, der zugleich in Theatersachen oberste Autorität übte. Dieser, dem ganzen Publikum gegenüber in nicht geringer Verlegenheit, erbat sich vom preußischen Gesandten in Wien, vom Fürsten Hatzfeldt, zuvörderst einen ästhetisch-ministeriellen Rapport über die Aufnahme, welche Euryanthe vor etlichen Jahren in Wien gefunden. Fürst Hatzfeldt, ein gewiegter Diplomat, ein Mann von vornehmem Zuschnitt, von fester Haltung, der sogar Bonaparte'n in die Zähne hinein seinem Könige Treue bewahrt, das Leben auf's Spiel gesetzt und endlich, nachdem der Fürstin kühner Muth ihn gerettet, die Achtung und das Vertrauen des französischen Kaisers in solchem Grade davon getragen, daß man im Jahre 1810 keinen besseren Ambassadeur für Paris gewußt, als ihn; — dieser Fürst Hatzfeldt war nebenbei auch Dilettant, machte fait von hübscher Stimme, schmückte zu seiner Zeit die musikalischen matinées in Malmaison mit seinem zierlichen Gesange; italienische Schule galt ihm einzig und allein; er war durch und durch Cavalier, auch im musikalischen Geschmack; — wir können uns leicht denken, wie sein Bericht über Euryanthe mag ausgefallen sein!

Schon triumphirte Ritter Spontini. Aber dennoch zu früh. Graf Brühl war auch ein Ritter und ritterlicher als Jener. Er streckte die Waffen nicht. Er zeigte sich unermüdlich für seinen Freund Weber, und es gelang ihm: der König befahl — Karl Maria wurde berufen.

Ganz Berlin rüstete sich, ihm und seiner Euryanthe

einen Empfang zu bereiten, wie es der Stadt gebührte, in deren Gassen seine Melodien früh und spät erklangen; einer Stadt, wo alle Stände ihn liebten; wo die Dienstmädchen zu sagen gewöhnt waren: „über Weber'n jeht Nichts; mit seinem Jungfernkranz legt man sich nieder und mit dem Jägerkorps steht man auf!“ Bekanntlich hatte der Freischütz das neuerbaute Berliner Schauspielhaus eingeweiht. Auch ein Sieg, den Brühl über des Königs Abneigung, oder richtiger gesagt, den Friedrich Wilhelm der Gerechte über sich selbst davon getragen. Die Berliner betrachteten Weber und dessen Compositionen fast wie ihr Eigenthum. Und als den Ihrigen begrüßten sie ihn auch, mochte er immer sächsischer Hofkapellmeister heißen.

Bevor ich zum Schlusse komme, sei dem alten Schwätzer gestattet, noch einmal von sich zu reden; von einem Lichtpunkt in seinem Schattenleben. Es wurde gerade auf der Königstädter Bühne eines meiner Stücke: „der alte Feldherr“ gespielt. Weber, kürzlich erst angelangt, hatte sich aus Wohlwollen für mich dahin verlaufen. Nachdem der Vorhang gefallen, kam er auf die Bretter. Zuerst das Handwerk begrüßend, sagte er dem Kapellmeister Henning einige Artigkeiten über die vorzügliche Instrumentation der von mir gewählten Volksweisen. Dann faßte er mich mit beiden Händen an und sprach: Ich bin in Euer Theater gekommen mit der Erwartung, hier zu lachen. Nun haben Sie mich weinen gemacht; auch gut. Ich danke Ihnen, und Sie müssen mir ein Singspiel schreiben. Dergleichen hört man auf

langer Lebensbahn bisweilen; aber wie Er es sagte, sagt es kein Anderer. —

Euryanthe wurde denn aufgeführt und wurde, obgleich die Ausführung Mancherlei zu wünschen ließ, aufgenommen mit der Begeisterung, die in allen Seelen vorwaltete für den Herrscher im Reich der Töne. Man darf annehmen, daß zugegen war, wer in der großen, gebildeten Stadt Ansprüche auf Kunstsinn, auf höheres Verständniß, auf Theilnahme am Besseren machen konnte; daß an diesem Abende die Besten den Ton angaben; galt es doch, ihn zu feiern! Wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten, zeichnete sich auch bei dieser Meyerbeer's einflußreiche Familie aus. Sie hätte nicht regsamer, nicht antheilsvoller sein können, wenn der Abend und des Abends Ehren ihrem „Giacomo" gegolten. Daß er nur ja recht ordentlich empfangen wird, unser lieber Weber! rief Amalie Beer, die edle Mutter, die drei ihrer Söhne betrauerte, und welcher Gott zum Besten der Armuth ein so hohes Alter verlieh, jedem Hausfreunde, der sich in jenen Tagen zeigte, ängstlich entgegen. Worauf wir im Chore erwiederten: wir werden schon unsere Schuldigkeit thun! Und wir haben sie gethan. Leider nicht ohne schelmische Seitenblicke nach Spontini's Loge. Denn die Bosheit verlangt manchmal auch ihre Rechte, was man la part du diable nennt. — Wenn auch nicht Dieser, doch ein finsterer Geist war es, der in alle Triumphe des Meisters die düstre Larve grinsend steckte; der ihm in's Ohr raunte: memento mori! „Mit mir ist's aus; ich fühl's, es geht zu Ende,"

das waren seine letzten Worte, als ich am Tage vor seiner Rückreise nach Dresden aus dem Thiergarten von Beer's mit ihm zur Stadt fuhr.

Bevor er die Reise nach London antrat, war mir vergönnt, ihm noch einmal in's Angesicht zu blicken, noch einmal in seinem Hause weilen, an seinem Tische sitzen, ja sogar mit ihm lachen zu dürfen. Eine winterliche Geschäftsreise in Aufträgen der Königstädter Theater-Direction führte mich nach Dresden, und ich flog, durchfroren wie ich ankam, zu ihm. Und er legte Beschlag auf mich, nach seinem Ausdruck, damit wir uns anstellen möchten, als ob wir noch lustig sein könnten. Aber es war bei all' dem eine traurige Lustigkeit. Nach dem Essen führte er mich in sein musikalisches Heiligthum: Ueberall Notenblätter — englische Studien — wohin man blickte: Oberon! Das Feuer brannte ihm schon auf die Nägel. Ich muß die Ohren steif halten, daß ich fertig werde, meinte er. — Und Sie wollen wirklich die Fahrt nach London machen? — Was hilft's! ich denke, die Seeluft soll meinem Halse gut thun! — Aber die furchtbaren Anstrengungen, die Ihnen unvermeidlich bevorstehen? — „Wie Gott will!" — Damit haben wir Abschied genommen. Und es war auf immer.

Inhalt.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.